WETTENHOVI-ASPA



August Strindberg intim



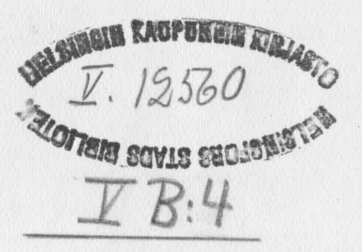
AUGUST STRINDBERG
nach einem Gemälde von Wettenhovi-Aspa

WETTENHOVI-ASPA

AUGUST STRINDBERG INTIM

AUFZEICHNUNGEN EINES ZEITGENOSSEN





KOMMISSIONSVERLAG K. F. PUROMIES BUCHDRUCKEREI A. G.
HELSINKI · SUOMI-FINNLAND

Printed in Finland by K. F. Puromies LTD. Helsinki 1936.

VORWORT DES ÜBERSETZERS

»August Strindberg intim» ist bisher nur in finnischer Sprache erschienen. In dem Bestreben, die darin enthaltenen, sehr interessanten Detailschilderungen auch dem europäischen Publikum zugänglich zu machen, hat sich der Verfasser entschlossen, das Buch in eine Weltsprache übersetzen zu lassen. Schon die finnische Auflage wurde von der Kritik begeistert aufgenommen, so schrieb z.B. der Senator Dr. phil. W. Louhivuori, dass es seiner Meinung nach das beste Buch sei, das überhaupt über Strindberg geschrieben worden ist.

In diesem Werke plaudert Wettenhovi-Aspa sehr amüsant über seine Erinnerungen an August Strindberg und seine Zeit in Paris, als der grosse Dramatiker des Nordens in seelischer Umnachtung an seinen Landsleuten verzweifelte und nach den Erschütterungen seiner zweiten unglücklichen Ehe mittellos und einsam im Quartier Latin sich herumtrieb und mit der bittersten Not zu kämpfen hatte. Er fand in dem etwas jüngeren aber sehr begeisterungsfähigen Wettenhovi-Aspa, dessen Wiege ebenfalls im Norden stand, einen beratenden Helfer und geistigen Freund. Der Verfasser hatte die Gelegenheit, August Strindberg so zu sehen wie niemand zuvor, und er kennt auch alle jene inneren Gründe und Ursachen, die in dem Wesen Strindbergs einen so starken Zwiespalt hervorgerufen haben. Der grosse Dramatiker findet auch dankbare Worte für den helfenden Freund und sein letzer Brief wird in deutscher Sprache erstmalig veröffentlicht. Über den in seiner Heimat erst verkannten und unterschätzten Dramatiker ist später eine ziemlich umfangreiche Literatur entstanden, aber diese hat nicht vermocht, in die tiefere seelische Eigenart Strindbergs einen so unmittelbaren Einblick zu gewähren, wie sein Zeitgenosse Wettenhovi-Aspa, der nun in seinen vorliegenden



Aufzeichnungen Berichte aus dem Leben seines Freundes gibt, und so Licht und Klarheit über die etwas umschattete und heissumstrittene Persönlichkeit schafft. Strindberg hatte damals dem Lande der Schären den Rücken gekehrt und ein arges Misstrauen selbst gegen seine französischen Gönner gezeigt. Der treue Chronist aber besitzt sein Vertrauen und erfährt alle jene kleinen Intriguen und Erregungen, die das cholerische Temperament von Strindberg zum Ausbruch veranlasst haben. Er begeht aber keine Indiskretionen, wenn er uns aus den Licht- und Schattenseiten des grossen Dramatikers einige Einzelheiten mitteilt, denn diese lassen gerade die Gestalt von Strindberg in seinen grandiosen Dimensionen erscheinen und erwecken nur ein Gefühl der tiefen und ehrlichen Bewunderung für den Feuergeist, der vor kaum einigen Jahrzehnten noch die geistige Welt in Brand gesteckt hat. Heute wird Strindberg wohl noch aufgeführt, aber die Zahl seiner Bewunderer ist im Zusammenschrumpfen begriffen, weil die leichte Lektüre und die kitschige Bühnenliteratur sowie die spekulativen Klügeleien der Regisseure den wahren Geist von der Bühne des Lebens verdrängen.

I.

SONDERBAR SIND DIE WEGE DER HERREN

ALS ich im Jahre 1892 meinen Wohnsitz nach Paris verlegte, hatte sich die skandinavische Künstlerkolonie der 1880:er Jahre nach verschiedenen Seiten zerstreut — was mir vielleicht zum Vorteil war. Die wenigen, welche noch geblieben waren, hatten von den Franzosen und von dem immer schwereren Kampfe ums Dasein zu arbeiten gelernt, ein jeder auf seine Art. Höchstens traf man sich abends, nach beendeter Tagesarbeit, am rechten Ufer der Seine, in dem sich am Ende der l'Avenue de l'Opéra befindlichen Café de la Régence, oder auch im Café de Versailles neben dem Bahnhof Mont Parnasse, auf dem linken Seineufer.

Die tüchtigen Saufbrüder »der guten alten Zeit» — deren Kognaksflaschen sich im selben Masse wie ihre Geldtaschen leerten, waren nicht mehr modern. Dies hinderte jedenfalls einen Mann aus dem Norden nicht, dann und wann an den Zechen der Skandinavier teilzunehmen, auch Streit anzufangen und in eine Schlägerei zu geraten, aber das Betrunkensein wurde nicht mehr als Zeichen der Männlichkeit angesehen.

Ich selbst verirrte mich ziemlich selten in die von jenen Skandinaviern bevorzugten Gafés, teils weil ich mir gleich von Anfang an einen eigenen Haushalt in Verbindung mit meinem Arbeitsraum eingerichtet hatte, aber auch teils weil ich lieber französische als skandinavische Zeitungen las. Der einzige Landsmann, den ich des öfteren traf, war der Bildhauer Wille Wallgren, und eines Abends im August

1894, als wir zusammen im Café de Versailles einkehrten, sahen wir August Strindberg dort allein sitzen.

Zur Sommerzeit wurden die Gäste des »Café de Versailles», wie es auch in den meisten Restaurants der Fall ist, auf dem 4—5 M. breiten Bürgersteig, an kleinen runden Tischen bedient. Man sass unter einem Glasdache, im Schatten grosser, in Kübeln steckender Lorbeerbäume. Diese Bedienung im Freien hatte den Vorteil, dass der Speisegeruch aus der Küche nicht in die Nase dringen konnte, aber jetzt haben wir statt dessen den Benzingestank der Autos auszuhalten.

Da ich nie die Gewohnheit hatte, die Bekanntschaft sogenannter »berühmter» Männer zu suchen, und da ich ausserdem den Skandinaviern in Paris am liebsten auswich, setzte ich mich weiter ab an einen abseits stehenden Tisch. Wallgren dagegen ging seinen alten Freund August Strindberg zu begrüssen. Seit vielen Jahren hatten sie einander nicht getroffen. Und so bemerkte ich auch, dass Strindberg sehr erfreut war, seinen alten finnischen Freund wiederzusehen.

Während ihres Gespräches hatte ich Zeit genug, Strindbergs Äusseres zu betrachten, ohne ihn dabei zu stören, da ich ihn im Profil vor mir hatte. Es gelang mir, mein Skizzenbuch heimlich aus der Tasche zu ziehen und ich hatte gerade Zeit, von diesem sonderbaren Mann schnell eine flüchtige Skizze zu entwerfen.

Er sah ganz so aus, wie ich ihn mir auf Grund einiger gesehener Photographien vorgestellt hatte. Er trug einen runden Filzhut, unter dem das dichte, ungepflegte Haar in Strähnen hing. Nur der kurze Schnurrbart war sorgfältig gebürstet und stand empor wie die Schnurrhaare einer gereizten Katze. Die grosse, in einen Knoten gebundene, sogenannte Künstlerkravatte guckte aus seinem geöffneten braungrauen und etwas altmodischen Überzieher, der ein Produkt süddeutscher Schneiderkunst zu sein schien, hervor. August Strindberg hatte wohl ziemlich lange im Café gesessen, da er unterdessen einen ganzen Haufen ausländischer Zeitungen auf dem nächsten Stuhl aufgetürmt hatte. Nach einer Weile kehrte Onkel Wille zu mir zurück mit der Meldung, dass Strindberg gehört habe, dass ich Finnländer und Neffe des verstorbenen Dichters Kalle Wetterhoff sei, und

dass er mich notwendig zu seinem Tische geleiten müsse. Was auch geschah.

Ich wurde ihm vorgestellt, und Strindberg richtete einen prüfenden Blick auf mich aus seinen scharfstechenden stahlgraugrünlichen Augen, deren Pupillen glänzten, wie zwei Punkte unter Fragezeichen.

— Ach so, Sie sind aus Finnland.

— Jawohl.

— Da wissen Sie vielleicht etwas über meine erste Frau Siri von Essen? Sie wohnt in Helsingfors.

— Ich bin wohl in dieser Stadt geboren, aber erstens habe ich jetzt zwei Jahre in Paris gelebt, und zweitens habe ich seit meinem zwölften Jahre, wo ich in eine Schule in Deutschland kam und dann die Akademie der Künste in Kopenhagen absolvierte, nur kurze Besuche in Finnland gemacht. Aus diesem Grunde kann ich leider nichts über Frau Siri von Essen berichten, die ich gar nicht kenne.

Strindberg wandte seine Augen ab und liess seinen Blick traurig über den offenen Platz bei dem Bahnhof Montparnasse schweifen. Dann sagte er seufzend:

— Ich habe mir oft die Frage gestellt, wie sie wohl jetzt aussehen mag — und wie es ihr wohl geht!

Man konnte merken, dass es ihm schwer fiel, seine erste Frau zu vergessen. Ich schloss daraus gleich, dass seine zweite Ehe die Wunden nicht hatte heilen können, welche eine Ehescheidung immer und in allen Verhältnissen in die Wurzeln des Herzens schlägt, obgleich man sie selbst nicht immer gleich bemerkt. So lange Wallgren in unserer Mitte weilte, entstand keine besondere Unterhaltung zwischen Strindberg und mir. Wir sprachen nur über Kunst und Künstler überhaupt und insbesondere über die damaligen Verhältnisse in der Kunst in Paris.

Aber plötzlich schnellte Onkel Wille hoch und sagte:

— Du, der du einem so kurzen Weg nach Hause hast, kannst hier bleiben und Strindberg Gesellschaft leisten. Ich muss nach Hause eilen, weil ich morgen früh aufstehen muss.

Ich glaube fast, dass Wallgren sich aus dem Staube machte aus Furcht, dass diese »Sitzung» sich in eine skandinavische ausdehnen könnte. Sei dem wie ihm sei, seiner Ge-

wohnheit gemäss bis zum letzten angenehm plaudernd, fügte er hinzu: — Übrigens möchte ich bemerken, dass ihr euch gegenseitig nicht mit unnötigen Titeln und derartigen Unsinn schimpfen sollt! Ihr seid schon Kinder desselben Geistes, wenn auch verschiedenen Alters und bei uns Künstlern ist immer der Brauch gewesen, die Titel gleich zum Teufel gehen zu lassen. Ich werde dabei Pate sein.

August Strindberg ging sofort auf den von Onkel Wille vielleicht etwas zu übereilten Vorschlag ein, indem er mir über den Tisch die Hand reichte.

Ich sagte dazu:

— Aber wir müssen doch zuerst ein edleres Getränk haben — wenn wir Brüderschaft trinken sollen.

— Durchaus nicht. Wir sind doch keine »Kollegienasessoren». Mein Name ist August.

Damit war die Frage erledigt. Brüderschaft wurde nicht »getrunken», sie dauerte aber dessen ungeachtet bis zum Lebensende.

— Ich werde Dich übrigens nicht Sigurd nennen, denn ich hasse solche grossartigen, altnordischen, gesuchten Namen, wie Fritjof und Ingeborg, sondern ich nenne Dich »Finnteufel», so wie ich auch den alten Karl Wetterhoff nannte!

— In diesem Falle dürfte ich Dich auch August nennen, wenn ich nicht — Onkel sagen soll.

Schon gut, darüber könnt ihr beide untereinander streiten, warf Wallgren ein, verabschiedete sich und ging.

Ich hatte keine Eile, darum blieb ich auch sehr gern, um mit dem Verfasser von »Meister Olof» und dem »Züchtiger des Königlichen Schwedens» Gedanken auszutauschen.

Der Augenblick fing mit Schweigen an.

Ich erinnere mich dann, gefragt zu haben, ob August mir bei einem Glase Absinth Gesellschaft leisten wolle, denn dieser Likör ist, mit Eiswasser genossen, ein erfrischendes Getränk bei der Hitze.

Strindberg lehnte dankend ab, denn er hatte schon einen Absinth getrunken; er wollte grundsätzlich nicht zwei trinken, ausser in besonderen Fällen. Wir einigten uns leicht darüber, dass ein Absinth nur erfrischend wirke, dagegen zwei die entgegengesetzte Wirkung hätten. Ich schlug

dann Filtermokka vor und Strindberg ging freudig auf diesen göttlichen Trunk ein, wobei er sagte: — Kaffee kann ich masslos trinken. Als der duftende starke Pariserkaffee in seiner Kanne dampfend auf dem Tisch erschien, sagte ich:

— Onkel Wille war recht freundlich, uns allein zu lassen, unter uns, wie er sagte.

— Wieso?

— Weil, so lange Wille dabei ist, niemand sonst zu Worte kommt oder gar einen Laut von sich geben kann, denn er ist als »Wortführer» allgemein bekannt.

— Ach so, hat er auch diesen Fehler?

— Jawohl, aber dies ist auch sein einziger. Sonst ist er ein gottbegnadeter Mensch, der in ein paar Tagen ungefähr ein Dutzend kleiner Skulpturen aus dem Ärmel schüttelt, und dazu nie zwei einander ähnliche, obgleich alle erinnern...

— An ihn selbst — darin verbirgt sich die wahre schaffende Kunst. Gewiss, Wallgren wird noch weit gehen, falls ihm ein langes Leben vergönnt ist, nachdem er von den »grossen» Skulpturen und den grossen Denkmälern Abstand genommen und begonnen hat, jene Tausende reizender, kleiner Zierden und Kleinigkeiten zu machen. In diesen hat er sich selbst gefunden, ganz wie H. C. Andersen, der die fünffüssigen Jamben fahren liess und statt dessen ein kleines Märchen über das hässliche Entenjunge schrieb.

August sah etwas ironisch aus, als er dann sagte:

— Denke Dir, wenn Bellman »Meister Olof» und ich »Den alten Noah» geschrieben hätte, dann wäre auch ich in Stockholm in den Büchern der Helden eingetragen, vielleicht sogar Mitglied der schwedischen Akademie!

— Wir pfeifen auf die Akademien! Weisst Du nicht, dass *akka*, finnisch geschrieben, alte Frau bedeutet, und das Wort *acca* der alten Ägypter wiederum — *Kuh*, weshalb es Grund zu der Annahme gibt — dass die griechische Akademie, die sich ausserhalb Athens befand, anfangs eine Weide für Kühe war.

— Dies war verdammt gut gesagt! entgegnete darauf Strindberg. Schade nur, dass »unsere Akademien diesen ihren Ursprung nicht kennen.

— Dieselbe merkwürdige Nemesis scheint wie ein Alpdruck auf allen Akademien zu ruhen. Auch in der Künstlerakademie in Kopenhagen wurde das Leben binnen kurzem unerträglich, so dass ich in die Schule Kröyers ging.

— Ach so, Du bist also ein Schüler Kröyers? Ich traf ihn oft in Dänemark. Er war ohne Zweifel der beste Maler des Nordens. Wie war er als Lehrer?

— Derart, dass, wenn dänische junge Leute hierher nach Paris kommen, um sich z. B. bei Bonat als Schüler anzumelden, dieser ihnen ins Gesicht lacht, und sich wundert, was sie eigentlich in Paris suchen wollen, wo sie doch Kröyer in Kopenhagen haben.

— Zum Teufel, wann werden wir Skandinavier so gescheit, dass wir nicht, um zu fischen, uns vom Meere entfernen.

In diesem Augenblicke ging ein junger Mann an uns vorüber, verstohlen mit dem Kopfe nickend, als er mich mit einem fremden Herrn sitzen sah. Strindberg rollte sich eine Zigarette, und nachdem er sie angezündet hatte, sah er sich um, wobei er den jungen Mann bemerkte. Dieser hatte sich in einiger Entfernung von uns an einer anderen Tisch gesetzt.

Zu meiner Verwunderung merkte ich, dass August unruhig wurde. Er sah bald mich, bald wie vergleichend, den eben Eingetretenen an. Dann runzelte er die Stirn töricht nervös.

Der junge Mann hatte Bier und »Hufvudstadsbladet»*) bestellt. Er schien zu lesen, aber sass uns so nahe, dass er jedes Wort hören konnte, besonders wenn Strindberg ziemlich laut schwedisch sprach in der Überzeugung, dass alle anderen Cafégäste Franzosen wären. Sein Blick liess den eben erschienenen jungen Mann nicht los. Zufälligerweise merkte ich, dass ein Nasenflügel von ihm zu zittern anfing — und auf der gegenüber liegenden Wange zeigte sich ein roter Fleck.

Mir wurde schon etwas peinlich zu Mute, denn ich hatte Strindberg für einen völlig gesunden Kraftmenschen gehalten.

— Was ist dir jetzt . . ?

*) Eine Zeitung aus Finnland.

— Ich konnte mich der Frage nicht enthalten.

— Ist das nicht merkwürdig? Du hast ja die ganze Zeit neben mir auf dem Stuhl gesessen — und plötzlich . . . Sehe ich Etwas Unnatürliches?

— Wieso Unnatürliches?

— Weisst Du, antwortete Strindberg geheimnisvoll flüsternd, weisst Du, dass Du einen Doppelgänger hast?

— Das wusste ich wahrhaftig nicht, obgleich ich anfing beinahe verstehen, worauf er abzielte. — Guck dahin — dort sitzest Du in zweiter Auflage, wenn auch etwas flotter gekleidet, und doch bist Du in derselben Zeit auf Deinem alten Platze, hier neben mir. Nein, das ist wirklich furchtbar!

— Aber gar nicht, antwortete ich beschwichtigend, denn jetzt merkte ich, dass Brandes in seiner Behauptung, Strindberg sei ohne Zweifel ziemlich eigentümlich, man möchte sagen abergläubisch, recht hatte. Nein, ich kann hier nichts Schreckeinjagendes sehen. Dort sitzt ein junger Mann, der auch äusserlich an mich erinnert — zugegeben — aber warum soll das furchtbar sein?

— Er erinnert an Dich — jawohl — oder Du erinnerst an ihn — ist er Dein oder bist Du sein Doppelgänger?

— Der Teufel mag es wissen!

Jetzt drehte ich mich um, um den jungen Mann zu betrachten, der freundlich lächelnd mit dem Kopfe nickte.

Das wurde Strindberg zu viel. Er warf die Zigarette aus der Hand mit den Worten

— Hast Du nicht selbst gesehen, wie er uns zulachte?

— Gewiss, aber wir können ganz ruhig sein: Gespenster lachen sehr selten oder nie!

Es dauerte einige Augenblicke, ehe ich mir darüber im Klaren wurde, dass Strindberg in der Tat die reinste Wahrheit meinte. Denn anfangs hielt ich diesen Unsinn für irgendeinen scherzhaften Einfall.

Strindberg war wirklich dadurch aufgeregt, weil der Unbekannte sowohl mir zugenickt als, wie er glaubte, uns ausgelacht hatte.

— Kennst Du ihn? fragte er schliesslich ganz ausser sich.

— Aber gewiss, ich habe ihn seit meinem fünften Jahre gekannt, denn dann kam er als mein Bruder zur Welt.

— Na zum Teufel.

Diese Worte entschlüpften seinen Lippen wie ein Seufzer der Erleichterung.

— Das hättest Du gleich sagen können! So, Du hast einen Bruder hier?

— Jawohl, er lebt ständig in Strassburg, wo er seinen Doktor der Staatswissenschaft machen soll, aber er macht immer dann und wann einen Abstecher hierher, nach Paris um sich im Gespräch mit französischen Mädchen im Französischen zu üben.

Nachdem ich Strindbergs Nerven beruhigt und ihn überzeugt hatte, dass er einen lebendigen Menschen und nicht ein geheimnisvolles Wesen vor sich hatte, wandte ich mich an jenen Fremden, ihm zurufend:

— Hallo, Thore, wann bist Du in die Stadt gekommen?

— Mit dem Nachtzuge.

— So. Und wo wohnst Du?

— Bei der Venus von Milo.

— Das sieht Dir ähnlich. Ich habe Dich auch den ganzen Tag nicht gesehen. Besuche mich doch!

— Danke danke — ich komme morgen zum Mittag.

Strindberg war jetzt wie umgewandelt. Er sagte, dass er sich freute, unser singendes »Finnisch-schwedisch wieder mal zu hören. »Auf diese Art sprach auch Siri.»

— Wie merkwürdig! Nach unserer finnischen Ansicht, spricht man wieder bei Euch in Schweden »singend».

Plötzlich begann man ganz nahe hinter uns ein ohrenbetäubendes Heulen und Brüllen zu hören. Es war ganz, als ob man dem grössten Elefanten Indiens einen Weisheitszahn ausgerissen hätte oder durch das Herz der allergrössten Gorilla der Urwälder Afrikas ein Bajonett gejagt hätte, denn wer es nicht mit eigenem Ohren gehört hat, der würde nie im Leben glauben, dass aus der Kehle eines menschlichen Wesens ein solches Brüllen hervorkommen könnte.

Der arme Strindberg schnellte von seinem Stuhle hoch in die Luft, fiel ermattet wieder auf ihn zurück, ganz wie der dumme August im Zirkus Busch in Berlin.

Das Heulen setzte fort:

»Le Soir». Demandez Le Soir! Dernière edition! Demandez Le Soir!

Der Schreier war einer der bekanntesten Zeitungsverkäufer von Paris, einer der verfluchtesten Schreihälse, die ich je gehört habe. Seine donnernde Stimme hätte sogar Gambetta besiegen können, von dem behauptet wird, dass er eine der lautesten, brüllendsten Stimmen Frankreichs hatte.

Strindberg schien im Begriff zu sein, zu fliehen.

Welche höllischen Mächte, schimpfte er für sich, haben eben jetzt aus ihrem Maule jenen heulenden Affen gespeit? Welche dunklen Mächte . . . ?

— Die Redaktion der Zeitung Le Soir, antwortete ich. Jetzt erst bemerkte ich, wie gereizt die Nerven des alternden Meisters waren. Er schnellte von seinem Stuhle empor wegen des Schreies eines gewöhnlichen heulenden Zeitungsgorillas. Selbst wusste ich zu jener Zeit kaum aus eigener Erfahrung, was das Wort »Nerven» überhaupt bedeutete, ausser dem, was in der Schule eingepaukt worden war, »Stricke, an denen der Wille des Geistes durch die Vermittelung des Rückenmarkes zieht, um unseren Körper wie eine tanzende Puppe in Bewegung zu setzen.» Aber dass jene Stricke so leichtgereizt werden können, dass sie statt dem eigenen Willen auch einem fremden Willen gehorchen können, das hatte ich früher nie so deutlich gesehen wie jetzt, wo ich Strindbergs Bekanntschaft gemacht hatte.

Nun also, das Brüllen des Zeitungsteufels dröhnte von neuem, indem er über den offenen Platz zum Bahnhof »Montparnasse» lief, die neuesten »Nachrichten» in der Faust.

— Glaubst Du, dass eine solche Kreatur etwas von dem Platzschreck versteht?

— Das schon nicht — aber er kann einen nervösen Menschen so erschrecken, dass er vom Schlaganfall getroffen wird, und der Teufel mag wissen, ob nicht eben dieser Platzschreck die Folge davon sein kann.

Über dem ganzen offenen Platz schien die zitternde Luftschicht geladen, in jedem Moment in Platzschreck auszu-

brechen, denn die Lautwellen rollten über den offenen Platz, zurückgeworfen von dem hohen Giebel des Bahnhofgebäudes, wie ein Ruf um Hilfe aus der Öde:

Le Soir! Demandez Le Soir! Le Soir!

II.

PLAUDEREIEN ÜBER POLARFORSCUNG IM ALLGEMEINEN UND ÜBER NANSEN UND ANDRÉE IM BESONDEREN

WENN man sich eine Vorstellung machen möchte über die von Strindberg in Paris verbrachte Leidenszeit auf Grund dessen, was er selbst in seinen Büchern »Inferno» und »Legenden» hat erzählen können, da könnte man leicht einer von einigen schwedischen Kritikern dargelegten Ansicht anheimfallen, dass Strindberg während dieses ganzen Lebensabschnittes nichts anderes machte, als sich mit seinem eigenen Ich zu beschäftigen und sich darin zu vertiefen.

Dies war durchaus nicht der Fall. Während der ganzen Zeit, wo ich Fühlung mit ihm hatte, war er im Gegenteil der eifrigste Beobachter.

Er las alle Tage verschiedene französische Zeitungen, wie den offiziellen »Le Temps» und das halboffizielle »Journal des Debats» und gewöhnlich auch die Boulevard-Zeitungen »Le Matin» und »Le Soir». Aber er war darin dem »Orangutang» Heinrich Ibsen ähnlich, dass er alle skandinavischen Zeitungen im Café de Versailles für sich sammelte — um sie jedoch nicht zu lesen.

Damals besuchte ich sehr oft jenes Café eigentlich nur, um Strindberg zu treffen, weil fast alle übrigen skandinavischen Stammgäste mir dort unbekannt waren. Zu dieser Zeit gab es dort auffallend viele Norweger, lärmende, trinkende Bohème-Maler, die alle in gespannter Erwartung waren, dass ihr Fritjof Nansen die »reine» norwegische Fahne auf dem Nordpol aufpflanzen sollte.

Der Nordpol, Nansen und Andrée waren zu dieser Zeit die brennenden Tagesfragen. Die Norweger, die Strindberg natürlich dem Äusseren nach kannten, hatten in den skandinavischen Zeitungen des Cafés gelesen, dass sein Namensvetter sich für eine Reise zusammen mit Andrée vorbereitete, um mit ihrem Nansen zu konkurrieren — und jetzt sahen sie den augenscheinlich selben Strindberg mit mir in Paris sitzen und die teure Zeit mit unendlich langen Gesprächen bei dampfendem Kaffee vergeuden.

Das wurde den Norwegern denn doch zu viel. Dies war unmöglich länger auszuhalten, ihre Neugier steigerte sich von Tag zu Tag. Srindberg fühlte sich immer mehr von ihren prüfenden Blicken belästigt.

Schliesslich kam eines Tages einer von diesen »norwegischen Norwegern» an unseren Tisch heran und, ohne sich vorzustellen, fragte er, ob der Herr nicht August Strindberg sei.

— Jawohl. Was wünschen Sie?

— Ich bin Korrespondent einiger norwegischer Zeitungen.

— Meinetwegen. Was geht das mich an!

— Ich möchte nur eine Sache wissen.

— Falls Sie Zeitungen haben wollen, so nehmen Sie nur!

— Entschuldigen Sie, darf ich nicht mit Ihnen sprechen?

— Sie wollen natürlich wissen, was ich über Nansen denke?

— Ja, auch das!

— Strindberg, der offenbar beschlossen hatte, sich wie eine Schnecke in ihr Gehäuse zurückzuziehen, sagte: Nansen wird natürlich — den Südpol erreichen!

— Der Norweger glich von oben bis unten einem lebendigen Fragezeichen.

— Den Südpol??

— Ja, eben! Den Südpol!!

— Aber das klingt eigentümlich. Ich verstehe nicht.

— Sie brauchen auch nicht zu verstehen.

— Wissen Sie denn nicht, dass Nansen sich am Nordpol befindet?

— Na, wenn Sie schon einmal wissen, dass er dort ist, warum fragen Sie denn?

— Aber, Herr Strindberg, Sie beabsichtigen doch selbst, zum Nordpol zu fahren?

— Durchaus nicht! Der Sohn meines Vetters hat die Absicht, sein Leben zu wagen, um Andrée zu retten.

— Ach so! Aber warum glauben Sie denn, dass Nansen sich zum Südpol begibt?

— Aber verstehen Sie nicht, antwortete Strindberg, ohne eine Miene zu verziehen oder sonst irgendwie den Spott merken zu lassen — dass Mutter Erde in der Mitte ein Loch haben kann, ganz wie ein Saturnus-Ring oder ein Kringelbrot, und wenn Nansen an den inneren Rand kommt, so fällt er durch die Erdkugel — und kommt am Südpol heraus.

— Ausserordentlich interessant! Wunderbar! Es ist wahr, alles in der Welt dreht sich um das Loch in der Mitte...

— Scheren Sie sich zum Teufel!

Der Norweger macht eine Verbeugung und verschwindet.

— Glaubst Du, dass er genug bekommen hat? fragt August.

— Ich denke.

Übrigens beurteilte Strindberg ziemlich streng dieses Wetteifern um den Nordpol. Er behauptete, nicht verstehen zu können, wie man nur so Millionen wegen dieses Wettlaufes, dessen wissenschaftliche Bedeutung verhältnismässig übertrieben war, hinwerfen konnte.

Meiner Ansicht nach hatte er recht. Daher sagte ich:

— Was die dreifachen Selbstmordpläne Andrées und seiner Gefährten betrifft, kan man ja auf eine bescheidenere Art sein Leben verlieren, als mit einem Luftballon nach einem ausgedachten Punkte zu fliegen und dabei die ganze Welt zum Zeugen seines Verschwindens zu nehmen. Kannst Du nicht an Deinen jungen Vetter schreiben und ihn warnen?

— Was geht uns das an, ein jeder sehe sich vor! Aber offen gesagt, es gereicht dem Namen Strindberg nicht zur Ehre, dass es einen solchen Strindberg gibt, der ebenso dummdreist ist wie ein Andrée oder Fränkel! Übrigens braucht man sich nicht zu wundern, dass jene Bengels mich

für denselben Strindberg, den künftigen Braten der Eisbären, hielten, wo einmal boshafte Personen meine eigenen Kinder aus der ersten Ehe nach Stockholm eingeladen hatten, um mit anzusehen, wie ihr Vater in ein Luftballon eingepackt und in die seeligen Jagdgefilde jenseits des Polarkreises geschickt wird!

— Wer kann so herzlos sein?

— Vielleicht irgend ein »ständiger» Witzbold der Schwedischen Akademie.

Weisst Du, wenn die Leute mal so einfältig sind zu sprechen und zu fragen, was darüber geredet worden ist, so lass doch unseren Freund Spada aus »Stockholms Dagblad» mit Dir sprechen und Dich über Deine Ansichten befragen! Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, Andrée vor diesem verrückten Unternehmen zu warnen.

— Dafür bedanke ich mich. Daraus würde nur ein neuer Sturm entstehen, und ich wäre solch ein schlechter »Patriot», dass ich sogar meinem eigenen Landsmann nicht die Ehre gönnte, den Nordpol entdeckt zu haben. Nordenskjölds Lorbeeren geben Andrée schon sicher keine gesegnete Ruhe.

— Was das Wort Landsleute betrifft, so ist ja Nordenskjöld eher mein Landsmann, dazu noch in derselben Stadt geboren wie auch ich, in der Hauptstadt Finnlands.

— Das haben sie vergessen — und er befindet sich unter dem Schutze derselben Fahne wie Andrée jetzt.

— Aber zum Teufel, welche Freude glaubt die Wissenschaft an diesem Selbstmord zu haben?

— Vielleicht sind die Herren neugierig zu erfahren, was der Kompass auf dem Nordpol denkt?

— Zum Kuckuck mit dem Kompass! Wenn er einmal unnütz ist, so braucht man ihn nicht! Und wenn man ihn braucht, dann macht jener Teufel immer Scherz. Ich habe den Kompass nur benutzt um magnetische Stürme zu untersuchen, die mich plagen und mein Leben mit Unruhe füllen, so dass ich vor lauter Schlaflosigkeit ganz vom Ziele abkomme. Aber wollen wir zum Sohne meines Vetters zurückkehren, ich kann wahrhaftig nicht verstehen, welchen Nutzen man davon haben kann, dass er sein junges Leben opfert, um

nach dem zu forschen, was alle schon längst wissen, nämlich, dass, wenn man am Nordpol steht, Polaris sich gerade über dem Kopfe befindet, und unter den Füssen ein Eisblock liegt, den man im Winter ebenso gut anderswo untersuchen kann.

Vielleicht gehen sie, um die eingedrückte Oberfläche der Erdkugel zu untersuchen?

— Die Erde ist schon — gab August zur Antwort, so eingedrückt und platt wie möglich — mein Vergleich über das Brot mit dem Loch in der Mitte ist vielleicht mehr bezeichnend als es dieser Schlingel von Norweger verstand.

Diese lustige, paradoxe Behauptung Strindbergs, die Erde sei platt wie ein Brot mit einem Loch in der Mitte, war vielleicht gar nicht so bildlich gedacht, denn während eines Spazierganges auf dem öden Boulevard Vaugirard unter glänzendem Sternhimmel kam er zu diesem Paradoxon wieder zurück. Er wollte sogar für diesen Einfall eine wissenschaftliche Stütze in der Tatsache finden, dass Nordenskjöld, der Jüngere, zu dieser Zeit einen heimlichen Saturnusring um die Erde entdeckt zu haben glaubte.

In der Tat gibt es einen solchen Ring, jedoch nicht um die Erde, sondern um die Sonne. Es scheinen Staubkörner zu sein, welche die Sonne selbst durch den Strahlendruck ins Weltall schiebt. Aber Strindberg liess sich durch Nordenskjölds Irrtum so beeinflussen, dass die Erde selbst dieser Ring oder »das Brot mit dem Loch» sei, und seine Phantasie rief in seiner Seele alle möglichen Gedanken wach, nach welchen zu guterletzt selbst Nansen, dessen Rückkehr von der langen Nordpolsreise man eben erwartete, durch den Ring herunterfallen und vor den Leuten — am Südpol erscheinen könnte!

Übrigens behauptete Strindberg viel früher als Nordenskjöld, im Jahre 1894, in seinem »Antibarbarus»Buche sich solche hierher gehörende Erscheinungen vorgestellt zu haben. In diesem Buche behauptete er, bewiesen zu haben, dass die Erde die Form eines Ringes habe, indem er das Nordlicht, das zodiakalische Licht und dgl. auf besondere Art erklärte, und dass aus all dem klar wurde, dass die Erde viel platter war, als Nansen hatte annehmen können.

— Aber vielleicht ging Nansens Reise hauptsächlich darauf aus, die Tiefen des Eismeeres auszuloten?

— Dummheiten! Homo sapiens wird sicher nicht einen höheren Zustand des Glückes erreichen, wenn das Eismeer eine Tiefe von 2000 oder 3000 Meter aufzuweisen hat — oder vielleicht noch tiefer ist — oder nimm an, dass es durchschnittlich nur 5 oder 10 Meter tief ist.

— Warte mal ein wenig, wenn die Dinge so glücklich wären, viellleicht würden auch für homo sapiens ein bischen bessere Lebensverhältnisse auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel möglich werden.

— In welchem Verhältnisse könnte die Tiefe des Weltmeeres zu diesen Dingen stehen? Strindbergs Gesicht drückte Zweifel aus und der auch ohnehin kleine Mund verzog sich zu einem schmalen Strich.

— Wenn es so wäre, könnte man verhältnismässig leicht die kalten Wasserfluten des ganzen Eismeeres auf dem anderen Weg wegpumpen, durch die Behring Strasse.

— Welchen Nutzen hätte man davon? Neues Wasser würde doch gleich statt des früheren aus dem Atlantischen Ocean fliessen?

— Sat sapienti! Das ist des Pudels Kern! Das Wasser in der oberen Schicht des Atlantischen Ozeans ist sehr warm, und ausserdem könnte ein grosser Teil des gesegneten Golfstromes in das Becken des Eismeeres eingesogen werden. Dann würde alles Eis schmelzen, »Grönland» würde in der Tat seinem Namen nach »grünes» Land werden, und ganz Sibirien, ebenso wie Kanada würden sich in Paradiese verwandeln. Dann könnte man Bananen auf Skansen (Volkpark in der Nähe Stockholms) pflanzen und Wein in Nord-Schweden bauen! Was sagst Du dazu?

— Und wer soll an der Pumpe arbeiten? schob Freund August dazwischen. Die Eisbären?

— Nein, zum Teufel, lass die Sonne und den Mond die Arbeit mit Hilfe von Ebbe und Flut ausführen.

Sie haben schon die Kräfte dazu von Ewigkeit zu Ewigkeit.

In der Behring Strasse werden Dämme wie in eine Saugpumpe gemacht und durch diese saugt die Flut des

Stillen Meeres das Wasser aus dem Eismeere, aber bei der Rückkehr drückt das Wasser die Luken der Schleuse durch den eigenen Druck zu, so dass das Wasser nicht zurückfliessen kann. Auf diese Art bleibt es immer in Bewegung, wie ein Perpetum mobile von Ebbe und Flut eine Wasserzirkulation von Ozean zu Ozean.

— Hm, das ist kein verrückter Gedanke. Aber wer wird es tun?

— Amerika natürlich.

— Ja ja, in Europa lohnt es sich nicht, etwas Derartiges vorzuschlagen. Aber in England, das ja das Mutterland Kanadas ist, müsste diese Frage doch ein gewisses Interesse erwecken. Und Russland...

— Wir wollen nicht von Russland sprechen, lehnte ich ab. Aber die Erben Russlands werden wohl einmal in weit entfernter Zukunft an diesem Schaffen teilnehmen.

In Schweden drückt man sich nicht vor solchen grossen Unternehmungen, setzte Strindberg seinen Gedankengang fort. Der Göta Kanal war seinerzeit eine Grosstat, aber Schweden hat wirklich so wenig Interessen in den Polargegenden zu bewachen, dass der Anteil Andrées schon genügt.

— Aber sage mal, wie tief ist die Behring Strasse? Könnte man dort wirklich Dämme bauen?

— Aus den Spezialkarten geht hervor, dass ihre Tiefe zwischen 58 und 10 Metern schwankt, und in der Mitte der Strasse liegen ausgerechnet die Diomedes Inseln. Indem der Schöpfer der Welt diese Inseln gerade zwischen Asien und Amerika legte, hat Er selbst darauf hingewiesen, was zu tun ist!

— Hast Du sonst zufälligerweise gehört, dass man sich in Amerika lange mit dem Gedanken beschäftigt hat, einen Tunnel unter die Behring-Strasse zu bauen, um eine gerade Eisenbahnverbindung zwischen Amerika und Asien-Europa zu erzielen?

— Wozu sollte das nützen? Ein Tunnel würde ja viel kostspieliger werden als unser Damm, auf welchem ein Zug ebenso einfach als auf einer Landstrasse sich bewegen kann. Der Tunnel kann nur einer Sache dienen, während unser Damm *zwei* Fliegen mit *einer* Klappe schlägt.

— Dieses geschieht nicht mehr zu unserer Lebenszeit. Vergebens erwartest Du, dass Dickson eine Summe stiften soll.

— Aber ist es nicht lächerlich, dass solche Selbstmordkandidaten, wie Andrée, Fränkel und Dein junger Verwandter eine Menge Leute wie Dickson für ihre Bestrebungen begeistern können. Für Torheiten sind die Leute immer bereit, ihre Geldtaschen zu öffnen!

— Ja, entgegnete Strindberg seufzend, die menschliche Einfalt ist, wie Renan sagt, ohne Grenzen, und nach der Ansicht Schillers kämpfen die Götter vergebens gegen die Dummheit.

— Ist das ein Wunder? Die »Götter» selbst sind ja ein Produkt menschlicher Dummheit — warum sollten sie gegen ihren eigenen Erzeuger kämpfen. Aber wenn wir jetzt zu den Selbstmordplänen Andrées zurückkehren, so bin ich der Ansicht, dass sein ganzes Unternehmen auf den Entschluss, nicht mehr zurückzukommen, gerichtet ist.

— Ich glaube auch nicht, dass er die Absicht hegt, zurückzukommen, erwiderte August mit Nachdruck.

— Wenn er wirklich darauf eingestellt ist, nach dem Nordpol zu segeln und auch wiederzukehren, dann wäre es ja die einfachste Sache der Welt zehn Luftballons zusammen zu verbinden und zwischen den Körben einen Gang zu machen.

— Wären nicht drei Körbe genug, antwortete August darauf. Wenn einer streiken würde, hätte man ja noch zwei übrig.

— Natürlich lieber drei als einer. Ich halte doch an der Zahl zehn fest, denn dann könnte man Segel zwischen ihnen spannen und von gutem Südwind getrieben, würde man in einigen Stunden ziemlich nahe an den Pol gelangen.

— Lieber Finnteufel! Ziehe Du bloss Deine Segel ein! Verstehst Du denn nicht, dass, was in der Luft herumschwebt, von selbst Segel ist; Deine zehn Ballons wären schon selbst mehr Segel als nötig ist. Du hättest wahrlich keine besonderen Segel nötig, um das tote Gewicht zu vermehren.

— Schön, August, Du hast Recht, ich werde die Segel einziehen und bitte um Entschuldigung. Aber ich gehe von

den zehn Ballons nicht ab, denn ihre vereinigte Tragkraft wird es ermöglichen, eine wirklich vielseitige Ausrüstung mitzunehmen ein Zeltbau, leichte aus Bambus und Rohr verfertigte Schlitten, mehrere Hunde, auch genügenden Proviant, Petroleum und ein paar leichte Gewehre mit der notwendigen Munition wegen der Eisbären und der Wasservögel. Wenn dann Gegenwind die Rückkehr hindert, so kann man ja den Ballon verlassen und die Erde betreten, den Überzug als Zelttuch benutzen und mit Hundegeschirr und drei Paar Skis den nördlichsten Punkt Grönlands zu erreichen suchen.

— Schon leicht gesagt, aber wer bezahlt alle Deine zehn Ballons?

— Aber — wenn niemand die Ausgaben für 10 Ballons bestreiten will, muss man recht artig sein und zu Hause bleiben. Denn mit einem einzigen Luftballon sich nach dem Nordpol zu begeben — das ist Torheit!

— Zugegeben, das ist die reinste Verrücktheit. Aber von Deinen zehn Ballons kann ich nicht viel...

— Wieso?

— Angenommen, dass einer von ihnen Feuer fängt und platzt, dann platzen alle die anderen: dann fällst Du zur Erde und wirst zerschmettert, wie es vielen anderen ergangen ist — und wie es Andrée zweifellos ergehen wird!

III.

WAR STRINDBERG MUSIKALISCH?

DIE Frage, ob Strindberg musikalisch war oder nicht, war nicht sehr leicht zu erörtern. Es ist doch sicher, dass er es nicht im grossen Masse war.

Denken wir uns eine Skala zwischen dem absolut musikalischen Gehör oben und dem unmusikalischen Ohr zu unterst — so wäre das Gehör Strindbergs etwas unter der Mitte zwischen beiden anzusetzen.

Zwischen dem grössten Lyriker Schwedens, Bellman, und dem grössten Dramendichter, Strindberg war ein so grosser Unterschied, dass man sie für ausgesprochene Gegensätze halten konnte. Strindberg war darüber ganz im Klaren und sein gegen den »olympischen» Carl Michael Bellman gerichteter Widerwille glich einer spöttischen Herablassung.

Demjenigen, der in der Tiefe des Herzens und der Seele Bellman fühlt, liebt und bewundert, und dabei nicht nur als Sänger und Dichter und als den unübertroffenen Schilderer fein getroffener Zeitbilder und Rokokoidyllen, sondern vielleicht noch mehr seine Begabung, die wie ein göttlicher Sonnenstrahl sich in unseren kalten Norden verirrt hat, — dem war es ein Rätzel, wie Strindberg es dazu bringen konnte, mit saurem Spott all dem den Rücken zu kehren, mit der Bemerkung: »Lakai-Dichtung» . . .

Er spottete über Carl Michaels unterwürfige Bittschrift, in der er sich um eine ziemlich schlecht bezahlte Stellung als Hofpoet und Dramaturg bewarb.

— Kannst Du, fragte Augustus, etwas Dramatisches darin finden, dass einige Schauspieler und Schauspielerinnen der Reihe nach dem König Gustaf III. Loblieder singen wie in Bellmans »Divertissement» zum Geburtstag des Königs?

— Ich fand keine Worte und ich blieb ihm die Antwort schuldig. In meinem Atelier wo die Guitarre von Bellman wie von dem geliebtesten Hausgotte träumte, konnte ich meine Gefühle nicht in Worten ausdrücken, sondern ich nahm meine Flöte und begann Bellman zu pfeifen. Ich versuchte so zu spielen, dass Strindberg sich von dem »Schmetterling in Haga» gerührt fühlen sollte — aber wissen Sie, was er sagte?

— Ja — Finnteufel, pfeifen kannst Du schon!*)

Von diesem Augenblicke an war ich ganz überzeugt, dass Wille Wallgren nicht übertrieben hatte, als er behauptete, Strindberg hätte schon in der Jugend, in den 80:er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts einen Gassenhauer allen Gesängen Bellmans vorgezogen. Man könnte behaupten, dass Strindberg mit einer solchen Aussage der ganzen Musikkunst entsagt habe . . .

Jedoch behaupte er, die Musik der Orgel mit Genuss zu hören, wobei er hinzufügte, dass die Orgel das einzige Instrument sei, dass in ihm ein Gefühl der Andacht erwecke; das beweist, dass die Musik auf ihn nicht einen unmittelbaren, sondern einen durch Denken hervorgerufenen Eindruck machte.

Klavierspiel war ihm dagegen ein Greuel. Es brauchte hier gar nicht die Rede zu sein von den tastenden, hilflosen Übungen eines Neuanfängers, es konnte ebenso gut das Spiel eines vollkommenen Künstlers sein, Schumanns: »Aufschwung», oder Schuberts herrliches »Impromptu». Er erklärte, dass der Unterschied zwischen den sanften Lufttönen der Orgel und den zehn Hammertasten sehr gross sei, und dass diese nicht nur die Töne des Klaviers anschlügen, sondern auch gerade seine eigenen Nerven dadurch gereizt würden.

Er schielte ein wenig nach meinem kleinen Mahagoniklavier, das ich zu meiner grossen Freude und zu meinem Entzücken während einer Versteigerung erstanden hatte. In Strindbergs Gegenwart wagte ich kein einziges Mal es zu spielen, und ich wunderte mich daher sehr, dass er eines Tages von selbst fragte:

---

*) In Schwedisch: Nog kan du flöjta — Finfan!

— Hast Du den Stimmer zu dem Klavierkasten?
— Gewiss. Wieso?
— Lass das Ding aufs geratewohl umstimmen.
— Aber zu welchem Zwecke denn? fragte ich verblüfft. Es ist schon so ganz ungestimmt.

Strindberg antwortete:

— Es wäre interessant, alle Töne in ein einziges Chaos umzustimmen, und dann irgend eine bekannte Melodie zu spielen.

Glaubst Du nicht, dass man auf diese Weise etwas ganz Neues und bis jetzt Unbekanntes in der Musik bekommen könnte?

— Das glaube ich kaum, lautete meine Antwort. Es wäre kein Wunder auf diese Weise etwas Neues zu schaffen — aber Musik entsteht dadurch nicht!

Auf meine Frage, wie August auf einen so merkwürdigen Gedanken gekommen sei, dass die neue Tonkunst keine harmonischen Akkorde benötige, antwortete er, dass ihm solcher in der Grossen Oper Berlins gekommen sei, als er dort Wagners »Walküre» hörte. Es war ein Nachklang von den Zeiten, wo Wagners Musik teilweise für die Musik der Zukunft gehalten wurde. Strindberg behauptete, lieber »Lohengrin» und »Tannhäuser» hören zu können, in welchen noch eine gewisse Handlung und klangvolle Musik war. Aber in den späteren Musikdramen Wagners, wie z. B. in der »Walküre» hatte er weder Musik noch Drama gefunden. Er war der Ansicht, dass Wagner die Idee zu der altgermanischen barbarischen Musik der »Walküre» auf der Leipziger Messe oder auf der Messe irgend einer anderen Grossstadt bekommen hatte, wo ungefähr ein Dutzend grosser Karussels in vollem Betriebe sind und zur gleichen Zeit alle Riesen-Drehorgeln, Trompeten, Trommeln und Pianolas mit Dampf oder Elektrizität in Bewegung gesetzt werden.

— Ein solches Höllenkonzert, von einem Dutzend Pianolas hat sicher auf Wagner einen gewaltigen Eindruck gemacht, welches noch barbarischer war als die Musik der alten Germanen: und war nicht selbst der Ritt der Walküre durch die Wolken des Theaters wie eine Erinnerung an den Zirkus Schumann in Berlin; wobei das Zirkus-Orchester gern den Zuhörern die Feuerzauberin als Gewürz für die Walküren-Nummern der Kunstreiterinnen darbietet.

— Es kann sein, — antwortete ich meinerseits darauf, — dass dabei das Trarara pling plong des Orchesters und der Glocken ziemlich viel an die Tingeltangel-Musik erinnert. Dieses kann zugegeben werden, aber darin ist noch viel anderes, genussbringendes besonders, wenn man es oft hört.

— Was ist das für eine seelische Speise, die man kauen und wiederkauen soll, ehe sie verdaut wird? Nein, Mozarts Musik zu diesem Gesang ist anders:

Reich mir die Hand, mein Leben,
Und geh auf mein Schloss mit mi-i-r,
Ich will Dir Bratwurst geben
Und auch ein Seidel Bi-i-ier.

— Sieh mal, das ist Kunst, die ein jeder versteht und eben darum hat vielleicht der deutsche Studentenhumor diese neuen Worte da hinzugefügt. Aber sei es mit der Musik der Wagner-Opern, wie es sei, von einer dramatischen Handlung kann man mindestens nicht sprechen. So kann z.B. eben in der »Walküre» der grosse Bierbass, der den Odin oder Wodan darstellt, endlos lange auf das Schwert gestützt stehen und irgend eine epische Erzählung vortragen, deren Worte ausserdem vollkommen in dem Getöse des starken Orchesters verhallen. Aber was für eine Handlung — merke wohl, »Drama» bedeutet »Handlung» — besteht darin, dass der arme Bierbass 10 oder 15 Minuten den Odin brüllen soll, nach Bier rufend, ohne jedoch für seine durstige Kehle einen einzigen Trunk zu erhalten.

In dieser Richtung ging Strindbergs Urteil über Wagners Musikdramen. Er hat selbst einige Jahre später in seinen »Legenden» zugegeben, dass er »Wagners Grösse» nicht verstanden hat. Er schreibt: »Indem ich Wagners »Rheingold» lese, finde ich den grossen Verfasser und verstehe, warum ich die Grösse dieses Tonkünstlers nicht verstandn hatte, dessen Musik nur Begleitung seiner Textworte ist.

Also deutete Strindberg Opernmusik, begonnen bei Mozarts »Don Juan» bis zum »Lohengrin» Wagners — aber

nichts mehr; jedoch war er ausserordentlich begeistert von George Bizets »Carmen», worin er sowohl Musik als auch dramatische Handlung fand — obgleich Bizet niemals seine Oper »Musikdrama» genannt hat.

Inzwischen eine Anekdote über Wagner und Alex. Dumas, dem Älteren, welche Alex. Dumas, der Jüngere, selbst unserem Freunde August erzählt hat. Dumas, der Ältere, machte einmal einen kurzen Besuch in Bayern bei Richard Wagner, den er kennen gelernt hatte, als jener in Paris Meyerbeers Schüler war. Wagner empfing seinen Gast in einem langen samtenen Schlafrock und mit einer Samtmütze auf dem Kopfe. Dumas soll dieses für einen Mangel an Aufmerksamkeit gehalten haben, denn Wagner bemerkte es, wurde etwas verlegen und bat um Entschuldigung, dass er nicht Zeit gehabt hätte, sich umzukleiden, aber er hätte geglaubt, einen Künstlerkollegen im »Arbeitsanzug» empfangen zu dürfen.

Dumas bat, dass Wagner nicht vergessen solle, ihm, wenn er nach Paris käme, einen Besuch zu machen. Einige Zeit darauf musste Wagner wirklich nach Paris reisen, um die Aufführung des »Lohengrin» zu arrangieren. Er erinnerte sich seines Versprechens und ging, um Alex. Dumas, den Älteren, zu besuchen, musste aber lange im Vorzimmer warten. Dumas beschloss, in aller Eile seinen Anzug zu wechseln, um Wagner einen kleinen Denkzettel zu geben. Der Alte zog gewaltig grosse Reitstiefel an, deren Hacken glänzten, bewappnete sich mit einem Harnisch, stülpte einen Papierkorb auf den Kopf und entnahm seiner Waffensammlung einen entsetzlich langen Säbel und ein altes plumpes Gewehr. In dieser Aufmachung stiefelte er mit grossem Gepolter in das Vorzimmer, den nichts Schlechtes ahnenden Wagner so erschreckend, dass dieser fast einen Schlaganfall bekam. »Fürchten Sie sich nicht, Monsieur Wagner, ich hatte nur nicht Zeit gehabt, meine Kleidung zu wechseln, sondern ich empfange Sie als Künstlerkollegen in meinem Arbeitsgewande. Ich bin nämlich soeben dabei, das Buch 'Die drei Musketiere' zu verfassen».

Unser August fühlte eine grosse Sympathie für den unsterblichen »Carmen»-Verfasser George Bizét, aber diese

soll durchaus nicht aus dem tiefen Verständnis der sprudelnden und eigenartigen Musik der »Carmen» erweckt worden sein, sondern eher aus der grossen Teilnahme an dem erschütternden Schicksal des unglücklichen Tondichters. Dieser musste, kaum 36 Jahre alt geworden, fast vor Hunger vergehen in seiner eigenen Hauptstadt Paris. Paris war für Bizét dieselbe furchtbare Hölle, wie einmal für Strindberg. Die Opernbesucher der Stadt Paris, die an Gounods »Faust» und »Romeo und Julia» und an »Mignon» von Thomas und andere ähnliche süssliche Musikspiele gewohnt waren, verstanden gar nicht die mehr geistige und scharf akzentuierte Musik Bizéts. Zu all dem gelang es dem allmächtigen Gounod, der in dem Tondichter der »Carmen» einen gefährlichen Konkurrenten witterte, Bizét die Türen der Grossen Oper für immer zu verschliessen. Nach Strindbergs Ansichten war es geradezu lächerlich, dass eine so hochwertige Oper, wie »Carmen» für alle Zeiten zu einer minderwertigen Opernklasse, »Komische Opern» genannt, verurteilt wurde. Einige Monate darauf, als »Carmen» beendet war (1875), hatte der fast Hunger leidende Bizét nicht mehr Kräfte genug, zu leben. Er starb, seinen Landsleuten so gut wie unbekannt.

Erst als »Carmen» ihren Siegeszug von Deutschland aus durch ganz Europa hielt, gingen dem eigentlich ziemlich wenig musikalischen Frankreich die Augen auf, und es entdeckte endlich seinen grössten Operndichter. Als ich im Jahre 1905 wieder in Paris war, dieses Mal ohne Strindberg, wurde »Carmen» zum 1000. Male aufgeführt. Die bewunderte Emma Calvé in der Hauptrolle. Aber nicht einmal diese Festvorstellung wurde in die »Grosse Oper» verlegt, die den Ruf der Nationalen Akademie hat. Strindberg sagte, und mit Recht: »Ein kleiner Teil des Geldes, welches die 'Carmen'-Vorstellungen nur in Paris eingebracht haben, würde Bizét zu einem absolut reichen Mann gemacht haben.»

Strindbergs im Vorbeigehen gemachter Vorschlag, die Saiten meines Klaviers aufs Geratewohl straff oder lose zu spannen, damit man auf diese Weise eine neue Musik erhalte, hatte ich fast für einen scherzhaften Einfall gehalten.

Es war nicht schwer, meine Überraschung zu begreifen, als ich einmal später gelegentlich eines Besuches beim Freunde

August erfuhr, dass er in einer französischen Zeitschrift, die auf seinem Tische lag, einen Artikel hatte erscheinen lassen, der sicher nicht dazu angetan war, seinen musikalischen Ruf zu erhöhen. Der Vorschlag stand da schwarz auf weiss als Tatsache.

Strindberg, der auf jede Art und Weise versuchte, sich als in alle Wissenschaften eingedrungenen Vielwisser bekannt zu machen, wollte augenscheinlich der Abwechslung wegen auch als Erfinder auf dem Gebiete der Musik glänzen.

Der Artikel war überschrieben: »Ein Zufall in der künstlerischen Produktion». Der Verfasser tritt hier als Dichter, Maler, Bildhauer und Musikkünstler auf — ja sogar als Komponist.

Nachdem ich seinen Artikel gelesen hatte, gerieten wir zum ersten Mal in einen heftigen Wortstreit.

— An Deiner Stelle, begann ich, würde ich nie, in der Eigenschaft als Dichter den den Schlussakkord fesselnden Gedanken zugeben, auch nicht, dass die Anwendung der Schlussakkorde ekelhaft ist.

— So, ist das Suchen von Schlussakkorden nicht mühsam? Sicher bindet und fesselt der Schlussakkord den Gedanken!

— Vielleicht, wenn es schwer ist, Schlussakkorde zu finden, aber wenn man einmal dabei ist, wie z. B. der junge Fröding, so hebt es den Gedanken, indem es ihm die Schmetterlingsflügel Bellmans gibt, die Du so tief verachtest. »Auf den Flügeln des Gesanges» sagt der Deutsche.

Was Fröding betrifft, so erweist man Ehre dem, dem Ehre gebührt. Er ist eine Erscheinung, aber wann hast Du bei Bellman andere »Gedanken» als Hei und Juchhei verspürt?

Vielleicht passen meine Beispiele von Fröding und Bellman nicht hierher. — Die Pariser kennen sie nicht. — Statt dessen aber kennen sie Mæterlinck, den Du hier nur darum verspottest, weil er den Schlussreim in die Mitte der Prosa stellt.

Ich will nicht sagen, dass es so ist, aber es riecht doch immer nach Berufsneid. —

— Ein Künstler, der absichtlich den Schlussreim in die Mitte eines Prosastückes setzt, ist wie ein Zirkusathlet, der inmitten wirklich künstlerischer Leistungen ganz unnötige Purzelbäume schlägt. Die Purzelbäume sind für das Publikum auf der Galerie gedacht — so ist es auch der Fall bei Mæterlinck. —

— Aber warum kannst Du nicht jene Ansicht für Dich behalten? — Du schreibst ja nicht für die Galerie, und das Publikum, an welches Du Dich wendest, hat schon längst eben Mæterlinck verehrt. Sein Schauspiel »L'Intruse» (Der ungebetene Gast), worin der unsichtbare Engel des Todes inmitten der Familie erscheint, hat seit 4 Jahren einen grenzenlosen Erfolg gehabt. Z.B. »Mirabeau» hat ihn in dem »Figaro» gerade zum neuen Shakespeare erhoben...

— Sei es, wie es sei. Meinetwegen gern. —

— Deinetwegen, jawohl. Aber ich fürchte sehr, dass Du durch diese Deine Angriffe auf die besonderen Günstlinge des Pariser Publikums Dir die Türen der ganzen literarischen Welt verschliessest — wie Du es auch in Stockholm gemacht hast. —

— Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Stockholm und Paris! —

— Sonst kümmere ich mich nicht um das ganze Teaterpublikum. Wäre es dann nicht besser, für sich selbst das zu behalten, was einen nicht kümmert? Hier kümmert Dich nicht die Musik. —

— Wieso? Im Gegenteil spreche ich ja eifrig für ihre Wiedergeburt.

— Vielleicht, aber scheint es nicht so, als ob Du hier selbst Beethoven mit 5—6 Reihen abtust? Das hat nur zur Folge, dass Du auch die ganze Musikwelt gegen Dich aufhetzest. Wenn Du es wagst, so schimpfe auf Gounod, dessen »Faust» wirklich eine musikalische Zuckerbäckerarbeit ist. Aber wir beide, Du und ich, sind musikalisch zu bescheiden, um an einen Beethoven heranzukommen. Warum willst Du immer an die Spitzen herankommen?

Wenn ein altes morsches Gebäude abgerissen werden soll, muss man doch oben bei dem Dache beginnen.

Strindberg hat in seinem Artikel beschrieben, wie ihm schliesslich Beethovens Pathétique-Sonate, die alt und verstaubt sei, über geworden wäre. Immer nur dasselbe und dasselbe, dessen Umgestaltung zu neuer Harmonie man nicht mehr erhoffen kann. Zum Schlusse hatte August sich sogar nicht mit dieser Unterschätzung Beethovens begnügt, sondern behauptet, dass er einen Musiker diese Sonate hatte spielen lassen und mit Absicht auf einem verstimmten Klavier, dessen Saiten ganz aufs Geratewohl gespannt waren, und liess verstehen, dass er einen ausserordentlichen Genuss an dieser vortrefflichen, vollkommenen, vandalisierten Beethoven-Sonate gehabt hatte, und dass dieselbe dadurch verjüngt und erneuert worden sei.

— Sei vorsichtig, August! Du glaubst ja an Geister. Von den Toten nur Gutes. Denke Dir, wenn Beethovens Geist sich rächen und die Geister bewegen würde, die schon sonst sehr losen Schrauben Deines Musikgehörs noch loser zu machen, sodass Du zuletzt den »alten Noah» nicht von »Ach, Du lieber Augustin» unterscheiden könntest.

— Glaubst Du, brummte August, dass Beethoven das letzte Wort in der Musik gesagt hat?

— Das ist eine andere Frage, worauf nur die Götter antworten können, oder Sibelius, dessen »Schwan» von Tuonela vielleicht schon nach 100 Jahren über den Gesichtskreis von Beethovens Orchestertechnik fliegt. Aber der von Deinem Tonkünstler hervorgebrachte Lärm hat jedoch nichts, mit Beethoven, noch überhaupt mit Musik etwas zu tun. Es ist wohl wahr, wie ein finnisches Sprichwort sagt: »In der Welt giebts viel Radau». Warum konntest Du es nicht als eine Art Scherz vorbringen und nicht gerade als eine »geschehene Tatsache»? Jetzt hast Du nur einen musikalischen oder vielleicht lieber einen unmusikalischen Bumerang geschnitzt, der mit einem Krach auf Deinen eigenen Kopf gefallen ist und Dich lächerlich gemacht hat; denn kein Mensch wird glauben, dass Du irgend einen Tonkünstler in Paris hast überreden können, einen Mordanschlag gegen Beethoven auszuüben.

— Aber man *kann* ja die Sonate auf eine neue Art auf einem gestimmten Piano spielen. Das ist nichts Unmögliches.

— Gar nicht. — Aber man kann ja die Katze am Schwanz ziehen und ihr Heulen als die höchste Art des Koloratur-Gesanges ansehen, oder man kann die Sprüche des Salomon umgekehrt lesen und den Menschen zu verstehen geben, dass sie erst dann die tiefste Weisheit zum Ausdruck bringen.

— Nein, aber Du kannst nicht dazu kommen, den Grundgedanken des Artikels zu verstehen, dessen Bedeutung ist: Das Suchen neuer Formen — ist das Kennzeichen der Kunst der Zukunft. —

— Ich kann nicht verstehen, dass das Alte, um dem Neuen Platz zu machen, notwendig heruntergerissen und in Stücke zerschlagen werden muss. Oder kann dieses Neue aus kleinen Stücken früherer Bildungsformen zusammengefügt werden? Sicher ist es besser, dass der Schuster bei seinem Leisten bleibt und dass wir die Musiker die Entdeckung neuer Gebiete überlassen.

— Auf den Zufall, unterbrach mich Strindberg, kommt es oft an, Neues zu schaffen.

— Ich will nicht die Bedeutung des Zufalls vermindern, aber sie braucht nicht die allgemeine Arznei zu sein. Jedenfalls zeigst Du zu deutlich, dass Du über Musikfragen redest, wie der Blinde von den Farben.

— Wieso?

— Ganz sicher. Du scheinst ja gar nicht zu merken, welcher Unterschied zwischen einem Klavier, bei welchem jeder Ton seine eigene Saite hat, die sich nicht verändert, wenn man nicht deren Schrauben dreht, und der Gitarre besteht, bei welcher jede Saite einen neuen Ton gibt bei der Berührung mit den Fingern nach oben oder unten.

Jetzt fing August an, ungeduldig zu werden, indem er sagte, dass ich mich nicht bemühte, dem Lauf seiner Gedanken zu folgen, aber ich schalt ihn hart:

— Dummheiten, lieber Augustus. Verzeihe meine Aufrichtigkeit und unterlasse es, über die Neugeburt der Musik zu schreiben, denn ich kann versichern, dass Du als Erster die Flucht ergreifen würdest, wie bei Lebensgefahr, wenn Du zufälligerweise die prächtigen Kaleidoskop-Positive in einer halben Meile Entfernung hören würdest.

Aber August glaubte es nicht. Seiner Auffassung nach strebte die Musik um jeden Preis ihrer Neugeburt entgegen.*)

Wenn auch Strindbergs musikalisches Gehör sehr schwach entwickelt war — so z.B. sang er nie, pfiff nur unrein —, so war im Gegenteil sein physisches Ohr sehr empfindlich. Eines schönen Tages behauptete er, mitten in Paris den Kuckuck gehört zu haben und glaubte ganz sicher, dass seine Ohren so empfindlich geworden wären, dass sie Laute vernähmen, die so weit, wie aus dem Walde von Meudon, kamen.

Meudon liegt mehr als 10 km von der Gegend in Paris entfernt, in welcher August wohnte. Das Ereignis schien geradezu unmöglich, aber wer kann es deuten?

Nach offiziellen Angaben gab es zu dieser Zeit in Paris über 100.000 Deutsche aus allen Berufs-Schichten, unter ihnen viele Bierbrauer aus Elsass-Lothringen. Die Deutschen lieben sehr ihre Schwarzwälder Uhren, in deren Gehäuse, wie bekannt, der rufende Kuckuck sich befindet, der mit seinem Rufen jede volle Stunde anzeigt. Das Rufen des künstlichen Kuckucks erinnert sehr an das Rufen des lebendigen Kuckucks, sodass der Laut, den Strindberg vernahm, wahrscheinlich aus — dem nahe gelegenen Bierkeller eines Elsassers kam.

Ihm gefiel diese Erklärung nicht ganz — aber eine andere dürfte schwerlich in Frage kommen. Dass Strindberg manchmal etwas zu hören vermeinte und dass er manchmal, ganz wie die Jungfrau von Orleans, Stimmen hörte, steht ausser Zweifel.

Ein anderes Mal behauptete er, eine solche Stelle in Versailles gefunden zu haben, an welcher eine Art Echo spukte. Da soll man nämlich alles, was in Paris geplaudert wird, vernehmen können. Ueber diese Frage publizierte er einen Artikel in der Zeitschrift »Revue Bleue».

Der Weg zwischen Paris und Versailles beträgt über 10 km.

*) Jetzt haben wir ja den Jazz; hatte Strindberg diesen Unfug schon im Jahre 1894 vorausgesehen? Anmerkung des Übersetzers.

IV.

DIE GLOCKE DES LEBENS UND DES TODES

In dem im vorigen Kapitel erwähnten Artikel »Der Zufall im künstlerischem Schaffen» legt August Strindberg seine Ansicht über die Bildhauerei dar.

EINES Tages hatte er Lust, aus Ton oder Lehm nach antikem Muster einen neunjährigen Jungen mit zum Gebet gefalteten Händen zu modellieren. Aber, mit diesem Modell unzufrieden, gibt er demselben voller Verzweiflung einen Schlag und das Modell drückte die Knie zusammen, seine Arme senken sich, das Haar wird wie ein schottisches Barett und der Kopf sinkt tief zwischen die Schultern.

Und wie durch ein Wunder bemerkt der Bildhauer August, dass er ein Wunderwerk geschaffen hat. Erst jetzt sieht der Knabe wirklich so deprimiert aus, dass er Ursache hat, die Mächte des Himmels anzurufen.

Auf Grund dieser Erfahrung soll Strindberg seinen Bildhauer-Freunden seine Theorien über die neue automatische Kunst beigebracht haben. Da ich nicht darüber im klaren war, ob August wirklich die Wahrheit mit dieser automatischen Bildhauerkunst meinte oder ob es nur ein Scherz war, beschloss ich, die Frage bei erster Gelegenheit vorzubringen. Diese erbot sich ganz von selbst, als ich Beethovens Brustbild nach der Totenmaske des grossen Meisters formte, als ein Geschenk für Jean Sibelius.

Strindberg fand meinen Beethoven gut genug, aber schön wie einen »Uhu».

— Glaubst Du, fragte ich dann, dass ich, wenn ich ihn abwechselnd auf das linke und das rechte Ohr schlagen würde,

seinen brachyzephalen Kopf zu einem dolichozephalen Langschädel umformen könnte? Strindberg hatte sofort die Antwort bereit.

— Wäre dies doch nicht ein »schlagender Beweis» für die Degeneration der Menschenrassen. Selbst habe ich französische Bauern behaupten hören, dass fast alle Hebammen den Schädel der Neugeborenen drücken, um diesem eine schöne Kopfform zu geben und schöne ovale Gesichter zu schaffen.

Auch Hypokrates erzählt, dass die Avaren die Köpfe der Neugeborenen zwischen zwei Brettern drückten, und auch die Indianer mit ihren zusammengedrückten Köpfen machen heutzutage noch dasselbe. Was ist es anderes als automatische Bildhauerei mit lebendigem Material?

— Meinst Du also, dass die Rassenfrage der langen Schädel im grossen und ganzen nicht soviel von dem Einfluss natürlicher Auswahl, des Klimas und der Ernährung abhängig ist wie die von den Hebammen vorgenommene Umformung der Schädel.

— Warum nicht, meinte Strindberg. Jedenfalls scheint es schwer, die Behauptung als falsch zurückzuweisen. Nimm an, dass jemand den Schädel Deines Abgottes Beethoven gleich nach seiner Geburt gedrückt hätte; dann würde er vielleicht ein vornehmeres Aussehen bekommen haben, aber vielleicht würde die 9. Symphonie, von der Du so begeistert bist, nicht geschrieben worden sein.

— Sage das nicht! In manchen Fällen können solche Maulschellen und Druckfehler, für welche Du so eintrittst, das Gegenteil bewirken. Ich kenne jemanden, von dem erzählt wurde, dass er schon lange, seit seiner Studienzeit, nicht ganz bei Sinnen war. Er kam mehr und mehr herunter und schliesslich war er nicht mehr fähig, für sich selbst zu sorgen. Als dann die Männer des Gesetzes ihn in ihre Obhut nehmen wollten, erschrak er so gewaltig, dass er aus dem Fenster des I. Stockwerks auf die Strasse sprang und auf den Kopf fiel! Aber statt sein Genick zu brechen, trat in seinem »Schafskopfe» durch das Aufschlagen eine solche Veränderung ein, dass aus ihm — ein kluger Kopf wurde.

— Wie weisst Du, dass er wieder klug wurde?

— Er fing an, mit Aktien Geschäfte zu machen und jetzt hat er ein kleines Vermögen.

— Potz Teufel, sagte Strindberg; vielleicht war er in der Tat »klüger» als wir beide!

Aber, um zu unserer Bildhauerei zurückzukehren, so bliess die Art, mit der der Autor dieses Buches in Paris Bildhauer geworden war, Strindberg eben Wind in die Segel, was seine Theorie über die Bedeutung des Zufalls in dem Schaffen der Künstler betrifft. August, der alles zwischen Himmel und Erde wissen wollte, fragte einmal, wie es eigentlich gekommen sei — dass Wille Wallgren mich im Handumdrehen zum Bildhauer gemacht hatte.

— Wie konnte er...?

— Zuerst kraft seines Beispiels; und weisst Du auch, dass die Finnen zaubern können?

— Es wäre wirklich interessant, einmal zu erfahren, wie aus Dir zufällig ein Bildhauer wurde, denn ich habe selbst gedacht, mit dem Modellieren zu beginnen.

— Nun gut. Mit 22 Jahren kam ich hierher nach Paris und hatte kein anderes Programm, als mich umzusehen. Auch hatte ich ja vom Staate das Stipendium für Kunstmalerei. Ich besuchte dann Wille Wallgren in seinem Atelier. Ich sass auf einem hohen Schemel und baumelte mit den Beinen, untätig.

Dann nahm Wille plötzlich ein Stück Lehm und schleuderte es auf den Schemel, sodass davon etwas auf meine feinen Beinkleider spritzte. — Fange Du auch an, zu modellieren! Hier in Paris darf man nicht faullenzen. — Da war das Zauberwort. Mehr war nicht nötig. Ich begann, den Ton zu kneten und siehe, daraus wurde zuerst ein Schwan.

— Schau mal! Du kannst ja Bildhauer werden — sagte Wille.

— Ist dass nach Deiner Ansicht mehr als Kunstmaler? fragte ich etwas verwundert.

— Vielleicht. Immerhin ist es etwas anderes, denn hier muss man arbeiten. Einige französische Künstler stehen um sechs Uhr morgens auf und schaffen wie die Ameisen, bis der Abend hereinbricht. Dagegen scheinen einige nordische

Künstler zu glauben, dass es den Künstlern geziemt, herumzufaulenzen und allerorts zu sitzen und zu trinken, und aus Dir kann schon ein Bildhauer werden, wenn Du lernst, zu arbeiten, genau wie ich.

So sprach Wille. Schon gut, sei dem, wie ihm sei, dachte ich für mich selbst und zerdrückte den Schwan. Dann knetete ich die Tonmasse zu einem kleinen Grabdenkmal. In den Ton machte ich eine kleine Vertiefung, wohin ich die Figur eines trauernden Weibleins placierte.

— Donnerwetter, aus Dir kann wirklich ein Bildhauer werden, — sagte Wille wieder. — Ist das nicht lustiger als das unnütze Baumeln mit den Beinen?

— Ja, wahrhaftig.

Ich fasste in meinem Innern den Entschluss und fünf Monate später erschien ich zum ersten Male als Bildhauer im Pariser »Salon».

— Hast Du Dich wirklich nicht früher mit Bildhauerei beschäftigt oder wenigstens Unterricht darin erhalten? fragte jetzt Strindberg.

— Nicht eine einzige Stunde. Aber doch besitze ich jetzt zwei Goldene Medaillen für meine Skulpturen, aber als Maler habe ich nur eine Silbermedaille.

— Weisst Du, was es bedeutet? fragte August mit einer Betonung, sodass ich erwartete, einen ganz besonderen Witz hören zu sollen. Ja, es bedeutet, dass Deine Vorfahren Affen waren, sodass es kein Wunder war, dass Du ohne weiteres Wille Wallgren nachäffen konntest.

— Warum nicht. Ich habe auch nie behauptet, dass meine Vorfahren gefallene Engel gewesen sind. Aber es kann auch bedeuten, dass die Bildhauerkunst gar nicht so schwer ist.

— Wie kannst Du das beweisen?

— Ganz einfach dadurch, dass Divina Paillard, die auch vor ihrer Ankunft hier nicht mit einem einzigen Finger eine einzige Bildhauerarbeit angerührt hatte, die kleine in der Aushöhlung sitzende Frauenfigur kopiert hat, indem sie diese in Sandstein gehauen hat.

— Das beweist höchstens, dass das französisches Volk, zu welchem Deine Divina gehört, ein künstlerisch begabtes Volk ist. — Aber das beseitigt nicht die Behauptung, dass alle Kunst schwer ist.

— Gar nicht. Divina Paillard ist, wie Du weisst, aus der Normandie gebürtig, weshalb ihre Vorfahren ebenso gut Wikinger wie Franzosen hätten sein können. Die von Divina Paillard ausgeführte Kopie braucht gar nicht zu beweisen, dass das französische Volk besondere Veranlagung für die Bildhauerei hätte. Es ist ganz offensichtlich, sie ist allen Völkern angeboren, weil schon die Naturvölker sich Gottesbilder aus Stein oder Holz verfertigten.

Strindberg gab zu, dass das Formen der Bilder bei allen Völkern gang und gäbe war.

Mit Rücksicht auf die künstlerische Veranlagung sind die Finnen, wie bekannt mehr ein Natur- als ein Kulturvolk. Anfangs gehörten alle Bildhauer Finnlands zu den schwedisch sprechenden Gesellschaftsklassen, Walter Runeberg, Stigell, Wickström und so weiter sind nicht gebürtige Finnen. Und ausserdem war Professor C. G. Estlander, der erste Ästhetiker Finnlands, noch der Ansicht, dass man, um Künstler zu werden, wenigstens das Abitur gehabt haben muss. Und die finnisch sprechenden Finnen, die gerade vom Pfluge auf dem Felde oder aus dem Walde kamen, konnten als Künstler oder beim Verteilen der Stipendien gar nicht in Frage kommen. Daher liess man auch den ersten Finnen, der es wagte Bildhauer zu werden, Johannes Takanen, den Sohn eines armen Bauern aus Wiborg, in Rom vor Hunger fast sterben. Was aus Takanen hätte werden können, wenn man ihm volles Verständnis hätte zuteil werden lassen, und wenn es ihm vergönnt gewesen wäre zu leben, das kann man sich beim Betrachten seiner Erstlingsarbeit »Aino» vorstellen. Wie gründlich sich diejenigen geirrt haben, welche die körperliche und geistige Bildungsfähigkeit der finnisch sprechenden Finnen unterschätzt haben, geht immer deutlicher aus der Bildhauerkunst und aus den Ergebnissen auf den Sportplätzen hervor.

Finnland hat schon seinen Homer gehabt. Das Kalevala des Elias Lönnrot dürfte in mancher Hinsicht die Iliade und die Odyssée übertreffen. Dem Äschylos entspricht in Finnland Alexis Kivi, für den seine Zeitgenossen kein Ver-

ständnis hatten, aber dessen Werke zu unserer Zeit, ins Deutsche und ins Französische übersetzt, in ganz Europa Aufmerksamkeit erweckt haben! Griechenland hatte einen einzigen Maratonläufer, der übrigens im Wettlauf sein Leben verlor, aber das Volk des Kalevala hat schon drei Maratonläufer, ohne noch von Paavo Nurmi und einer ganzen Schar Weltmeister der verschiedenen Sportgebiete zu reden.

Für die kommende Generation der finnischen Bildhauer gibt es da genug Modelle, von welchen sogar Feidias kaum hätte träumen können. Und während dieser sich mit weichem Marmor begnügte, hat Wäinö Aaltonen und seine Kameraden den härtesten Granit der Welt, der aus den Bergen der Urzeit gebrochen ist, zur Verfügung.

Auch der Freiheitskampf Finnlands, in dem eine Handvoll fest verschworener Bauernjünglinge eine hunderttausendköpfige Armee von Russen aus dem Lande jagte, die noch bis an die Zähne bewaffnet das ganze Land bis nach Torneo im Norden in ihrer Gewalt hatten, das erinnert noch dazu ziemlich viel an den Krieg zwischen Griechenland und Persien.

Während der Verfasser dieses Buches sich abends mit Bildhauerarbeit beschäftigte (tagsüber malte ich so lange es hell war), leistete Strindberg oft Hilfe in Rat und Tat. Und das Kneten des Tones machte ihm viel Vergnügen.

Im Frühjahr 1894, als Strindberg noch als »Antibarbarus» in seinem österreichischen Ehedrama Gastrollen gab, dieses Drama, das sich später zu einem förmlichen Faust-Abendteuer entwickeln sollte, hatte ich in der Ausstellung in dem grossen Salon des Mars-Platzes das Modell einer Kirchenglocke ausgestellt. Als diese Glocke im Herbst desselben Jahres in Bronze gegossen werden sollte, war August Strindberg nach Paris gekommen und wurde ein willkommener, gern gesehener Gast in meinem Atelier. Da mein Modell aus praktischen Gründen, um es in Metall giessen zu können, wieder aus nassem Ton modelliert werden sollte, so waren sowohl Divina Paillard als auch Strindberg nur bei diesem erneuten Schaffen behilflich, ja sogar in dem Masse, dass jene wiedergeborene Tonglocke sozusagen das geistige Eigentum unser aller dreier war.

Die Begeisterung des Verfassers für Kirchenglocken hielt Strindberg für ein atavistisches Erbe von den Vorfahren. Er hatte nämlich gehört, dass diese von Vater zu Sohn im Kirchspiel Merikarvia Pfarrer gewesen waren, solange man es in den Kirchenbüchern zurück verfolgen konnte.

Dieses mein Interesse an Kirchenglocken dürfte eher durch die in früherer Jugend und durch Erziehung erhaltenen Eindrücke geweckt worden sein. Ich bin nämlich gegenüber der russischen Domkirche zu Helsingfors geboren. Der erste Laut — oder Lärm — der von der Aussemwelt in die Ohren des Neugeborenen drang, war daher das Glockengeläute aus der Uspenski-Kathedrale, welches nach vorzeitiger Art mit dem Läuten der kleinen Glocken begann. Wenn die Grossglocke zu dröhnen anfängt, dann klirren die Fensterscheiben dieses Stadteils. Jenes Klingen und Dröhnen hinterliess wohl seine Spur. Das wurde bemerkbar, als ich als neunjähriger Knirps meine Sommerferien bei Verwandten in dem Eisenwerk in Orismala verbrachte. Der Besitzer war ein eifriger Laienprediger, der sich eine kleine Kirche erbaut hatte; in deren Kirchtum brachte der Junge seine meiste Zeit zu. Der Kleine hatte schon mal gehört, dass die Kirchenglocke ein Beleg für den Satz: »Sehen, nur nicht anrühren» sei. Aber die Natur siegte über alle guten Lehren und eines schönen Tages berührte der Junge die grosse Glocke — — —

Das ganze Arbeitsfolk strömte aus der Werkstätten hinaus auf den Hof.

Alle glaubten, dass Feuer irgendwo ausgebrochen sei. Ich bekam Prügel, aber dies hinderte mich nicht, die Glocke noch mehr zu lieben.

Dann konnte der Junge auf der Schulbank in Deutschland aus dem Gedicht Schillers: »Das Lied von der Glocke» lernen, wie eine grosse Glocke gegossen wird. Was war also natürlicher, als der Gedanke, das Modell einer Kirchenglocke zu machen, der mir im Atelier in Paris durch den Kopf ging.

Als diese meine »Glocke des Lebens und des Todes» mit Reliefs verziert worden war, die das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe darstellen, und oberhalb

dieser Engelbildnisse sich im Kreise drehten, wurde sie in die Abteilung für Bildhauerkunst in dem Salon des Mars-Platzes gesandt, wo sie in der tausendfaltigen Menge von Bildhauerarbeiten vielleicht hätte ganz verschwinden können. Die Überraschung war daher ebenso gross wie angenehm bei der Nachricht, dass sie in die Abteilung der aussersehenen Kunst überführt worden sei und dabei noch einen Ehrenplatz, von grünen Lorbeerbäumen umgeben, erhalten hatte.

Noch mehr überraschend fand ich die Tatsache, dass die Glocke, die doch aus der Hand eines Autodidakten hervorgegangen war auf sehr schmeichelhafte Weise in fünfzehn grossen Pariser Zeitungen (die kleinen spielen keine Rolle) erwähnt und beurteilt, und sogar unter den ersten Werken der Kunst genannt wurde. »Unter den Kunstwerken erwähnen wir vor allem die herrliche» Glocke das Lebens und des Todes», deren Schöpfer Herr Wetterhoff-Asp ist» usw.

Eine solche Anerkennung hatte sich der selbst studierte Bildhauer nicht träumen können, aber noch merkwürdiger schien ihm, dass die Glocke dieselbe Aufmerksamkeit auch in Deutschland geweckt hatte, wo man zu jener Zeit mit grosser Genauigkeit mit all dem, was in den Salons von Paris geschah, folgte. Als ich deutsche Zeitungen in die Hand bekam, fand ich unter anderem einen von Dr. Paul Goldmann in seinem Pariser-Brief in der »Frankfurter Zeitung» geschriebenen ganzen Artikel »über die Glocke des Lebens und des Todes», die er mit Schillers »Das Lied von der Glocke» auf folgende Art verglich:

»Sie ist wie das Lied von der Glocke», deren Glocke hinreissend selbst erzählt, vom Menschenleben singend, von der Wiege bis zum Grabe, und man kann sehen, ja man kann wahrhaftig sehen wie das Leben aufhört — da, wo der letzte Engel am Grabe spielt.»

Aus Berlin erhielt der Schöpfer der Glocke nach einiger Zeit einen Brief von dem Architekten Professor Griesbach, in welchem dieser mitteilte, dass er in den Salons von Paris gewesen sei und die Glocke dort gesehen hätte, die er sich als Modell für die neulich in Frankfurt am Main erbaute Peterskirche erbat.

Eines Tages, als der Verfasser dieses Buches die Ausstellung zufälligerweise besuchte, sah er, dass die englisch-amerikanische Kolonie in Paris die Glocke mit Lorbeeren geschmückt und dazu eine handgeschriebene Schrift »an den Meister der Glocke des Lebens und des Todes» und eine Abschrift des Gedichtes »Die Abendglocken» von Thomas Moore, hingelegt hatte.

Es könnte vielleicht verziehen werden, dass der Meister der Glocke bei all dem Erfolg in jugendlichem Übermut sich allmählich ein berühmter Glockenmeister zu sein dünkte und für das Recht, das Modell zu benutzen, einen solchen Preis forderte, dass der Berliner Professor sich sofort zurückzog. Statt dessen erhielt ich im Herbst einen Brief von dem Vorsitzenden des Komitées des finnischen Senates für die Kirchenfragen, dem Freiherrn Y. S. Yrjö-Koskinen, worin dieser darlegte, dass zu jener Zeit in Wiborg eine neue Kirche gebaut wurde und wenn die Glocke, die er hatte viel loben hören, in Bronze gegossen würde, würde er ihren Transport dahin bewirken.

Jetzt schien die Frage ganz geordnet zu sein, und vor lauter Freude darüber, dass die Glocke in das Heimatland käme, schrieb ich sogar ein Gedicht, das in den leeren Rand unten hineingestanzt werden sollte.

Dem Walter Runeberg, der selbst nicht nur Bildhauer, sondern — in aller Stille — auch Dichter war, gefielen diese Strophen sehr. Der streng urteilende August Strindberg meinte auch, dass diese Verse wohl ihren Platz als zierendes Relief an dem unteren Glockenrand behaupteten.

Dagegen warnte er mich vor der leichtsinnigen Leichtgläubigkeit, mich auf den Privatbrief des Vorsitzenden des Komitées für die Kirchenfragen stützend, in das Unternehmen ein so grosses Kapital zu investieren, wie das Giessen der Glocke in Bronze forderte.

Dem Kostenanschlag nach würde das Giessen 3500 Francs kosten und alles zusammen, die aus Stahl verfertigte Zunge mitberechnet, würde 1250 Kilos wiegen; die Glocke würde 78 % Kupfer und 22 % Zinn enthalten. Aber als mein Vater versprach, das Unternehmen finanziell zu unterstützen, wurde die Arbeit gleich in Gang gesetzt. Da der

Giesser behauptete, dass die Reliefs der ersten Modelle viel zu hoch wären, so dass sie auf den Laut der Glocke beengend wirken würden — sie durften nur wie ein Hauch auf der Oberfläche des Metalles sein — musste das ganze Modell von Anfang an umgearbeitet werden. Bei dieser Arbeit war Freund August oft dabei und war sichtbar entzückt »Bilder aus Ton hervorkneten zu dürfen».

Als der Meister der Glocke unschlüssig darüber war, wie der »Engel des Todes» zuletzt ausgeführt werden sollte, bot August sich an, den Versuch zu machen, ihn allein darzustellen. Er sagte, dem Tode so oft ins Gesicht geschehen zu haben, dass er behauptete, sehr gut zu wissen wie dieses Gespenst aussehe. Er fügte hinzu: »Du kannst ihn ja von Neuem modellieren, wenn es nötig ist.» Glücklicherweise hatte ich genug Verstand, dass ich mich hütete, den Schulmeister zu spielen, und so wurde der Engel so, wie Strindberg ihn modellierte.

Das Giessen der Glocke in der Bronzegiesserei des Herrn Gruet, des Jüngeren, an der Avenue de Chantilly wurde ein angenehmes und feierliches Ereignis, an dem Strindberg, Divina Paillard und natürlich auch der Meister selbst teilnahmen. Das Überführen des gewaltigen Gegenstandes nach der Heimat, nach Finnland, war mit grossen Ausgaben verknüpft. Strindberg hatte vollkommen Recht gehabt, als er mich warnte, den Worten des Vorsitzenden des Komitées für Kirchenfragen zu viel Vertrauen zu schenken. Der alte Yrjö-Koskinen starb, und die Gemeinde in Wiborg kaufte für ihre Kirche eine billige Glocke aus Gussstahl, deren scharfer Klang wenigstens Leuten mit empfindlichen Ohren den Aufenthalt in Wiborg nicht angenehm macht. Meine Glocke befindet sich jetzt in den Sammlungen des finnischen Staates im Ateneum.

Der von Strindberg selbst modellierte Engel des »Todes» auf der »Glockè des Lebens und des Todes» würde vielleicht eine feinfühlige Aufgabe auf dem eigenen Grabe meines alten Freundes erfüllen. Kaum hat wohl irgend ein Werk eines Bildhauers dem vielseitigen Versucher so nahe gestanden, wie diese »unsere Glocke», die das Resultat gemeinsamer Arbeit während vieler langer Abende war.

Über das Interesse, welches Strindberg der Bildhauerkunst und den Bildhauern entgegenbrachte, wäre noch Vieles zu erzählen, aber das würde zu weit führen.

Überhaupt zollte er dem »leichtsinnigen und dummen Beugen vor dem nackten Frauenkörper» seitens der damaligen französischen Bildhauerkunst keine besondere Anerkennung, diese Bildhauerkunst, deren der »Schneeglocke» ähnlichen Werke die Salons von Jahr zu Jahr mehr überschwemmen.

Es muss auch dem Freundes August zum grössten Teil als Verdienst angerechnet werden, dass der Verfasser dieses Buches nach der Beendigung der Glocke nicht angefangen hat, sich mit diesem Spezialgebiet der französischen Bildhauer zu beschäftigen. An Aufforderungen dazu hat es wahrhaftig nicht gefehlt. Bei meinem Besuch bei meinem französischen Freund und Gönner, dem bekannten Bildhauer Falquiéres in seinem Atelier, erhielt ich von ihm das Versprechen, dass er mir mit Rat und Tat helfen würde, wenn ich den Wunsch hegte, mich der ebengenannten Art der »wirklichen» Bildhauerkunst zu widmen.

Falquières war gerade zur Zeit meines Besuches damit beschäftigt, die bekannte Tänzerin Cléo de Merode in Marmor zu hauen. Aber August machte die Bemerkung, es wäre unnütz, zu versuchen mit den Franzosen auf diesem Gebiete zu wetteifern, und er wunderte sich auch, dass dieser bekannte Künster Lust hatte, diesen durch ein Korsett ganz verdorbenen Körper zu verewigen.

Daher fing ich während meiner der Bildhauerei gewidmeten Abende mit den Vorarbeiten für das Denkmal von Elias Lönnrot an, welches Strindberg lange nicht in demselben Masse Spass machte, wie »unsere Glocke». Jedoch brachte er einer Nebenfigur, dem Sängergott Wäinämöinen, grosses Interesse entgegen, der seiner Ansicht nach wegen der fabelhaft einfachen Monumentalität als Denkmal die Dutzentwerke vieler Frauenstatuen verfertigender Bildhauer überragte.

V.

STRINDBERGS FRAUEN

WER in diesem Kapitel Geschwätz zu finden glaubt, wie in »Napoleon und die Frauen» irrt sich gründlich.

Über Strindberg und die Frauen ist unendlich viel geschrieben worden, und sein eigener Anteil daran ist schon nicht klein gewesen — ebenso wie sein Hass gegen die Frauen.

Während meines Verkehrs mit dem weltberühmten »Frauenhasser» kam ich bald zu der Überzeugung, dass 75 % von seinem Frauenhass literarische Tendenz hatte und, dass die übrigen 25 % nichts anderes als eine Art Neid gegen schriftstellerisch tätige Frauen im Allgemeinen und offizielle »Blaustrümpfe» im Besonderen war. Aber bei alle dem verdient die Schilderung der Pariser Frauen Strindbergs, in einem besonderen Kapitel erwähnt zu werden.

Fangen wir damit an, dass in diesem Kapitel auch nicht die biedere Frau Charlotte N. N. in Frage kommt. Sie war die Besitzerin eines Wirtshauses, hatte ein reifes Alter erreicht und war eine in jeder Hinsicht ehrbare Witwe, bei der unser Freund August oft wohnte. Diese zollte ihm grosse Bewunderung.

Strindberg war von einem heimlichen Besuch nach Versailles zurückgekehrt. Eines Abends — es war, wenn ich mich recht entsinne, Anfang September, weil es eben die Zeit der wohlschmeckenden fetten Schnecken aus den Champagner Weinbergen war, tauchte mein Strassburger Bruder in Paris auf. Ich beschloss, ihn und August Strindberg zum Essen gebratener Schnecken einzuladen. Diese werden in »der Stadt des Lichtes» als ein seltener Leckerbissen angesehen und sind es auch wirklich. Als Getränk Weisswein.

Die schmackhaften Weichtiere, die mit ihrer wohlgebildeten Muschel auf dem Rücken in den Weinbergen der Bourgogne umher klettern, sind besonders beliebt. Sie werden als besonders wertvoll gehalten, so dass alle Schnecken ohne Unterschied in den Speisekarten der Restaurants als »Escargots de Bourgogne» (Schnecken aus Bourgogne) bezeichnet werden, wenn sie auch aus Bordeaux oder Batignolles stammen.

Wir gingen also nach dem Café de Versailles in der sogenannten »grünen Stunde» halb sechs—halb sieben, in der Hoffnung dort unseren geehrten Freund bei einem Glase Absinth zu treffen. Wir irrten uns auch nicht.

Da sass Strindberg treu auf gewohntem Platze im »Schosse der Natur», mitten unter den grüngefärbten Kübeln hoher Lorbeerbäume, den Kopf in eine grosse Zeitung gesteckt, ganz wie der Afrikanische Strauss seinen Kopf in einen Strauch versteckt, um den furchtbaren Lärm des Victoria-Wasserfalls nicht hören zu brauchen.

— Guten Tag, August! Willkommen wieder in Paris!

Strindberg kroch aus seiner Zeitungsverschanzung hervor und grüsste freundlich, obgleich er gestört worden war.

— Kommst Du mit und machst Du mir das Vernügen, mit uns zusammen die letzte Neuheit dieser Jahreszeit zu kosten? Aber lasst uns gleich hineingehen, hier draussen ist es etwas kühl, jetzt nach dem Untergang der Sonne!

— Nein, danke, ich kann den Speisegeruch nicht ausstehen.

— Warum nicht?

— Speise ist mir zuwider und überdrüssig, ich habe ein paar Tage nicht essen können, habe nur geraucht und Kaffee getrunken.

— Da haben wir den Grund: Du hast den Appetit verraucht. Komm doch jedenfalls mit! Es ist Thores letzter Abend in Paris, denn er beabsichtigt, mit dem Morgenzuge zurück nach Strassburg zu flitzen.

Strindberg überliess also doch den Stoss der Zeitungen seinem Schicksal und folgte uns in ein Einzelzimmer, wo man sich nicht zu fürchten brauchte vor diesen Grobianen und Tollköpfen, die in das Land der Weine kommen, um

ihre Kehlen mit schwefelvermischtem, schottischem Branntwein anzufeuchten.

Strindberg war mit dem Platzwechsel zufrieden, aber Schnecken gedachte er keinesfalls in den Mund zu nehmen, weder gekochte noch in Butter gebratene. Er meinte, dass wenn man mal essen soll, so muss man ordentliche, reelle Speise bekommen, dass der Körper wirklich etwas davon hat. Wenn man einmal Schnecken verzehrt, so kann man ebenso gut auch Frösche essen...

— Schön! Das kann man auch machen! Das eine hindert das andere nicht!

— Du bist ja vollkommen ein Allesesser geworden, wenigstens wie ein französischer gourmand.

— Ja, es ist wirklich traurig, mischte Thore sich in das Gespräch, er, der selbst noch nicht trocken hinter den Ohren war, wie verdorben die jetzige Jugend ist. In Strassburg essen wir zum Beispiel mit Vergnügen jene berühmten Strassburgerwürste, deren feines, chemisch gereinigtes Fett aus dicken, weissen Leichenwürmen genommen wird, die an den von den Dächern herabhängenden Pferdekadavern gemästet werden.

— Pfui! Teufel! schrie Strindberg voll Grausen. Und ich, der ich von solchen Scheusslichkeiten entzückt gewesen bin! Essen Sie meinetwegen, was Sie wollen — und seien es Angelwürmer, ich begnüge mich damit, zuzuschauen.

Wir erhielten dann die sehnsüchtig erwarteten Schnecken, die, auf Kohlen in einer Pfanne gebraten, aus ihrem Häuschen zwischen gehackter Petersilie und Schnittlauch hervorguckten. (Verzeihung, lieber Leser, aber dem »Riesen Rübezahl» läuft noch das Wasser im Munde zusammen, wenn ich dieses sechsunddreissig Jahre später beschreibe.) Ich hatte für Strindberg eine spanische Melone bestellt eine solche gelbe, länglich runde, die er sich gerne hinter die Backen steckte. Dann gingen wir alle zu den Früchten über — den Birnen, Äpfeln, Aprikosen, Pfirsichen und Nüssen — mit Madeira.

Strindberg, der in der Tiefe seiner von vielen Gegensätzen erfüllten Seele ein kleines Stück von einem belehrenden Schulmeister barg, und der auch nicht chemisch rein von

jener kleinen Eitelkeit war, den Gelehrten zu spielen, begann uns einen naturwissenschaftlichen Vortrag über diese Edelfrüchte zu halten.

Warum Linné dem Nussbaum den Namen »Juglans» verliehen hat — dessen erinnere ich mich nicht mehr. Aber dass die grünen Früchte unreif die Finger schwarz färbten (was ich schon als Schuljunge in Deutschland aus eigener bitterer Erfahrung gelernt hatte) kommt davon, dass sie Borkensäure, Eisen, Blausäure — und wer weiss noch was — enthalten!

Ernst wie ein alter Lehrer fragte er auch Thore über seine ziemlich eigentümliche Wissenschaft aus.

Der Junge sollte nämlich recht bald einer der ersten Doktoren der Staatswissenschaft in Deutschland werden. Dieses war ein ganz neues Studienfach, dem man eben einen eigenen Lehrstuhl an der Strassburger Universität eingeräumt hatte. Dahin gehörte internationales Recht, auch Handelsrecht, Nationalökonomie, Finanzlehre, Bankwesen und anderes. Er hatte seine Dissertation schon geschrieben, aber er war damals noch so jung, dass er wegen seiner Jugend um besondere Erlaubnis anhalten musste, was ihm auch bewilligt wurde.

Ziemlich unerwartet und sogar drollig kam uns die Begeisterung des armen August für etwas so Unkünstlerisches und durch und durch Kleinbürgerliches wie die Finanzlehre. Aber in vielen von seinen Fragen und Bemerkungen gab es eine ganze Menge beissender Ironie. So fragte er zum Beispiel meinen »Doppelgänger» ob dieser glaube, dass Rotschild je hätte Rotschild werden können durch Studium des Geldwesens.

Die Bemerkung Thores, dass Rotschild sicher ein geborener, »Doktor der Finanzlehre» sei, parierte Strindberg mit dem alten Spruche: »Niemand wird als Schmied geboren». Aber ich beobachtete doch, dass mein Bruder sichtbar in der Achtung Strindbergs stieg, als dieser hörte, mein Bruder habe, während der Weihnachtsferien Studien in den Staatsarchiven Finnlands und Schwedens betrieben, um u. a. zu erfahren, was Pehr Brahe mit seinem Gesuch, eine besondere Bank in Åbo gründen zu dürfen, beabsichtigt hatte. Auf dieses Gesuch ging die Regierung Schwedens jedoch nicht ein.

Sobald die Rede von geschichtlichen Tatsachen war, war Strindberg sofort mit ganzer Seele dabei und dann wurde seinerseits nicht mehr über die »dreifache» italienische Buchführung gescherzt.

Nach diesem an Erinnerungen reichen »Zusammensein» begleitete ich, wie es dem jüngeren ziemt, Strindberg nach Hause, während der Jüngling in die Pariser Nacht untertauchte. Unser Weg führte uns u. a. an dem berühmten Luxembourg Park vorbei, der zur Nachtzeit geschlossen war, aber wo Strindberg jeden Tag spazierte und »seine Blumen und Frauen» betrachtete.

Als wir an dem bekannten Springbrunnen Saint-Michel ankamen, Ecke der Boulevarde Saint-André und Saint-Michel, blieb Strindberg stehen, fasste mich am Arm und richtete sich auf ganz wie Moses, der die Kinder Israels um das goldene Kalb tanzen sah.

— Jetzt müssen wir die Augen aufhalten, denn hier, auf dem Boulevard der Studenten, zwischen diesem Springbrunnen und dem Panthéon, geraten wir sicher in die Arme betrunkener Studenten.

— Wieso?

— So, weil um 12 Uhr die Studentenkneipen geschlossen werden und dann strömen sie in wilden Scharen, ihre Mädel (die Grisetten) unter dem Arm, schreiend und lärmend die Boulevards entlang.

— Die Jugend ist schon so, aber nimm das nicht so tragisch. Denn ich habe in dieser Gegend bald ein paar Jahre gewohnt, ohne je einen einzigen betrunkenen Studenten gesehen zu haben.

— Da hast Du eben Glück gehabt; mich plagen und stören sie oft mit ihrem spöttischen Lachen.

— Das bildest Du Dir nur ein! Sie lachen schon und lärmen wohl auch, aber das ist nicht der Lärm bezechter Leute, wie bei uns zu Hause, sondern reiner, jugendlicher Übermut und Lebensfreude. Auch lachen sie ja doch nicht über Dich!

Wir blieben einen Augenblick auf demselben Platze stehen am Brunnen des Heiligen Michael.

Plötzlich hob Strindberg den Blick zu dem von den Strassenlaternen sparsam beleuchteten Erzengel und sagte:

— Sieh mal jenen Tanzmeister an, merkst Du nicht den Betrug?

— Nein, ich sehe nichts anderes als den Engel Michael, der den Teufel mit den Füssen tritt.

— Merkst Du nicht, von wem der Bildhauer *Duret* diesen genommen hat?

— Nein, ich habe jenen heiligen Michael mir nie so genau angesehen, obgleich ich mal an ihm vorbeigegangen bin.

— Sonderbar, wie Ihr Künstler immer an den Kunstwerken anderer vorbeigeht, ohne Etwas zu merken! Siehst Du denn nicht, wie Duret geradezu anmassend Rafaels berühmtes, das gleiche Motiv darstellende, Gemälde zu seinen Gunsten verwendet hat?

— Kann sein, antwortete ich vorsichtig, da ich mich keines einzigen solchen Rafael Gemäldes erinnerte, ich, der ich nie ein besonders begeisterter Bewunderer Rafaels gewesen bin.

Wir gingen lnagsam die Boulevarde entlang und näherten uns der Strasse L'Abbe' de l'Epée, in der Strindberg wohnte.

Wir begegneten keinem einzigen Studenten, der sich auf uns gestürzt hätte, aber mit desto verschiedeneren Stimmen redeten die in Kleider gehüllten Göttinnen des heiligen Michael uns an, welche einen Angriff auf die Geldtaschen der reiferen Jugend machen wollten.

Diese Frauen fürchtete Strindberg natürlich nicht, und ich verstehe nicht, welcher merkwürdige Gedankengang ihn dazu bewog, mir plötzlich zu versprechen, dass, wenn ich am folgenden Tage im Café de Versailles zur »grünen Stunde um 6» erscheinen würde, um mit ihm Absinth zu trinken, er mich »seinen eigenen Frauen» vorstellen würde.

— Es ist wahr, ich habe gehört, dass Du eine neue Ehe eingegangen bist; darf ich Dir Glück wünschen?

— Es ist schon zu spät, mich zu beglückwünschen, lautete die Antwort. Denn dieser zweite Frühling ist wohl schon bald vergangen.

Seine Stimme drückte Bitterkeit aus, und ich wagte nicht,

von der ganzen Sache mehr ein Wörtlein zu äussern, denn ich hatte ja mit dem Verfasser des »Ehelebens» zu tun. Und es ist ja auch in jeder Hinsicht eine heikle Sache, »von einem Strick im Hause eines Gehenkten zu sprechen.»

Aber mit welchen Frauen kann Augustus mich zusammenbringen wollen, da er offenbar weder seine zweite Frau noch ihre Freundinnen gemeint hatte?

— Warum sollen wir bis morgen auf diese Frauen warten, ihrer gibt es hier ja mehr als genug. Man braucht ja nur zu pfeifen, da hat man ja an jedem Finger eine.

— Danke bestens, Finnteufel, dazu kannst Du mich keinesfalls überreden. Aber morgen, zwischen sechs und sieben abends, habe ich das Vergnügen, Dich meinen Frauen vorzustellen. Und sie gehören zu den höchsten Gesellschaftskreisen Frankreichs.

— Soll man sich umziehen?

— Das brauchst Du nicht, sie sind nicht unnötig penibel. In Paris haben ja die Künstler und Schriftsteller das Vorrecht, sich nach Belieben zu kleiden.

Wir waren nun an die kleine Querstrasse gekommen, in der Strindberg sich im ersten Stock eingemietet hatte. Hinter den Vorhängen sah man Licht, was darauf hinzuweisen schien, dass seine Frau auf ihn noch wartete. Man fühlte Gewitter in der Luft und eine Wolke schien auf Strindbergs Stirn aufzusteigen. Wir verabschiedeten uns schnell und ich eilte nach Hause.

Wir sollten die Frauen am folgenden Tage treffen. Bei meinem Eintritt um sechs Uhr in das übliche Cafe, traf ich dort Strindberg, der schon anscheinend eine Weile gewartet hatte. Aber mir fiel es doch als merkwürdig auf, dass ich bei ihm nicht das geringste Zeichen nervöser Spannung vorfinden konnte.

Man geht doch nicht jeden Tag, um Damen aus den höchsten Kreisen zu treffen. Es kam mir überhaupt gar nicht in den Sinn zu fragen, wie er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, denn nichts ist in dieser Hinsicht unmöglich in Paris. War ich ja auch selbst, als ich im eng anliegenden, feinen Sportanzug per Rad im Boulogner Walde spazieren fuhr, von feinen Pferdegespannen mehr als einmal geradezu verfolgt

worden. Gefahren wurde diese von eleganten Damen, die Ausländer zu fangen suchten. Die Pariserin besitzt nämlich, zu welcher Klasse der Gesellschaft sie auch gehören mag, ein ganz unglaublich gute Begabung, sofort nach dem Äusseren zu beurteilen, ob der Herr Ausländer ist oder nicht. Für eigene Landsleute, die oft frühzeitig gealtert sind und greisenhaft wirken, hat sie nicht viel übrig.

Ich sah also in ziemlich grosser Spannung der Begegnung mit Strindbergs Frauen entgegen. Wenn das Glück mir günstig ist und sie der literarischen Welt angehören — ja, dann . . .

— Na, also, lasst uns jetzt gehen; wir treffen sie im Park von Luxembourg.

Es ist zu dieser Zeit ein sehr passender Ort, um jemand zu treffen. Eben jetzt, kurz vor dem Schliessen giebt es sehr wenig Publikum auf den Wegen im Park.

— Hast Du Herzklopfen? Strindberg fragte vielleicht ein ganz wenig spöttisch, da ich diesmal an der Reihe war, nervös zu sein. Aber meiner Ansicht nach lag ja auch nichts Merkwürdiges darin, dass er ruhig und gelassen blieb, war er doch ganze zwanzig Jahre älter als ich. Ich antwortete also:

— Nein, ich habe kein Herzklopfen, aber ich kann nicht umhin, dass ich ziemlich neugierig bin zu erfahren, »was kommen wird», denn ich habe ja auch selbst Frauen aus verschiedenen Kreisen getroffen. Aber sie kommen nie, um zwei Herren in einem öffentlichen Park zu treffen. Für solche Zwecke gibt es heimliche »Stelldicheinhäuser», wo man eine ganze Herrschaftswohnung allein mieten kann.

Aber siehst Du, *meine* Frauen sind so fein und ehrbar, dass man sie mitten am hellen Tage aufsuchen kann, ohne dass es einem einfällt . . .

Wir waren während des Gespräches bei dem dichten, schattigen Park angelangt, und ich begann schon auf alle feinen Damen, die man auch flüchtig auf den Parkwegen sah, genau achtzugeben. Wir gingen langsam unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen den Weg entlang, der die Fortsetzung der Vanneau-Strasse bildet und wo sich die Spielplätze der Kinder mit ihren Karussellen befinden. Auch die Sonne war allmählich unter den Horizont gesunken.

Sanft breitete sich die Dämmerung aus. Ein leiser Windhauch brachte in dem milden Sommerabend den Duft von tausenden Rosen aus dem Rosengarten, und dieser drang durch die Akazien in das Innere des Parkes.

Strindberg, der auch natürlich in der Botanik verhältnismässig besser bewandert war, als man es von einem Laien, wie er es war, erwarten kann, stellte mir alle seine eigenen Blumen vor.

Dort in der Ferne, in der Mitte des sammetgrünen Rasens, ist ein kleiner, unbedeutender Baum. Aber der alternde Meister hatte ihn im Blütenschmuck des Frühlings gesehen, so dass er wusste, dass dieser bald die wohlschmeckendsten Aprikosen geben würde. Weiter gab es Apfelsinenbäume in grossen, viereckigen Holzkästen, so dass man sie zum Winter in ein Gewächshaus bringen konnte. Jene Apfelsinen reifen wohl unter freiem Himmel, wie ich es selbst in Nizza und Monte Carlo an der Riviera gesehen habe, aber sie konnten jedoch den Winter nicht unter dem Breitengrad von Paris ertragen.

Aber ich begann, mich immer mehr zu wundern, dass Freund August sich nicht ein einziges Mal nach »Frauen» umgesehen hatte. War die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende reiner Scherz gewesen? Unmöglich, dazu sah er zu ernst, ja sogar zu streng aus.

Es blieb nichts übrig, als an sie zu erinnern...

— Sie werden schon kommen, wenn ihre Zeit da ist, antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.

Und er schlug vor, die Goldfische zu besehen gehen.

— Dass wir aber nur nicht die anderen versäumen.

— Sei nur ruhig! Komm man nur mit!

Die Goldfische befanden sich in einem Teiche neben dem alten medicäischen Springbrunnen, der zur Zeit der Katarina von Medici gebaut worden ist, als dieser Park ein königlicher Schlosspark war und der Hof im Palast von Luxembourg seinen Wohnsitz hatte, wo jetzt der französische Senat seinen Sitz hat.

Aber ich dachte an Frauen, nur an Frauen. Und indem wir nach dem Teich mit den Goldfischen wanderten, fiel mir eine glänzende Idee ein.

— Kannst Du die Namen Deiner Frauen sagen?

— Das kann ich schon, antwortete August ohne mit den Augen zu zwinkern. Eine von ihnen ist Marie-Antoinette — wie Frau Wallgren...

— Ach so, dachte ich für mich selbst. Hier ist wenigstens ein Name. Die Sache ist wenigstens die reine Wahrheit.

— Die andere ist Jeanne d'Albert...

— Also ein adeliges Fräulein?

— Oder — Frau. Die dritte ist Clémence Isaure, und die vierte Geneviève — nun, glaubst Du, klüger geworden zu sein?

— Das schon; jetzt weiss ich, dass wenigstens den Namen nach zu urteilen, die Rede von wirklichen Frauen ist. Aber stelle Dir vor, wenn sie sich zum Vergnügen uns ein, wie man hier sagt »Kaninchen stellen», poser un lapin!»

— »Poser un lapin» — ein »Kaninchen stellen», was soll das bedeuten?

— Jetzt war der Meister an der Reihe, wie ein grosses Fragezeichen auszusehen.

Das ist eine ganz pariserische Redensart und wird von einer Frau gebraucht, die, um einen zu eifrigen und eigensinnigen Bewunderer loszuwerden, ihm ein Stelldichein verspricht, ohne je daran zu denken dieses Versprechen zu halten. Da steht also der arme Kerl und macht ein dummes Gesicht, mit runden Augen wie ein Kaninchen, während die Frau in aller Ruhe zu Hause im Schein der Abendlampe sitzt und sich über ihn lustig macht.

— Nein, nein, entgegnete August mit überzeugendem Tonfall. Meine Frauen sind nicht solche Hasen. Wenn sie versprechen zu kommen, so tun sie es auch, dafür kannst Du den Kopf als Pfand geben. Wenn wir sie nicht nach einer Weile treffen, so...

— Gut, gut. Lasst uns also gehen, um die Goldfische zu besehen, dass wir beizeiten zurückkommen.

Wir kamen also bald an diesen medicäischen Springbrunnen, der an Michelangelos Versuch, an den Medici-Gräbern in Firenze Architektur mit Bildhauerei zu kombinieren, erinnerte. Aber der Schöpfer dieses Springbrunnens, der Architekt Jacques Debrosse, ist viel bescheidener.

So wie er da steht, mit graugrünem Moos bedeckt, sieht dieser schöner Brunnen ehrwürdig und altersgrau aus. Der Cyklop aus Bronze, der sich in der Mitte über den Felsenklumpen streckt, als ob er die liebevolle Begegnung zwischen »Acis und Galatea» belauschen möchte, ist ganz wie auch diese in weissem Marmor gehauene Gruppe ein Werk des Bildhauers Ottin.

Von hier aus lenkten wir unsere Schritte nach dem Museum von Luxembourg und gerieten fast in Streit wegen eines dort befindlichen Eugène Delacroix-Denkmals.

Strindberg billigte das Denkmal als Gesamtheit, und nach seiner Auffassung hatte es die Aufgabe zu zeigen, dass »die Zeit und die Nachwelt die Lorbeeren von Delacroix in Frage stellen». Ich meinerseits hätte gern jede allegorische Ausschmückung auf den Kehrichthaufen geworfen, so dass die ausgezeichnete Büste von Delacroix zu ihrem Rechte käme — ohne irgendeine Balett-Symbolik.

— Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten, sagte August dazu, aber ich war ein wenig gereizter Laune, und tatsächlich aus verständlichem Grunde; ausserdem habe ich eben im Café etwas »Schmackhaftes» zu kosten bekommen, so dass ich nicht sofort nachgeben wollte. Hatte ich ja auch zu dieser Zeit in Südfrankreich als Bildhauer zwei goldene Medaillen erhalten — daher hatte ich meiner Ansicht nach recht, meine eigene Meinung zu behaupten.

Die französische Bildhauerkunst hat hier in Paris zu fleissig die Theater — und Opernvorstellungen besucht. Solange dieses unter Begleitung betäubender Musik und im bengalischen Lichte geschieht, kann man sich damit abfinden, aber wenn es hinaus in das Tageslicht und in die lautlose Stille des Parkes versetzt wird, geht es auf keinen Fall.

Und ausserdem, wenn wir noch länger in dieser Ecke verbleiben, werden wir die Frauen nicht treffen, welche natürlich vor dem Palaste auf dem grossen offenen Platze spazieren!

— Glaubst Du? antwortete August ruhig. Ich habe etwas wie eine Ahnung, wo sie zu suchen sind. Komm mit nach dieser Terrasse, hinter die dunklen Kastanienhaine! Sie haben sich

natürlich dort versteckt — wahrscheinlich, um uns der Reihe nach eine Überraschung vorzubereiten.

— Lasst uns dann eilen, die Uhr ist schon ziemlich spät nach 7, — und es ist gar nicht höflich, sie warten zu lassen.

Wir beschleunigten unsere Schritte nach der Terrasse. Dort angekommen, machte Freund August Kehrt und mit einer grossartigen Handbewegung auf vier weisse, aus Marmor gehauene, Statuen hinweisend sagte er:

— Hier siehst Du *meine* Frauen! Von links nach rechts, wenn ich vorstellen darf: Marie-Antoinette, französische Königin; die heilige Geneviéve, die Schutzheilige von Paris vom Jahre 423 n. Chr. Dann weiter: Jeanne d'Albert, Königin von Navarra und Clémence Isaure, diejenige welche die Frühlingsfeste und den Blumenkarneval eingeführt hat!

Stellt Euch einmal vor, wie erstaunt ich war! Aber ich beschloss, mich zu rächen, indem ich jenem alten Bilderanbeter meine eigenen Frauen vorführen würde, die lebendige Menschen sind.

Was auch später geschah.

VI.

STRINDBERGS FRAUENHASS

Das ewig Weibliche zieht uns an.
Goethe.

EINES Sommerabends im Jahre 1895 unterhielten wir uns weit und breit über die Frau.

— Ich stelle mir vor, sagte ich zu Strindberg, dass Du in Deinem Gespräch über die Frau überhaupt die Frauen der achtziger Jahre, die Frauen der sogenannten Gärungszeit, d. h. die Vertreterinnen der Frauenbewegung, meinst. Du sagst es.

— Also nicht die Frau als solche, sondern die emanzipierte Frauenrechtlerin.

— Ganz richtig, die Verrückte, die für eine Lüge kämpfte.

— Oder für mehrere Lügen.

— Die ganze Frauenfrage ist eine Lüge von Anfang bis zum Ende. Denn diejenigen Frauen, welche diese als Steckenpferd benutzten, waren alles andere, nur nicht Frauen in der Bedeutung des Wortes. Sie wollten die Vorrechte und die Rechte der Männer an sich reissen, ohne dabei die Pflichten der Männer tragen zu können oder sogar zu wollen. Der Mann sorgt nicht nur für ihre Kinder, sondern auch für sie — arbeitet für Weib und Kind im Schweisse seines Angesichts — wogegen diese Lieben als Frauen die Kinder weder ins Leben setzen noch pflegen wollen. Und doch meinen diese lieben Wesen, das Recht zu haben, einen furchtbaren Lärm betreffs »der Erziehung und der Pflege der Kinder» zu machen. Aber wer sich selbst nicht erziehen kann, wird noch weniger andere leiten können. Jene Wesen, die sich von anderen ernähren lassen, haben meine Jugend verdorben, und ich habe die beste Zeit meines

Lebens in einem hoffnungslosen Kampf gegen jene dem dritten Geschlecht angehörenden Windmühlen verschwendet. Ich habe selbst versucht, die Frauen — notabene die richtigen Frauen — von körperlichem Druck und geistigem Aberglauben zu befreien, aber nie von ihrer eigenen Frauennatur. Denn jene, als nicht geraubt gebliebenen Sabinerinnen mischen sich in die Sache, eine »spezielle Befreiung vom Geschlecht» fordernd. Ist das nicht fast dasselbe, als ob ein unfruchtbarer Maulesel ersuchen würde, nicht als Pferd betrachtet zu werden. Wie könnte ein geschlechtsloses Missgeschöpf von einem Geschlecht, das es nicht hat, befreit werden? Wie können jene sittlich Unvollkommenen und auch die physisch leidenden Hermaphroditen von einer nicht zu ändernden Missbildung befreit werden. Sie sind schlechter als die Eunuchen, denn sie sind mit ihrer Unnatur dem schwächeren Geschlecht gefährlich, wogegen die Eunuchen beiden Geschlechtern gleichgültig sind. Unter denen, die der Frauenfrage geschädigt haben, kann ich schon etliche Namen nennen, die sich eine Maitresse — also aus dem schwächeren Geschlecht — erkoren haben. Und sie können auch eifersüchtig auf einander sein, besonders auf die richtigen Männer.

— Eben diese Eifersucht dürfte wohl ihr Ansporn in dem Kampfe gegen das stärkere Geschlecht sein...

— Natürlich. Daher versuchen sie auch, die richtigen Frauen gegen uns aufzustacheln. Der ganze Schwindel von Emanzipation, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, wird viel dazu beigetragen haben, die ganze Frauenfrage aufzuklären, d. h. ihre Hauptziele, ihre Mittel und ihre heimlichen, der Natur entgegengesetzten Ursachen. Aber wenn es auch so unter uns leicht zu sagen ist, ist es durchaus nicht leicht, es in der Öffentlichkeit vorzubringen. Es überschreitet schon die Grenzen des Geschlechtswahnsinnes, manchmal zeigt es sogar auf das Irrenhaus hin, das ja auch selbst eine Nebenerscheinung der Kultur der neueren Zeit ist. Europa verwandelt sich ja allmählich in ein riesiges Irrenhaus — oder sind vielleicht im Gegenteil wir — die wenigen Klugen, die es noch in der Welt gibt — verrückt geworden?

— Schon Shakespeare lässt ja seinen Hamlet sagen, dass

»die Zeit ihrem Geleise entrückt ist». Was würde er in unserer Zeit sagen?

— Kurz gesagt, setzte Strindberg fort, vielleicht würde der Kampf zwischen uns Männern und jenen geschlechtslosen Vampyren um den Besitz des Vertrauens und der Liebe der wirklichen Frau anders ausgesehen und mehr beherrschte, weniger scharfe Formen angenommen haben wenn die normale, frauenhafte Frau wirklich verstanden hätte, dass ihr Feind nicht der Mann, sondern ihre eigenen, unnatürlichen Stiefschwestern seien. Es heisst, dass jemand einmal in einer Frauenversammlung gerufen hatte: — die Rufende war eben eine dieser geschlechtslosen Vampyre »Alle Knaben müssten gleich nach ihrer Geburt kastriert werden, damit sie nicht zu Männern aufwachsen können!» Denke Dir, wie satanisch! Aber da war eine verheiratete Frau aufgestanden, um dieser Rufenden zu antworten, wobei diese entgegnete: »Du müsstest Dich schämen, dass Du so viel Kinder hast!» Erinnert das nicht schon an ein Irrenhaus? Kann die Frauenfrage damit gefördert werden dass die Insassen der Irrenhäuser in öffentlichen Versammlungen auftreten? Und so etwas vertragen wir Männer! Jenes wilde Tier wurde sogar nicht vor Gericht geladen, aber meine Schriften dagegen des öfteren verurteilt. Es ist lange Zeit her, seit »die Frau in den Versammlungen schweigt». Merke, welche Folgerichtigkeit, jene Wesen, die uns Männern »o weh», zurufen genieren sich gar nicht, sich in Männerkleidung zu zeigen, so gut wie sie es nur können, um auf das schwächere Geschlecht grösseren Einfluss zu haben. Denn, um uns zu bezaubern, würden sie wohl nicht das Aussehen von Männern in Frauentracht annehmen. Und wenn es ihnen glückt, dem schwächeren Geschlecht den Kopf zu verdrehen, so wenden sich auch diese gegen uns, gegen mich, den »Frauenhasser».

— Aber August, Hand aufs Herz — hast Du sie nicht mit Absicht gereizt?

— Wen denn?

— Auch die wirklichen Frauen?

— Natürlich; komm nur hierher, Sündenbock, es gibt auch Altes zu besprechen. Im heissen Kampfe bin ich oft zu weit gegangen, so dass Etliche meine Übertreibungen

und Paradoxika für bare Münze genommen haben, meinen Scherz für Ernst und vice versa. Aber was sagen die Franzosen: »Wer kein einziges Mal übertrieben hat, ist auch nie von seiner Sache überzeugt gewesen!»

— Aber ihr habt wohl auch in Finnland solche Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren, die da mit dem Schnabel in der Luft umherrennen, auf der Nase einen Zwicker, der Gelehrsamkeit ausdrücken soll. Den Hut eines Mannes, Manneshemd, steifen Kragen und Manschetten, eine stutzerhafte »Löwen» Kravatte unter die Weste gesteckt! Und um das Ganze voll zu machen eine Männerjacke; es fehlen nur — die Hosen!

— Gewiss gab es auch bei uns in Finnland in den achtziger Jahren derartige Frauentypen.

Aber sie sterben aus durch Mangel an Nachfolgern. So suchen zum Beispiel unsere Studentinnen nicht ihre Ehre darin, in Frauenkleidung erscheinenden Halbmännern ähnlich zu sein. Bei uns herrscht meiner Ansicht nach eine ganz entgegengesetzte Auffassung. Es sieht im Gegenteil aus, als ob unsere studierenden Frauen eben ihrer Frauenhaftigkeit einer neuen verfeinerten Ausdruck geben wollen, aber durchaus nicht einen solchen der ihrer Weiblichkeit schadet. So etwas, was die Engländer »flirt» nennen. Jedenfalls kann man in unserer Zeit eine weibliche akademische Mitbürgerin treffen, die nicht unnormal, d. h. kein geschlechtloses Wesen ist, ein weiblicher Doktor kann so lieblich sein, dass man sie gerne auf den Mund küsst.

— Wirkt das nicht unangenehm?

— Im Gegenteil, sehr angenehm.

— So, so denkt Freund Augustus, der Mensch ist ein merkwürdiges Tier. Er küsst mit der Zunge und er liebt...

— Also, August, Du magst sagen, was Du willst, aber unter den Tieren des Paradieses war der Mensch jedenfalls das angenehmste.

— Natürlich, der Schlange am nächsten. Aber die jetzige Vertreterin der Frauenfrage hat die Aufgabe der Schlange übernommen und führt das schwächere Geschlecht in Versuchung.

— Aber man hat keine Ursache, ihren Fall zu streng zu

beurteilen. So etwas kommt auch im Tierreich vor. Auch im Hühnerhof wächst den alten Hühnern ein Kamm, sie fangen an, wie Hähne zu krähen, werfen sich sogar auf gewöhnliche, als Femininum gebliebene Hühner.

— Es mag schon sein, entgegnete Strindberg, aber jene, Deine krähenden Hühner versuchen wenigstens nicht, Küken zu erziehen. Diese Arbeit überlassen sie gerne den richtigen Müttern. Aber warum gestattet man den krähenden Hühnern der Menschenrasse und der übrigen gemischten Nachkommenschaft, im Schulamt und in der Literatur zu gackern? Jawohl, eines schönen Tages sehen wir sicher, wie sie durch ihr Gackern in die schwedische Akademie eindringen, — und wenn Schweden mal Republik wird, so wird unser erster Präsident totsicher ein solcher in Röcken gekleideter Mann sein.

— Ich werstehe sehr gut Deine bitteren Gedanken aber nicht, warum Du Dir alles dieses so schwer zu Herzen genommen hast. Es gibt doch viel Komik im Leben, warum kannst Du es nicht z. B. durch Moliére's oder Holbergs Brillen sehen? Da Du so komische Wesen kennen gelernt hast, wie diese mannhaften Frauenrechtlerinnen es sind, warum stellst Du sie nicht auf die Bühne in all ihrer grosstuerischen Lächerlichkeit? Dann würden die Lacher auf Deiner Seite sein. Aber man hätte es in den 80:er Jahren tun sollen, denn jetzt ist jener Typ schon veraltert und erweckt kein Interesse mehr. Die wilde Frau der 80:er Jahre ist nur in der Erinnerung geblieben. Wir, ich und meine Generation, waren nur kleine Jungen, als jene »Tanten mit kurzen Haaren» ihre Blütezeit erlebten.

Jetzt befinden sie sich alten gepressten Gurkenblättern ähnlich im Herbarium der Literatur der 80. Jahre, und niemand mag dieses mehr lesen.

— Ich kann nicht verneinen, dass ich all dieses Quatsches müde bin! Ist es nicht bitter zu denken, dass man seine besten Lebensjahre und seine besten Kräfte einer Literatur vergeudet hat, der sogar nicht die nächstfolgende Generation Interesse abgewinnen kann — ohne davon zu sprechen, dass sie nicht für alle Zeiten taugt!

— So sollst Du nicht sprechen! Die ganze für und gegen die Frauenemancipation erschienene Literatur wird wohl für ihre Zeit einen historischen Wert haben. Der Mensch stirbt doch nicht in der Ewigkeit, obgleich ich zugeben muss, dass der Streit um die Ehefrage der 80:er Jahre zu unserer Zeit kein Genuss mehr ist — vom Gesichtspunkt der Literatur aus gesehen.

— Hast Du je z.B. mein Buch: »Heiraten» gelesen?

— Nein, und ich werde es wohl nicht lesen, denn es wird wohl auch für Dich einen verlassenen Standpunkt enthalten. Meines Erachtens soll ein jeder, aufrichtig gesagt, was seine Familienstreitigkeiten betrifft, seine Wäsche im Kreise seiner eigenen Familie waschen; und wenn keine Einigkeit erreicht werden kann, muss man sich gleich scheiden lassen. Und dann darf man nicht mehr die Wäscherechnungen später veröffentlichen.

— Aber den »Vater» musst Du lesen, weil es ein Kunsterzeugnis ist.

— Werke der Kunst lese ich natürlich gerne.

— Ich gebe Dir zu Weinachten das Buch in französischer Sprache.

— Wir können ja gleich gehen, um es zu holen.

— Nein, Du sollst es aus meiner eigenen Hand erhalten. Aber wenn Du es dann liest, so musst Du wissen, dass Laura nur teilweise meiner ersten Frau ähnlich ist, nämlich Siri von Essen. In der Wirklichkeit war sie lange nicht so schwarz, wie ich sie gemacht habe.

— Warum hast Du es denn getan?

— Hör mal ordentlich zu: Um ein Kunstwerk schaffen zu können, muss man bereit sein, seine Nächsten und sich selbst zu opfern! Um ein dramatisches Kunstwerk schaffen zu können, muss man den dramatischen Konflikt noch schärfer zuspitzen. Für ein Schauspiel muss man andere Farben als für einen Roman oder eine naturalistische Abbildung der freien Natur benutzen. Denke daran, Du, der Du auch Schauspiele schreibst! Wenn Du ein Stück gewöhnlichen, farbenlosen Alltagslebens in ein Schauspiel überführst, dann wirst Du sehen, wie es im Rampenlicht abkühlt — daraus kommen gleichartige, gewöhnliche, belletristische Stücke wie Ibsens letzte »Gesellschaftsdramen».

— Aber diese werden ja noch vor voll besetztem Theater gegeben...

— Jawohl, aber wo? In Kopenhagen und auf den übrigen skandinavischen Bühnen — und manchmal, dann und wann, in Deutschland, aber das ist auch alles. Aber wenn sie auch eine kurze Zeit gespielt werden sollten, so lange wie der Reklamemeister lebt, so wirst Du sie nach seinem Tode von den Programmen verschwinden sehen, sowohl Nora, als Hedda Gabler, welche letztgenannte eben nichts anderes ist als meine Laura in »Meinem Vater» und Tekla in den »Gläubigern», aber nur eine Nachahmung — ein Bastard. Hier haben Ibsens »Stücke» nie Erfolg gehabt, werden ihn auch nicht haben. Aber, um über Dramen zu sprechen — wer für das Theater malt, muss mit kräftigeren Farben auftragen? Glaubst Du z.B., dass Richard III. ein solches wildes Tier war, wie Shakespeare ihn dargestellt hat? Aber Shakespeares Richard wird auch ewig leben.

Dasselbe ist auch mit Laura in »Meinem Vater» der Fall. Was bedeutet es wohl nach hundert Jahren, ob Laura dieselbe, wie eine oder anderthalb Siri von Essen ist? Welche Bedeutung hat es, ob die geworfene Lampe in der Tat nur ein ungefährlicher Leuchter war? Als Maler weisst Du auch, dass ein Bild, bei dem man mit dem Äusseren etwas gescherzt oder etwas Besonderes hervorgehoben hat, einen stärkeren Eindruck macht, als ein schwaches, gewöhnliches Naturbild.

Siehst Du, darum habe ich Siris Bild in »dem Vater» schärfer gezeichnet und so bleibt es auch, obwohl es dadurch etwas dunkel ausfällt. Ja, ja, sie war jedenfalls eine grossartige Frau, eine gute Mutter und im Anfang sogar auch eine zärtliche Geliebte! Und — das sei unter uns gesagt — ich habe in meinem Leben keine einzige Frau geliebt, ausser Siri, und ich habe, seitdem ich sie verlor, kein einziges kluges Wort geschrieben!

Dies waren Strindbergs eigene, traurige Worte. Und es ist, meiner Ansicht nach, meine sittliche Pflicht, jetzt, wo sie beide tot sind, diese Worte der Nachwelt zu überlassen.

Vielleicht kann mancher in ihrem Lichte besser das verstehen, was Strindberg geschrieben hat.

VII.

STRINDBERG UND MEINE FRAUEN

JENE Behauptung, dass Strindbergs so bekannter Frauenhass wenigstens nicht die wirklich frauenhaften Frauen betraf, bedarf keiner Beweise und die Richtigkeit dieser Behauptung wird z.B. durch seine Art bewiesen, wie er mit den Frauen umging, die er durch mich kennen lernte.

Es waren dies drei Frauen sehr verschiedenen Alters, und zwar bestand zwischen ihnen je ein Altersunterschied von zehn Jahren.

Die Jüngste hatte soeben ihr 16. Lebensjahr erreicht, die Ältere war 25 Jahre alt und die Älteste stand im 35. Lebensjahre, und sie waren alle lebende Wesen, von Fleisch und Blut, und durchaus keine Marmorgespenster, wie Augusts »eigene Frauen» im Park von Luxembourg. Nach der Scheidung von seiner zweiten Frau lebte der alternde Meister als Junggeselle oder »Grauer Bruder», und es sah meiner Ansicht nach so aus, als ob er dem sog. strafenden Geist gegenüber ein Gelübde der Keuschheit abgelegt hätte. Das Gefühl des Interesses, welches er meinen Frauen entgegenbrachte, war ein sozusagen rein platonisches und ästhetisches, aber dessen ungeachtet ein sehr lebhaftes.

Die Jüngste dieser Frauen, die Sechzehnjährige, war das italienische Modell Christine Autancio.

Christine war in dem Heimatorte des Marmors, Carrara, an dem Fusse der Apenninen, geboren, und in ihren Adern floss etruskisches Blut. Ihr Vater war Marmorhauer gewesen. Er war jedoch früh gestorben, indem er von stürzenden Marmorblöcken zerschmettert wurde, und die Witwe begab sich alsdann mit ihren zwei kleinen Kindern, Christine und dem jüngeren Bruder, auf den Weg nach Paris, wo sie

einen Bruder hatte, der auch in dieser Weltstadt in den Werkstätten der Bildhauer als Marmorhauer sein Brot verdiente.

Auf diese Weise war die kleine Christine von zartester Kindheit an sozusagen in die Welt der Kunst hinein gewachsen, denn schon als kleines Mädchen hat sie das tägliche Brot mit verdienen helfen müssen, indem sie Modell stehen musste für kleine Engel, Elfen oder sonstige Kinderfiguren. War es dann ein Wunder, dass das Mädchen, die fast ihr ganzes Leben in den Ateliers zugebracht hatte, allmählich in die wohl verhältnismässig wenigen Berufsgeheimnisse der Bildhauer eingedrungen war. Ausserdem hatte sie auch von Geburt an eine gewisse bildhauerische Veranlagung, sodass sie selbst ziemlich feine und schöne Plastiken herzustellen vermochte.

Die Begabung des norditalienschen Volkes für Bildhauerei und Gipsarbeit ist allgemein bekannt, und wenn Christine ein Kind höherer Kreise gewesen wäre, so hätte sie sich vielleicht zu einem Künstler, wie es Donatello oder Lucca della Robbia waren, ausbilden können. Aber jetzt verdiente sie ihr Brot ganz einfach als Modell für Maler und Bildhauer, und da ihr herrlicher Körper bereits mit 16 Jahren voll entwickelt war, und wenn man dazu noch das schöne, von etruskischem, kastanienbraunem Haar umrahmte Madonnengesicht fügte, so war sie ein so umstrittenes Modell, dass sie sogar einen Francs pro Stunde für ihre Sitzungen verlangen konnte, was zu dieser Zeit durchaus nicht wenig war. Nach einer Sitzung von 5—6 Stunden konnte sie ebensoviel verdient haben, wie ein Arbeiter in Paris für eine ganze Tagesarbeit. Ich wusste auch sehr gut, dass eben Christine sowohl für ihre Mutter als auch für ihren jüngeren Bruder sorgte.

Als August Strindberg einmal mein Atelier in der Strasse Dutot besuchte, war ich gerade im Begriff, ein Bildnis der *Diana* in Lebensgrösse zu malen, Christine als Modell. Er schien ein wenig befangen zu sein, indem er beim Eintritt in das Atelier inmitten desselben ein vollkommen nacktes Mädchen auf einem hohen Schemel in klassischer Pose stehen sah. Meinem Modell hatte ich ja schon früher gesagt,

dass ein älterer Künstler-Onkel die Absicht hatte, zu kommen, um mein Diana-Gemälde einer Kritik zu unterziehen.

Zu Srindberg sagte ich bei seinem Eintritt auf schwedisch, dass er sehr willkommen wäre, und dass sein Besuch schon vorher angezeigt sei — und dass Christine, die von klein auf Modell gestanden hatte, ihre Nacktheit als eine so natürliche Sache ansah, wie wenn sie angekleidet wäre, sodass August nicht befangener zu sein brauchte als sie selbst.

Diana war bei Augusts Ankunft beinahe fertig und ich hatte ihn eben darum gebeten, das Bild mit den Augen des Kritikers zu betrachten, weil meine eigenen Augen schon beinahe abgestumpft waren, denn, wie jeder Maler weiss, gibt es Augenblicke, in denen eine Ermüdung eintritt und wo man findet, nur Unsinn gemalt zu haben.

Strindberg sass sehr lange vor dem Gemälde, indem er abwechselnd bald Christine, bald Diana betrachtete. Ich befand mich in ziemlich grosser Spannung, denn ich legte grossen Wert auf sein Urteil. Ich hatte ihn gebeten, seine aufrichtige Meinung zu hören und kein sogenanntes Freundschafts-Urteil.

Sein Betrachten und sein Vergleichen dauerte so lange, dass ich anfing, mich innerlich darüber zu wundern, ob nicht vielleicht August mehr begeistert war von dem lebenden als von dem gemalten Bild. Christine verzog ihre Lippen zu einem feinen Lächeln, stand aber doch mutig auf ihrem Platze als Diana, obgleich besonders ihre rechte Hand begann, zu ermüden, sodass sie diese manchmal ruhen lassen musste.

Schliesslich, als der strenge Richter noch immer eigensinnig schwieg, sprang Diana von ihrem Schemel auf den Fussboden und trat als Dritte zu uns heran, gewohnt in Kreisen der Künstler sich ebenso unschuldig frei, wie Eva im Paradiese, zu bewegen, blieb dann vor Strindberg stehen, zwitschernd:

— Das ist sehr schön, Monsieur?

— Oui, oui, oui, Mademoiselle, stotterte August als Antwort darauf, und dann erst merkte ich an dem besonderen Klang in seiner Stimme, dass er sich etwas befangen fühlte.

Genierte er sich seinetwegen, dass er doch in eine so unerwartete Situation geraten war? Oder genierte er sich wegen jenes um 20 Jahre jüngeren Mannes oder der um 30 Jahre jüngeren Frauengestalt, deren junger Körper mit seiner Wärme einen Magnetismus ausstrahlte gleich dem Duft einer Rose?

Mir kam die Versuchung des frommen Eremiten, des heiligen Antonius, in den Sinn. Eine alte Legende erzählt, dass Lucifer seine schönsten, klassisch nackten Töchter zu ihm schickte, um ihn in seinem Studium der Bibel zu stören; sogar die meisten stoischen Philosophen der Welt haben oft ihre Waffen vor der Majestät der nackten Frau strecken müssen. Und da Strindberg noch ein Mann in seinem besten Alter war, war es ihm wohl nicht leicht, nach einer Enthaltsamkeit von vielen Monaten, in einer solchen Lage ganz ruhig und gelassen zu bleiben. Denkt Euch einen in der Einöde durstenden Wanderer, der plötzlich an einem lebenspendenden Quell erwacht — und die Najade des Quells sitzt noch neben ihm in jugendlicher Schönheit, ganz wie eine neu geschaffene Eva in dem neu erstandenen Paradiese. So nannte nämlich Freund August später dieses Atelier, nicht soviel wegen der hier gesehenen jungen Eva, sondern wegen seiner Sammlung von Pflanzen und Tieren.

Hinter den grossen Fenstern, die an ein Gewächshaus erinnerten und welche eine ganze, auf den Hof führende, Wand ausfüllten, schlangen sich die dunklen Triebe des jungen Weines und Efeus empor, und im Zimmer blühten Geranien, Pelargonien, Rosen und seltene Kakteen in ihren Töpfen. Zwischen den Blumentöpfen standen zwei grosse Käfige, in welchen Singvögel munter zwitscherten.

Strindberg gab später einmal zu, dass er in seiner Jugend oft nach nordischer Sitte während der Morgenstunden Stellen von schlechtem Ruf besucht hatte, wo nackte Frauen sich drängten. Aber so plötzlich, mit klarem Kopfe, mitten am hellen Tage, zwischen Blumen und bei hellem Vogelgesang so in die Gesellschaft einer kleinen Eva zu geraten, die auch nicht die geringste Notiz von ihrer nackten Weiblichkeit nahm, — das war seiner Ansicht nach paradiesisch, und ebenso paradiesisch war auch die Wärme in diesem Atelier,

durch dessen dünnes Blechdach die Sonne mit aller Kraft ihre Wärme ausstrahlte. Man konnte auch während der Tagesarbeit — im Jahre 1895 war der Sommer ausserordentlich heiss — nicht mehr tragen als seine eigene Haut, einen langen Arbeitsrock und Sandalen.

Erst als Christine in das Nebenzimmer verschwunden war, um Kaffee zu kochen, gewann August seine natürliche Ruhe zurück, und begann, schwedisch zu sprechen:

— Ich will von Deiner Diana, von der technischen Seite betrachtet, nichts sagen, obgleich meiner Ansicht nach ein solches Riesenbild kräftigere und kühnere Pinselstriche erfordert hätte. Aber das mag Geschmackssache sein. Dagegen muss ich Dir dieselbe Bemerkung machen, wie meinem Freunde Per Hasselberg und etlichen anderen nordischen Künstlern, die ich hier in Paris in den 80:er Jahren traf. Wäre es nicht schon an der Zeit, den Franzosen etwas anderes nachzulernen als die mehr oder weniger geglückten Nachahmungen ihrer eigenen geschmacklosen Salonkunst? Wenn man ein so feines Modell zur Verfügung hat, wie jenes Mädchen, so hättest Du etwas Besseres als eine prächtige Salon-Primadonna zustande bringen müssen, oder kannst Du wirklich in dieser Deiner Diana etwas klassisch Griechisch-römisches erblicken? Nein, sie ist französisch bis in die Fingerspitzen, in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen, ganz wie die »Schneeglocke» Hasselbergs. Denkst Du, dieses Bild wirklich auf die Ausstellung in diesem Jahre zu schicken?

— Ja, ich hatte gedacht es zu tun.

— Hat man irgend einen Nutzen davon? Man soll den Magen nicht mit Süssigkeiten füllen! Solche Diana's und Schneeglocken hat man dutzendweise in jedem Salon. Wer sich hier selbst einen Namen schaffen will, würde klüger tun, etwas Neues auszustellen, etwas Persönliches, was noch niemand gesehen hat. Nimm mir dieses Urteil nicht übel. Du hast mich ja selbst gebeten, meine Gedanken laut auszusprechen und darum sage ich es gerade heraus. Aber Du sollst Dir nicht, wie gesagt, diese allgemeine Bemerkung meinerseits zu Herzen nehmen, die ja nicht Dich allein betrifft, sondern fast alle unsere nordischen Künstler, deren

Blick durch die pariser Dutzendkunst verdunkelt und verblendet wird.

Ich verstand natürlich, dass Strindberg ganz recht hatte, weshalb ich seinem Rate folgte. Ich behauptete ausserdem, dass ich auch selbst solche Bilder nur für Studien der Nacktheit hielt. Man kann ja auch ein paar Bäume dahinter malen, einen Bogen und einen Jagdhund und das Modell »Diana» oder auch »Zur Erweckung der Liebe», »Weit vom Tanze», »Erinnerung an das Bad» nennen. Ich gebe auch zu, dass ich im Begriff gewesen war, noch eine ebenso grosse Venus zu malen, denn solche »Göttinnen» werden leichter verkauft als Bilder, deren Namen nur Uebung für Modelle oder — nach dem Beispiel von Zorn — »das ruhende Modell» bedeuten.

— Hm — dachte August hierzu — also noch das alte Wort »Kunst geht nach Brot».

Als Christine jetzt ganz angekleidet in das Zimmer trat mit der Meldung, dass der Kaffee fertig sei, bemerkte ich, dass dieses für Strindberg eine angenehme Überraschung war.

Das junge Mädchen war nämlich klug genug, nicht zu versuchen, mit den, nebenbei gesagt, geschmacklosen Moden der damaligen Pariserinnen, deren Kleiderärmel zu unnatürlichen Ballonärmeln aufgeblasen waren, zu wetteifern. Nein, sie hatte ganz bescheiden eine nette italienische Volkstracht angezogen, die ihr ausserordentlich gut stand. Ausserdem stand es fast wie auf ihrer Stirn auch auf ihrem ganzen lieblichen Madonnengesicht geschrieben, dass sie ein verständiges, tüchtiges Mädel war, die ihr Brot auf vollkommen ehrbare Weise verdiente. Als ich hierbei bemerkte, dass Strindberg ihre ganz beherrschte, vielleicht sogar vornehme Erscheinung billigte, und solche konnte man unter alten Kulturvölkern auch bei den Frauen des Volkes finden, stellte ich sie erst jetzt nach allen Regeln der Etikette einander vor. Ich zeigte auch dem Meister zwei kleine von Christine angefertige Plastiken — und dann war das Eis gebrochen.

Von diesem Augenblicke an war das Mädchen in den Augen des ergrauten Kritikers eine junge Künstlerin und nicht mehr ein einfaches Modell, und als dann zuguterletzt

im Schatten der grossen Palme in der Ecke des Ateliers eine Tasse Kaffee gereicht wurde, waren sowohl Diana und die Schneeglocke als auch die ganze Dutzendkunst ganz vergessen und Augustus ungewöhnlich guter und froher Laune.

Er plauderte freundlich und kameradschaftlich mit der lebhaften und redseligen Christine erzählte, dass er eine kleine Tochter hätte, deren Name auch »Cristine» sei und fragte dieses und jenes über Italien, worauf das junge Mädchen jedoch nichts zu antworten vermochte, da sie ihr Vaterland, seitdem sie es in frühester Kindheit verlassen, nicht mehr gesehen hatte.

Die zweite meiner Frauen, die Augustus kennen lernte, war die 25 jährige Marianne de Nemours.

Sie gehörte durchaus nicht der alten französischen herzoglichen Familie Nemours an, überhaupt keiner Familie. Denn sie war ein Kind der verbotenen Frucht und hatte auf diese Weise ihre Eltern nie gekannt. Marianne war nämlich in der grössten Heimlichkeit zur Welt gebracht, weit ab von dem richtigen Vaterlande ihrer hohen Mutter, und für ihre Erziehung sorgten ihre Pflege-Eltern in der Stadt Nemours. Und da sie ihren bürgerlichen Namen nicht benutzen wollte, nannte sie sich mit dem Namen ihrer Geburtsstadt, de Nemours.

Mariannes wirkliche Herkunft war so dunkel, dass sie sich nie darüber im klaren war und weder den richtigen Namen ihres Vaters noch ihrer Mutter kannte.

Dahinter steckte sicher etwas, was man gewöhnlich einen spannenden Roman zu nennen pflegt.

Nur eines wusste sie sicher, dass bei ihrer Geburt eine sehr grosse Summe in der Credit Lyonnais als Pension für sie hinterlegt worden war. Auf diese Weise konnte sie nie in Armut geraten, wie leichtsinnig verschwenderisch sie auch später wurde.

Ihre einzige Erinnerung an ihre Mutter war, wie sie glaubte, — sie war da 5 Jahre alt gewesen —, dass bei den Pflegeeltern einmal eine hochgewachsene, vornehme Dame zu Besuch erschienen war, die mit Kaiserliche Hoheit angeredet wurde, und welche das kleine Mädchen auf den Schoss genommen und sein Gesichtchen mit Küssen bedeckt

hatte. Dann hatte diese unbekannte Dame verschiedene Schmucksachen hervorgenommen, die sie in einem silbernen, mit weisser Seide ausgeschlagenen Kästchen verwahrte. Dieses Kästchen sah ich mit meinen eigenen Augen bei Marianne. Ich stellte fest, dass sich auf dem Kästchen ein russischer Silberdruck befand. Marianne glaubte, dass diese geheimnisvolle Frau, die am selben Abend mit dem Zuge ins Ausland reiste, ihre eigene Mutter war. Sie hatte ihre Pflegemutter andeuten hören, dass ihr Vater, ein Franzose, dessen Namen nicht genannt wurde, der französische Hauslehrer in einer sehr vornehmen Familie gewesen war. Ihre Mutter war die Tochter des Hauses und die französischen Stunden hatten so gute Frucht getragen, dass der Zögling in aller Heimlichkeit eiligst in ein ausländisches »Kloster» geschickt werden musste. Dann wurde der Ort Nemours in Frankreich gewählt, vielleicht der Heimatsort des unbekannten Franzosen.

Hier erblickte Marianne das Licht der Welt und dank ihrer grossen hinterlegten Pension entging sie den Gepflogenheiten der Engelmacherinnen.

Marianne war also aus den Händen der Engelmacherinnen gerettet, aber selbst war sie in der Tat kein Engel. In ihr waren auf merkwürdige Art zwei Naturen vereinigt, die genusssüchtige Frau und die Dame der grossen Welt. Wenn ich die Erlebnisse dieser Frau erzählen würde, so würde eine ganze romantische Novelle daraus entstehen, die natürlich nicht in den Rahmen eines Strindberg-Buches passt. Aber August Strindberg war doch in so hohem Grade von Mariannens rednerischer Begabung begeistert, dass wir genug Ursache haben, von ihnen hier in diesem Zusammenhange einige Episoden zu berichten. Nachdem sie eine einseitig katholische Erziehung erhalten hatte, die genau so lange währte, wie die Pflegeeltern in Nemours lebten, zog Marianne nach deren Tode natürlich gleich nach Paris. Da sie jedoch ein »junges Tier mit Stammbaum» war, war sie schon frühzeitig einen Kopf höher gewachsen als ihre Umgebung, und sie war auch einen Kopf höher als die meisten ihres neuen Vaterlandes, sowohl Männer als auch Frauen.

Wenn auch dieses Pflänzchen der geheimen Liebe nur

mütterlicherseits in der Stadt an der Newa zu Hause war, so war sein Blut doch stärker als Wasser und Wein, und viele von den jetzt flüchtigen Mitgliedern des Kaiserhauses Romanow waren mehr als 3 Ellen lang. Wahrscheinlich waren die vererbten Anlagen die Ursache dazu, dass Marianne bald, nachdem sie erwachsen und von der Vormundschaft der Pflegeeltern frei war, ein luxuriöses, angenehmes Leben zu führen begann, sozusagen einen Hof um sich hielt, wofür ihre Ausgaben manchmal ihre fast fürstlichen Einkünfte zu übersteigen begannen.

Ehe sie die Zügel ihres Geschickes in die eigene Hand nahm, ganz wie auch die göttliche Sarah Bernhard, war sie sehr unschlüssig darüber, ob sie ein Kloster — oder das Theater wählen sollte. Aber schliesslich gewann doch das letztere die Oberhand. Inzwischen war jedoch Marianne zufälligerweise die Geliebte eines reichen Finanzmannes geworden, und dieser durfte stets das Defizit ihrer Kasse decken.

Marianne verschwendete nämlich ebenso sinnlos, wie es die russischen Grossfürsten in Paris zu tun pflegten. Sie konnte z.B. Goldstücke als Trinkgeld geben, wenn nur irgend ein Bedienter ihr angenehm war. Aus ihrem alten »Finanzminister» (dem Bankier) machte sie sich nicht viel. Der Alte, welcher zum dritten Male verheiratet und Vater erwachsener Kinder war, hatte sich schon zu dieser Zeit ausgelebt, doch war seine erlöschende Erotik ausserordentlich unschuldig. Die einzige Freude dieses Krösus bestand darin, die nackten Füsse einer Frau zu küssen. Dieses befriedigte natürlich nicht Marianne, aber als ihr der Finanzminister eine luxuriöse Wohnung, eine mehrköpfige Dienerschaft, feine mit Pferden bespannte Wagen hielt und die allerteuersten und extravagantesten Fussbekleidungen erstand, die man für hohe Preise in Paris und London erhalten konnte, so musste die Schöne für das eine oder andere die Augen zudrücken — und die verbotene Frucht anderweitig suchen. »So ist das Leben», pflegte Marianne zu sagen.

Sie hatte oftmals gedroht, sich unabhängig zu machen, d.h. an das Theater zu geben, aber der Alte lauerte ihr auf und bewachte sie mit Argusaugen, um eine solche Kränkung

zu verhindern und seine Nacktfusstänzerin ganz als sein Eigentum für sich bewahren zu können. Er versprach ihr das Blaue von Himmel herunter und u.a. auch die teuersten Phantasie-Strümpfe der Welt, wenn sie sich nur das Theater aus dem Sinn schlüge.

Die teuersten Strümpfe, die ich in Mariannes Wohnung sah, waren ein wirkliches Kunstwerk. Sie waren aus feinster japanischer Seide, teilweise geklöppelt und fein gemustert, alles Handarbeit. Deren Muster hatte der bekannte Künstler Mucha, welcher alle Kostüme und anderes für Sarah Bernhard zeichnete, entworfen. Die Strümpfe waren so fein wie Spinnweben — durchbrochen — mit gelblichen Blättern, wie im Herbste, und Schmetterlingen geziert. Hier und da glänzten richtige Perlen und Aquamarine. Wie der Leser sicht leicht vorstellen kannn, waren jene Strümpfe ganz einzigartig. Dazu gehörten niedrige goldene Schuhe, deren Spangen ein mit Edelsteinen geziertes, aus Goldfiligran gefertiges Spinngewebe darstellten.

Was all diese Herrlichkeiten gekostet hatte, davon hatte Marianne keine Ahnung. Die Strümpfe allein, ohne Perlen und Edelsteine, hatten 600 Francs gekostet, was kein so aussergewöhnlich hoher Preis für ein derartiges Kunstwerk war. Obgleich unser kleines Mädel ziemlich gescheit und alles andere als alltäglich war, war sie doch über diese ihre Phantasiestrümpfe nicht wenig stolz und behauptete, dass sogar Sarah Bernhard nie solche besessen hätte, und sie brannte vor Lust, mit diesen kunstvollen Strümpfen einmal auf der Bühne zu erscheinen. Mariannes Drang zur Bühne war aber nicht ganz so gewöhnlicher Art, wie er vielleicht manches junge Menschenkind erfüllte. Ihre dramatische Begabung war so selten gross und echt, dass sogar ein solcher Feinschmecker der Schauspielkunst, wie August Strindberg, ganz erstaunt war.

Mariannes alter Mäzen war eine längere Zeit bettlägrig gewesen im Hause seiner eigenen Familie, weshalb Marianne die Gelegenheit gut benutzt hatte, um unbekannt in dem Revue Theatre von de Marigny an den Champs Elysées aufzutreten. In der Tat eine solche Aufgabe, fast nackt als Venus sogar ohne Strümpfe an einer unsittlichen Revue teilzunehmen, war nicht von grossem Wert. Aber sie tröstete sich damit, dass niemand sie kannte. Und da Venus noch dazu ein stummes, in einem Nacktfussballett und bei bengalischer Beleuchtung erscheinendes Gotteswesen war, so konnte sie niemand, selbst an ihrer Stimme nicht, erkennen.

Da sah ich — als Venus — Marianne zum ersten Male, und ich bemerkte am Schlusse des Stückes, dass sie nicht ein gewöhnliches Pariser Mädel sein konnte. Ich war damals ein stattlicher Kavalier, also griff ich frisch zu, stellte mich vor, indem ich um Erlaubnis bat und — ich erhielt sie auch —, sie als Venus zu malen. Ich hatte ja schon lange nach einem Modell für eine Venus gesucht. War es nicht ganz wie ein Fingerzeig des Geschickes, dass ich sie dort fand, wo ich am allerwenigsten eine solche ihrer Art hätte vermuten können? Bei einem Soupér im Chambre separée geschah dann ein kleines Malheur, das uns zeitiger als gewöhnlich einander näherbrachte. Ich stiess im Versehen an den in einem grünen Chartreuse Likörglas stehenden Strohhalm, sodass der Inhalt des ganzen Glases auf Mariannes teures Crêpe de Chine-Kleid und gerade auf ihren Schoss floss.

Ich erschrak gewaltig und fürchtete, dass sie mich für einen Tolpatsch halten würde. Ich erwartete zürnende Worte, aber wer könnte meine Verwunderung erraten, als sie nur in die Hände klatschte, und dabei erklärte, das Geschehene für eine richtige Liebeserklärung zu halten.

— Wieso, fragte ich verwundert.

— Monsieur, der so ungeschickt ist, ist sicher verliebt.

— Ich gab es zu, denn ich hatte mich schon in der Zeit zwischen Fisch und Braten verliebt und ich glaube, sie hatte auch ihre Flügel bekommen, ehe wir bei dem Kaffee und Likör angelangt waren. Denn unser Spiel — oder richtiger, unser Liebesspiel — dauerte eben von diesem Abend an gerechnet die ganze Zeit, während welcher ihr Finanzminister vor Anker lag, die Gicht im Bein.

Diese ganze Zeit verging ununterbrochen im Trubel der Jugend, teilweise in meinem Atelier, oder bei Marianne in ihrer eleganten Behausung. Aber so ganz ohne Spur verging diese Zeit jedoch nicht, denn eben mit Marianne malte ich die Venus in ganzer Grösse als Gefährtin zu Cristine Autan-

cios »Diana». Venus' ganzer Körper war das Ebenbild Mariannes, mit Ausnahme des Gesichts.

In meinem Atelier wurde Augustus mit Marianne de Nemour bekannt; das Venus-Bild war damals schon fertig und anderswo. Mariannes Bild erinnerte nämlich zu viel an sie, obgleich der Gesichtsausdruck verändert war, sodass es nicht ihr Wunsch war, dass dieses Bild zu einer Ausstellung nach Paris gesandt wurde, was auch nie geschach.

Venus war durchaus nicht Mariannes Glanzrolle. Sie war ganz verrückt in Jeanne d'Arc und dieser Umstand entfachte die Sympathie Strindbergs.

Strindberg kannte nämlich Voltaire durch und durch und Marianne kannte lange Reihen von Voltaires viel umstrittener Jungfrau von Orleans auswendig; sie deklamierte daraus einige Stellen mit einem solchen Temperament und vor allem mit einem derartig retorischen Glanze, dass sie nach Strindbergs Ansicht ganz ausserordentlich grosses, schauspielerisches Talent besass. Ich schlug vor, Marianne dem Leiter des Theatre de l'Oeuvre, Lugné Poé vorzustellen. Im genannten Theater waren im vorhergehenden Jahre (1894) seine eigenen Stücke aufgeführt worden. Aber Marianne machte sich nicht viel aus kleinen Theatern und so fiel die Sache ins Wasser. Marianne de Nemours heiratete später und wurde in Paris unter dem Namen ihres Mannes eine gefeierte Künstlerin von grosser Berühmheit.

Beide oben beschriebenen Frauentypen, mit denen Freund August durch mich in Berührung kam, haben natürlich in seinem Leben keine grössere Rolle gespielt, als dass sie ihn nur vorübergehend interessierten. Von der dritten meiner Frauen, Divina Paillard, kann dieses jedoch nicht gesagt werden.

Divina war meiner Ansicht nach nicht mehr jung und eigentlich auch nicht schön wie die beiden früher genannten Töchter Evas. Aber ihre Schönheit war ganz und gar eine innere, mehr ästhetischer Art. Sie war 11 Jahre jünger als Augustus, sodass sie im Alter gleichsam zwischen uns stand, wie ein verbindendes Glied eine wertvolle Vertreterin der Generation, die zwischen uns lag.

Mir war Divina Paillard fast wie eine mütterliche Freundin, und für Strindberg, der nie müde wurde, ihre katholischen Heiligen-Legenden zu hören, wurde sie religiöse Erzieherin und Vorbild der Selbstverneinung. U. a. gab sie dem Meister ein katholisches Gebetbuch »Paroissien», und Strindberg versprach, sich damit zu befassen, und nachweislich tat er es auch später. Denn das Gebetbuch kommt an vielen Stellen in seinem »Inferno» vor. Divinas Leben war mehr als bei den anderen voller eigentümlicher, wechselreicher Geschicke, von höchstem Glanze während der Zeit des Kaisers Napoleon III. bis zu der demütigenden tiefsten Armut. Ein solches Lebensschicksal wie das ihrige könnte als Stoff zu einem breit angelegten, psychologisch analytischen Roman dienen.

6 Meilen nördlich von Paris entfernt, in dem alten Isle de France-Gebiet, im Herzen Frankreichs an dem Punkte, wo sich die Flüsse Oise und Aisne vereinigen, befindet fich ein kleines altfranzösisches Bauerndorf, Venette. In den 1850:er Jahren wohnte in Venette ein wohlhabender Gärtner Hippolyte Paillard, der ein stattlicher Mann gewesen war, ein Typ, den man noch hier und da in der Normandie begegnet. Paillard war, obgleich Vater vieler Kinder, der grösste Don Juan der ganzen Gegend. Das Gerücht erzählte von ihm, dass keine einzige Frau nach dem Einbruch der Dunkelheit in Ruhe an ihm vorübergehen konnte; sogar in Paris, wohin er regelmässig die Erzeugnisse seines Gemüse- und Obstgartens brachte, erschien er als grosser Löwe in der Umgebung der Gemüsehallen.

Seine Frau, Aglae Paillard, die allmählich merkte, dass sie eine vernachlässigte Ehegattin war, begann im Mutterschosse der katholischen Kirche mehr und mehr Trost zu suchen und in ihrer immer eifrigeren mystischen Gedankenwelt und Glaubensverirrung wurde die heilige Jungfrau ihr ständiges Ideal. Zu der Zeit, wo sie ihr Kindchen unter dem Herzen trug, wurde sie schon nicht mehr für ganz »klug» gehalten.

Mutter Aglae begann, wie früher Jeanne d'Arc, von oben eine Stimme zu vernehmen, welche ihr eines Tages ankündigte, dass die heilige Jungfrau alle ihre Gebete gehört hatte

und dass jenes Kind, welches sie unter dem Herzen trug, ein göttliches Kind werden würde, und dieses göttliche Kind sollte ihr Ruhe und Seelenfrieden bringen.

In ihrer frommen Einfältigkeit konnte sie nichts anderes daraus verstehen, als dass aus diesem göttlichen Kinde ein Knabe werden würde, also ein neuer Heiland, weshalb sie beschloss, ihn im Stalle in der Krippe auf Stroh zur Welt zu bringen, wie es nach der heiligen Schrift auch zu Betlehem geschehen war. Als also der grosse Augenblick gekommen war, ging Mutter Aglae strahlenden Auges in den Stall und zündete sieben Kerzen der heiligen Jungfrau an, und indem sie dem Kind, auf Stroh gebettet, das Leben schenkte, sang sie mit lauter Stimme, die Hände gefaltet, das Weihnachtslied: Adeste, fideles, laeti, triumphantes u.s.w. Die Verwunderung der Dorfbewohner war gross, wo sie mitten im schönen Frühling, am 26. Mai 1862, die herrlichen Strophen der Weihenacht in dem Stalle des Gärtners Paillard singen hörten. Es sammelte sich Volk aus allen Teilen des dicht bewohnten Dorfes, aber als die heilige Aglae die Hirten ermahnte, das göttliche Kind, den König der Engel, zu bewundern, ergab es sich, dass dieses Kind ein Mädchen war.

Hier unterbrach August Divinas Erzählung, indem er mir auf schwedisch sagte:

— Selten, wenn überhaupt jemals, dürfte die Geburt eines Kindes feierlicher vorbereitet worden sein; ja, sogar in Betlehem war die Geburt des Kindes auf dem Stroh mehr ein Zufall, obgleich dieser durch den Zwang des Unvermeidlichen hervorgegangener Fall zu einer Tugend gemacht worden ist. Aber bei dieser Gelegenheit war das Stroh die heiligste Ruhestätte, die sich eine fromme, christliche Mutter wünschen konnte. Aber anderseits ist wohl kaum eine Frau so unbarmherzig betrogen worden in der Hoffnung, einen Knaben und nicht ein Mädchen zu erhalten.

Aber in der Wirklichkeit war dies gar nicht der Fall. Aglae Paillards Glaube war ein solcher, der Berge versetzt und die Art ihrer Religiosität war höchst fatalistisch und unerschütterlich.

Als sie gewahr wurde, dass das neugeborene, göttliche

Kind ein Mädchen war, fühlte sie sich desto glücklicher — denn ihr wurde plötslich klar, dass die Heilige Jungfrau selbst, Maria, die Königin des Himmels sich in Fleisch und Blut verwandelt hatte, um ihr zu Hilfe zu eilen. Aber bei der Taufe weigerte sich der Dorfpriester von Venette, das Mädchen auf den Namen »Divina» h. h. die Göttliche, zu taufen »weil Gott allein göttlich ist». Aber Aglae siegte doch in ihrem heiligen Eigensinn, und das Mädchen wurde trotz allem zur Erinnerung an die Heilige Jungfrau Marie Divina Paillard getauft.

Die Kleine wuchs heran und gedieh unter der zärtlichsten und abergläubisch-fanatisch-frommen Pflege der Mutter; selten durfte sie mit den »weltlichen» Dorfkindern spielen, kaum sogar an den Beschäftigungen und Arbeiten der älteren Geschwister teilnehmen. Mutter Aglae, die sichtbar ein gewisses Mass literarischer Bildung besass, sättigte ihre Seele mit La Fontaines Tierfabeln und Peraults Zaubermärchen von Prinzen, Prinzessinnen, Hexen und Zauberern und dann etwas später mit Erzählungen von heiligen Männern, Märtyrern und Eremiten.

Jene wunderbare Mutter schien die Fähigkeit einer Geistesseherin, jenen Erzählungen Leben einzuflössen, besessen zu haben, denn Divina erinnerte sich aus ihren ersten Kinderjahren, wie die Mutter ihr auf den Knien gezeigt hatte, wie z.B. die Schutzheilige der Stadt Paris, die heilige Genoveva, durch ihre Bitten den Hunnenkönig Attila bewogen hatte Paris zu erhalten.

Alle diese heiligen Sagen erzählte Divina der Reihe nach August Strindberg, der nie müde wurde, sie zu hören und sogar nicht behauptete, dass die wirklichen Gespenstergeschichten von den Scheintoten oder den an den Friedhöfen Spuk treibenden Geistern unmöglich seien.

Als Strindberg ein paar Jahre später seine »Legenden» veröffentlichte, glaubte ich, in diesen Spuren von und Erinnerungen an die in Divina Paillards Gesellschaft verbrachten Märchenstunden zu finden, aber ich beobachtete darin nur eine gewisse Neinung zum Katholizismus als solchem. Sein späterer, geistiger Verkehr mit dem protestantischen Träu-

mer Svedenborg soll wiederum aus seinem Sinn das Interesse für katholische Heiligensagen verjagt haben.

Die erste Jugend der kleinen Divina verstrich ohne besondere erwähnenswerte Ereignisse in dem kleinen, von Flüssen umgebenen Dorfe, dessen zierliche Häuser, mit weissem Kalk bedeckt oder grün gestrichen, zwischen gut gepflegten Obstbäumen hervorragten.

Aber in der Nähe des Dorfes befand sich das stattliche Schloss Ciply. Der Besitzer war der belgische Baron Napoleon van der Heyden, der nach seiner französischen Baronie kurz Baron de Ciply genannt wurde.

Der Baron war in seiner morganatischen Ehe mit einer früheren Schauspielerin vereint, die Ehe war aber kinderlos.

Eines schönen Sommertages blieb das Viergespann vor dem Dorf Venette in der Nähe von Paillards Gärten stehen, damit die Herrschaften vom Schloss einige seltene Marechal-Niel-Rosen bewundern könnten. Dabei sahen sie die kleine Divina, die sich zu einem schönen Kinde entwickelt hatte.

Da sie keine Kinder hatten, kam die Baronin plötzlich auf den Gedanken, den Gärtner zu bitten, ihr das kleine Mädchen als Pflegekind zu geben.

Hippolyte Paillard, der da wusste, dass Baron de Ciply ein naher Freund Kaiser Napoleons III. war und fast jeden Tag mit dem Kaiser in der nicht weit entfernten Sommerresidenz, dem Schloss Compiégne, Karten spielte, war sehr zufrieden, dass man seine jüngste Tochter für würdig genug hielt, um in den Hofkreis aufgenommen zu werden. Er seinerseits ging mit Freuden auf den Vorschlag der Baronin ein, aber... man musste die Alte fragen, deren Liebling die kleine Divina war. Nach Divinas Ansicht wurde nicht gefragt. Sie war ja auch nur 7 Jahre alt und konnte daher keinen eigenen Willen haben.

Mutter Aglaes Zweifel wurden von dem Gedanken, dass dieses sicher »Gottes Wille» sei, allmählich zerstreut. Als Pflegetochter des Barons de Ciply konnte Divina jedenfalls eine solche Erziehung erhalten, die man ihr unmöglich zu Hause geben konnte... und dieser Gedanke erleichterte ihr die Trennung von dem göttlichen Kinde, das natürlich im Voraus für grosse, erhabene Aufgaben bestimmt war.

Nachdem das kleine Mädchen sich von Eltern und Geschwistern zärtlich verabschiedet hatte, entfernte sie sich in dem grossen, von vier weissen Pferden gezogenen, Wagen nach dem Hügel, auf dessen Gipfel die Mauern und Türme des alten Schlosses Ciply stolz emporragten.

Da öffnete sich vor ihren staunenden Augen eine neue Welt. Nachdem sie einige Tage geweint hatte, beruhigte sie sich allmählich, als sie jeden Morgen wie eine Prinzessin angekleidet wurde und in die Haare richtige goldene Bänder geflochten wurden. Die Baronin brachte auch aus Paris die wunderbarsten Spielsachen und Puppen, die fast ebenso gross wie sie waren und »Mama» sagen konnten, wenn man sie auf den Magen drückte.

Aber aus der von Mutter Aglae geträumten Erziehung wurde nichts.

Divina erhielt schon oft und gründlich Schläge auf den blossen Körper von der »nervösen» Baronin, oft ohne besonderen, vernünftigen Grund, oft wegen unbedeutender Verstösse gegen die Etikette oder »feinen Sitten». Dagegen war keine Rede von irgend einer Schulbildung. In diesen Kreisen brauchte man keine andere Erziehung, als sich kleiden und gut auftreten zu können, vor den Kaiserlichen Knickse machen und tanzen zu können.

Aber auch der Kaiserin Eugenie gefiel das hübsche Kind und sie scheint der Baronin de Ciply angedeutet zu haben, dass diese doch die Kleine als eigenes Kind adoptieren möchte unter Beobachtung aller Forderungen der Gesetze und ihr dabei eine ihrem Stande entsprechende und würdige Erziehung in einer Klosterschule, wie es in jenen Kreisen Sitte war, geben möchte. Daraus wurde jedoch nichts, denn die geizige Baronin hatte wirklich nicht die Absicht, das Erbe nach dem alternden Baron mit dem »Gärtnerkinde» zu teilen — wenn es auch einem Engel ähnlich war!

Der Baron dagegen tat sein Bestes, um sein kleines Pflegekind ganz zu verwöhnen. Aber auch er kam nicht dazu, der Stellung des Kindes einen gesetzlichen Grund zu verleihen und welchen Zweck hätte auch eine solche Adoption? Er wollte doch in allen Fällen des Kindes in seinem Testament gedenken.

Auf den besonderen Wunsch der Kaiserin durfte die schöne Divina immer Baron de Ciply zum Empfang ins Sommerschloss begleiten und während van der Heyden de Ciply mit Napoleon III. und seinen Hofherren auf der Terasse Karten spielte, durfte Divina, geschmückt und geputzt wie eine vollblütige Prinzessin, im Hofe des Schlosses im kleinen Ponywagen mit dem Kaiserprinzen Napoleon Eugène herumfahren. Dieser war sechs Jahre älter als sie, ein schöner, gutherziger und gut erzogener 13 jähriger Knabe.

Divina behauptete schon damals, als 7 jähriges Mädchen, verstanden zu haben, dass jener weichherzige Junge, der sogar den Lakaien nicht erlaubte, die Pferde zu peitschen, wahrscheinlich nicht seine Stellung als zukünftiger Kaiser der Franzosen hätte halten können. Aber Strindberg war überzeugt, dass Divina diesen Schluss viel später gemacht hatte, ihn aber mit ihren Kindheitserinnerungen vermischt hatte.

Diese Spazierfahrten mit dem kaiserlichen Prinzen fanden im Sommer 1869 statt, als Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand, wo er Folgendes auszurufen pflegte: »Kein Kanonenschuss in ganz Europa ohne meine Genehmigung!» Und er hatte ja auch Russland im Krimkriege gedemütigt und England in China geholfen, wobei er zugleich Kochin-China für Frankreich schaffte. Im Jahre 1869 hatte er Italien von der Herrschaft der Habsburger befreit, aber nachdem er ein Jahr später, den 19. Juli den Krieg gegen Preussen erklärt hatte, spannte er den Bogen so, dass er zersprang.

Im Anfang des Krieges war Baron van der Heyden Hals über Kopf nach dem Gute der Familie in Belgien geeilt und hatte dabei seine französische Baronin und die erschrockene Divina ihrem eigenen Geschick im Schloss Ciply überlassen.

Der Donner der deutschen Kanonen näherte sich von Tag zu Tag, und die Baronin lies die belgische Flagge auf dem Turm des Schlosses hissen.

Schon am ersten September verbreitete sich das Gerücht, dass alles verloren war. Die französische Nordarmee war eingeschlossen in Metz und die Hauptarmee in der Gegend von Sedan. Einige Tage später hörte man, dass der Kaiser gefangen und die Kaiserin mit dem Prinzen nach England entflohen sei.

Divina vergoss bittere Tränen wegen des Geschickes des guten Prinzen, obgleich sie keine Ahnung davon hatte, was ein Krieg eigentlich bedeutete. Wohl hatte sie von kaiserlichen Jagden gehört, wobei Hirsche und Böcke erlegt wurden, aber dass auch Menschen geschossen wurden — das war etwas Neues für sie. »Krieg ist Krieg —» das war die einzige Erklärung, die die Baronin ihr gab, eine Erklärung, die nichts erklärte.

Dann erreichte sie die traurige Nachricht, dass ihr ältester Bruder, Gustave Paillard, tötlich verwundet sei, und, was noch trauriger war, dass ihre eigene Mutter Aglae ganz wirr geworden und in einen tiefen Brunnen aus Furcht »vor dem letzten Gericht» vor den Deutschen — gesprungen war. Es ist kein Wunder, dass Divina, die nicht die geringste Schulbildung und deshalb keine Ahnung davon hatte, was ein Deutscher war, einen versteinernden Schreck gegen diese furchtbaren Wesen, welche Leute plagten und erschossen, empfand.

Aber bald sollte sie mit eigenen Augen diese »Deutschen» sehen, sogar einen Kuss auf die Stirn von einem ihrer höchsten Kriegsherren erhalten.

In den letzten Tagen vor der Ankunft des Feindes, wo es schon zu spät war, nach Belgien oder nach Paris zu flüchten — übrigens zeigte sich schon am letztgenannten Orte das Gespenst der Revolution — hatte die Baronin Divina und den weiblichen Teil der Dienerschaft in dem Keller versammelt.

Eines schönen Tages, eben als im Keller Kaffee auf einem Petroleumofen gekocht wurde, hörte man vom Hofe laute Kommandorufe und Getrampel von Pferdehufen. Alle waren von Schreck ergriffen: Die Deutschen! Niemand wagte, seine Kaffeetasse anzurühren.

Zuletzt schlugen die Deutschen die Tür des Kellers ein und ein junger, eleganter Offizier mit einer Kerze in der Hand erklärte auf gutem Französisch, dass niemand sich im geringsten zu fürchten brauche, dass das Schloss für den Kronprinzen Preussens und seinen Stab als Quartier »be-

stimmt» sei und, dass man die Frauen ersuche, in das Schloss, und zwar in den für sie zur Wohnung ausgesehenen Teil, zu gehen. Divinas Verwunderung war unbeschreiblich! Zuerst sah sie mit Erstaunen, dass jene »verdammten Deutschen» anderen Leuten ganz ähnlich aussahen und so sprachen, dass man sie gut verstehen konnte. Untereinander pflegten sie eine merkwürdige Sprache zu radebrechen, wovon man kein Wörtlein verstehen konnte. Der einzige Unterschied bestand darin, dass sie hohe Stiefel trugen und dass sie schlechten Tabak aus Pfeifen, die einen grossen, hässlichen Kopf aus Porzellan hatten, rauchten. Aber sonst schienen sie gar nicht die Absicht zu haben, einem einzigen Dienstmädchen des Schlosses das Leben zu nehmen!

Aber als die Baronin sich überzeugt hatte, dass wider Erwarten keine Lebensgefahr zu befürchten war, wurde sie gleich hochmütig, indem sie behauptete, dass die Deutschen die Neutralität des Schlosses und die belgische Fahne verletzt hätten. Aber da sie ihre belgische Staatsangehörigkeit nicht beweisen konnte, musste sie sich, ob sie wollte oder nicht, fügen und sich darin finden, dass das ganze Hauptgeschoss des Schlosses sich im Besitz des preussischen Erbprinzen, d.h. des Kronprinzen Friedrich, (des künftigen Friedrich III.) und seiner Generäle befand.

Ein paar Tage später wünschte der Kronprinz, die Schlossfrau sprechen und liess sich bei der Frau Baronin melden.

Divina erzählte sehr nett und belustigend, wie jene alte Meerkatze sich für den Empfang des hohen Gastes geputzt und geschmückt hatte, denn, wenn er auch zu jenen »verdammten Deutschen» gehörte, war er doch der Kronerbe und die Baronin bewunderte die Monarchie über alle Massen. Dagegen konnte Divina, die noch vor einem Jahre den 13. jährigen Kronprinzen von Frankreich kennen gelernt hatte, mit Mühe verstehen, dass jener grosse, kräftige Mann mit langem Barte, der in hohen Reiterstiefeln in den Saal erschien, ein Prinz sein konnte, noch dazu ein Kronprinz!

Aber dieser grosse Mann hatte mit milder, ja sogar freundlicher Stimme auf gutem Französisch versichert, dass er sowohl die Beschlagnahme des Schlosses als den Schrecken des Krieges bedaure, indem er jede Verantwortlichkeit auf den Kaiser Napoleon schob, der seinem Vater den Krieg erklärt hatte. Da Divina ihn scheu betrachtete, nahm er sie auf den Schoss und bat um Erlaubnis, das Kind auf die Stirn zu küssen. Indem er das Haar der Kleinen streichelte, erzählte er, dass er selbst drei Töchter zu Hause in Berlin hätte. Die älteste, Charlotte, wäre 10 Jahre alt und Divina sehr ähnlich, die jüngste wäre einen Monat vor dem Anfang des Krieges geboren....»

Dann fügte er traurig hinzu: »Vielleicht werde ich meine Kinder nie wiedersehen!»

Nachdem blieb der Stab des Kronprinzen nicht mehr lange in Schloss Ciply, denn sobald die Belagerungstruppen Paris umgeben hatten, verlegte der Prinz sein Hauptquartier nach Versailles.

Dies waren Divinas einzige Kriegserinnerungen, denn nachdem die deutschen Truppen südwärts nach Paris gezogen waren, herrschte wieder Ruhe in der Umgebung des Schlosses, so dass auch Baron van der Heyden kurz darauf zurückzukehren wagte.

Einige lange Jahre verstrichen, ohne dass etwas Besonderes geschah, nur dass der Baron im gleichen Masse wie seine Pflegetochter zu einer jungen Frau heranwuchs, ein immer sichtbareres Interesse, sich ihr als Frau zu nähern, zu zeigen begann. Dieses blieb der Baronin nicht unbekannt, und gereizt musste sie feststellen, dass sie selbst sich eine Konkurrentin erzogen hatte.

Jetzt hatte diese Alte Meerkatze keine angenehmere Beschäftigung als das junge Mädchen zu plagen und mit den Fäusten zu schlagen, um auf jemand die wilden Ausbrüche ihrer Wut auslassen und »ihre Nerven beruhigen» zu können.

Einmal, als das junge Mädchen vollkommen entkleidet und die Baronin im Begriff war, sie mit einer Reitgerte zu peitschen, drang der Baron plötzlich in das Zimmer, riss die Gerte aus der Hand der rasenden Frau, zerbrach sie und warf die Stücke in das brennende Feuer. Zugleich drohte er, dass wenn so etwas sich wiederholen würde, würde er das Testament zu Gunsten Divinas ändern, indem er sie

zur Haupterbin einsetzen würde. Auch liess er verstehen, dass ihre »morganatische» Ehe nur ein reines Verhältnis war, das nie gesetzlich bestätigt worden war, weil alle Verwandten des Barons sich der Heirat mit einer früheren Schauspielerin durchweg widersetzt hatten. Weshalb der Baron volle Freiheit hatte, die Baronin zu enterben.

Ungefähr zu dieser Zeit fiel es Divina auf, dass die Baronin zu denken anfing, wie sie den Baron aus dem Wege räumen könnte. Dieser begann nämlich immer mehr »leidend» zu werden. Ein junger Arzt wurde gerufen, ein gewisser Monsieur B—ty, mit dem die Baronin etwas zu viel an dem Baron herum quacksalberte. Auch war es sicher, dass sie dem Kranken »falsche» Arzneien gaben, so dass er schliesslich sein Leben liess.

Nach dem Tode des Barons verbrannte die Baronin haufenweise Papiere und Akten, so dass wahrscheinlich auch das richtige Testament in Feuer und Flammen aufging. Also erbte sie den Nachlass ungeteilt. Sie behielt sowohl das Schloss Ciply als auch das vom Baron in Paris nach dem Kriege gekaufte Haus, das er Divina zu schenken beabsichtigkeit hatte.

Als der Baron in den letzten Zügen lag, wurde in aller Eile ein Priester gerufen, um dem Sterbenden das Heilige Abendmahl und die lezte Ölung zu geben. Und in Gegenwart des Doktors B—ty und eines anderen Zeugen liess die Baronin sich mit dem sterbenden Baron trauen, der zur Hälfte schon bewusstlos war, so dass er diesem keinen Widerstand mehr leisten konnte.

Durch diese schlechte Handlung konnte sie den Verwandten des Barons unterbreiten, dass ihre Ehe eine wirkliche Tatsache war. Und das ganze Erbe fiel ihr zu. Kurz darauf heiratete die Witwe den Arzt-Giftmischer, der nun an der Reihe war, binnen kurzer Zeit Divina den Hof zu machen.

Doktor B—ty veränderte später seinen Namen, indem er sich Baron de Ciply nennen liess. Denn in Frankreich ging der Titel früher automatisch auf den neuen Besitzer des Gutes über, falls es sich um Baronien oder Grafschaften handelte.

Nachdem der neugebackene »Baron» den Versuch gemacht hatte, Divina zu vergewaltigen, verliess sie voller Zorn für immer das Schloss Ciply. Sie begab sich nach Paris mit 20 francs in der Tasche.

Hier gab es keinen Prinzen mehr, mit dem man im Ponywagen fahren konnte. Divinas Verwandten standen ihr jetzt fremd gegenüber, die Mutter war tot, der Vater hatte sein ganzes Vermögen auf unvernünftigen Lustreisen nach Paris verschwendet, der älteste Bruder war an den im Kriege erhaltenen Wunden gestorben, die Schwestern gehörten den Kreisen armer, geiziger, französischer Bauern an, die die feine Schwester nicht gerade freundlich ansahen. Ohne Freunde, ohne Arbeit, ohne irgendeine Schulbildung war sie jetzt allein, mit leeren Händen, in der gefährlichsten Stadt der Welt. Das Leben lag grau in grau vor ihr. Sie lief in Paris herum, allein, ohne Ziel, hungrig, durstig und ermattet.

— Das ist mir bekannt, unterbrach Strindberg ihre Erzählungen. Das ist kein Märchen, sondern die nackte, hässliche Wahrheit.

August Strindberg fand Vergnügen an Divina Paillards obigen Kindheits- und Jugenderinnerungen, weshalb auch verständlich wurde, warum er sich von den mehr als vorteilhaften Pariser Wirtinnen trennte und noch mehr interessierten ihn die Beschreibung ihrer letzten Leidensjahre. Vielleicht fand er einen Trost darin zu wissen, dass auch andere hatten leiden und Schweres in diesem seinen Pariser Inferno durchmachen müssen. Dass Paris für die unbemittelten Volksschichten eine wahre Hölle auf Erden sein kann, darüber besteht kein Zweifel, aber in noch schwierigerer Lage sind die »verschämten Armen», die bessere Tage gesehen haben, und die keinesfalls die ohnehin grosse Armee der Berufsbettler vermehren wollen.

Es würde vielleicht zu weit führen, wenn wir uns über Divina Paillards traurige Pariser Erinnerungen in Details einlassen würden, wie fesselnde Zeitbilder und spannende Darstellungen aus dem wirklichen Leben sie auch enthielten. Mag sie diese mit in die andere Welt genommen haben, wo sie vielleicht ist — falls die Seelen nach dem Tode leben —

und unseren Freund August getroffen hat, der einen so grossen Wert auf ihr frommes, ehrliches Wesen legte.

Für August Strindberg waren Divina Paillards Kenntnisse und Erfahrungen über die furchtbaren Schattenseiten »der Stadt des Lichtes» ausserordentlich wertvoll, denn niemand hätte dem Meister die Augen über das höllische Inferno besser öffnen können als Divina. Aber anderseits begann Strindberg in ihrer Begleitung immer fleissiger die ehrwürdigen katholischen Kirchen des Mittelalters zu besuchen, in deren eindrucksvollem Halbdunkel er die Mystik der vergangenen Zeiten fand.

Zu dieser Zeit entfremdete er sich der protestantischen Kirche, wo man statt Palestrinas herrlichem achtstimmigem Chore den einförmigen Gesang der ganzen Gemeinde hat, wobei die feierlich-symbolische, fast dramatische Handlung der Messe zu etwas Unbedeutendem herabgemindert ist.

Divina war natürlich chemisch frei von jedem Eifer des Proselytenmachens und daher versuchte sie gar nicht, Strindberg zu ihrer eigenen Religion zu bekehren. Ihrer Ansicht nach gab es keine andere Kirche als überhaupt die Kirche an sich und daher eine andere Bekehrung unnötig war. Von Divinas einfach unschuldiger Auffassung, dass der Mensch entweder Katholik oder Heide sei, trifft man verschiedentlich Reflexe in Strindbergs »Inferno», ebenso wie in seinen »Legenden».

Divina hatte während ihrer versuchungsreichen Jahre so eifrig alle Pariser Kirchen besucht, dass unser August, der jetzt seinerseits Pilgerfahrten dorthin machen wollte, keinen besseren Führer haben konnte.

Strindberg gestand mir gegenüber ein, dass, wenn er jemals allein einem katholischen Gottesdienste beiwohnte, ihn das Gefühl überkam, dort ein ungebetener Gast zu sein. Wenn aber Divina mit ihm war, die in jedes Detail des Gottesdienstes eingedrungen war, verliess ihn dieses Gefühl ein »nicht dahin gehörender Protestant zu sein.»

VIII.

WIR BEMÜHEN UNS, DIVINA PAILLARD BEI DEM THEATER WIEDER ANZUBRINGEN

IN einer Zeit voller Prüfungen und während ihrer Pariser-Inferno-Jahre, die für Divina Paillard viel schrecklicher als für Strindberg gewesen waren, hatte sie u. a. eine Zeit dem Odeon-Theater angehört, welches die zweite Volksbühne Frankreichs ist. Dahin werden solche Stücke, besonder ausländische geschickt, die das Théatre Français nicht glaubt aufführen zu können, weil diese Bühne ersten Ranges vor allen Dingen einheimischen Schauspielen den Vorzug geben soll. Ausnahmen wurden dann nur gemacht, wenn irgend ein bedeutender Aktionär der Volksbühne, z.B. Mounet Sully Hamlet spielen wollte.

Aber dann geschieht es auch nach französischer Nachbildung, mit glänzendem Schlussakkord, wobei man sich noch eine »poetische Freiheit» in besonders grossem Masse gestattet. Diesen Hamlet haben Alexandre Dumas und Paul Meurice und die Musik hat Ambroise Thomas komponiert: Ophelia singt u. a. eine Melodie, welche Thomas von Kristina Nilsson in dem goldenen Hause gelernt hat. Dass diese französische, stark verkürzte Nachbildung nicht viel gemeinsames mit Shakespeares Drama hat, ist leicht zu verstehen, die Franzosen legen ja den Hauptwert auf die Retorik und die gereimten Schlussakkorde, während bei Shakespeare die Tiefe der Gedanken das durchaus Wichtigste ist.

Nach der Ansicht August Strindbergs, der eben zu dieser Zeit in seiner niedergedrücktesten Theaterlaune war und der auch wenigstens damals keine besondere Bewunderung dem englischen Meister gegenüber zeigte, war es auch ganz recht, dass dieses Stück so zugeschnitten und »modernisiert»

wurde. Denn der ganze, ungekürzt vorgeführte, Hamlet würde nach der Ansicht des Publikums unserer Zeit viel zu viele Stunden dauern; ausserdem fragte er ob jenes: »Sein oder nicht sein» so verflucht tiefe Bedeutung hätte.

Aber lasst uns zu dem »Odeon» zurückkehren; auf dieser zweiten Bühne wurden z. B. Schillers: »Jungfrau von Orléans» und »Maria Stuart» aufgeführt.

In diesem letztgenannten Schauspiel hatte Divina Paillard eine kleine Nebenrolle als erstes Hoffräulein der Königin erhalten. Es war für sie ein sehr glücklicher Zufall, denn ausser, dass sie damals in der vollen Blüte ihrer ersten Jugend stand, hatte sie, wie wir wissen, schon als Kind gelernt vor der Kaiserin Eugénie tiefe Hofknickse zu machen, und sich in den Räumlichkeiten des Hofes wie im eigenen Heim zu bewegen, so dass sie ihre Rolle auffallend gut spielte. Aber die Folge davon sollte ein zweischneidiges Schwert werden. Erstens musste sie sehr neidische Beschuldigungen seitens ihrer weniger begabten Schauspieler-Kollegen ertragen, zweitens liess der damalige Leiter sie auf besonders handgreifliche Art verstehen, dass das Vorwärtskommen im Theater ganz davon abhängen würde, wie entgegenkommend Divina sich zu seinen immer energischer werdenden Annäherungsversuchen verhielt.

Diese Intriguen und Uneinigkeiten hatten schliesslich ein gewaltsames Ereignis zu Folge, das damit endigte, dass Divina verärgert ihrer ganzen unter so glücklichen Voraussetzungen angefangenen Schauspieler-Laufbahn Lebewohl sagte — mit leeren Händen, wie sie damals aus Ciply gekommen war.

Jene Divinas Theatererlebnisse hatte ich nach ihren eigenen Erzählungen zu einem kleinen, kurzen Schauspiel zusammengesetzt, das aber nie weiter kam. Als Strindberg von diesem Stücke hörte, bat er es zum Durchlesen erhalten zu dürfen und versprach am folgenden Tage sein Urteil darüber abzugeben. (Am 2. XII. 1894) Am Tage darauf erhielt ich von ihm eine Postkarte mit folgendem Inhalt:

Lieber Finnteufel!

Ich bin heute Abend bis um 6 Uhr besetzt. Ich las Dein Stück, es ist meiner Ansicht nach ebenso unreif wie Deine Malkunst reif ist.

Aus dem Zusammenhang las ich heraus, dass Deine Frau zum Theater zurückkehren will. Nichts ist leichter; wollen wir heute Abend darüber sprechen.

Also! Meine hochachtungsvollen Grüsse der Frau und auf Wiedersehen!

Dein Freund
August Strindberg.

Paris, den 2. Dez. 1894.

Es war ein schöner Wintertag, ein Sonntag. Bei Augusts Besuch am Abend desselben Tages hatte ich das Vergnügen, noch gründlicher über mein Stück zu hören. »Mangel an Reife zeigte die Tatsache, dass ich für ein so unbedeutendes Begebnis die Form eines Schauspiels gewählt hatte, das höchstens als Stoff für eine kleine Novelle getaugt hätte. Ausserdem war es geradezu schade, dass ich meine Zeit für solche dramatischen Versuche verschwendete, da ich mir doch einen gewissen Namen als Maler und Bildhauer erworben hatte.»

Und dabei blieb es. Aber dass Divina die Absicht hatte, zum Theater zurückzukehren, das fand Strindberg ganz klug.

Strindberg stand damals noch in gutem Verhältnis zu dem Leiter Lugné-Poé, der das »Nouveau Théatre» für seine schriftlichen Arbeiten und Versuche für Zusammenkünfte, bei denen man sich über die moderne, dramatische Literatur beriet und für sein eigenes Theater »L'Oeuvre» gemietet hatte. Da hatte man nämlich die Absicht, Augusts »Der Vater» am 14. Dezember aufzuführen, also nach 12 Tagen, und die »Gläubiger» sollten das Bühnenlicht am 19. Dezember 1894 erblicken. Es wurde fleissig geübt, und wenn passende Gelegenheit sich dazu bieten würde, sollte sich Divina Paillard mit Strindberg dahin begeben, um Lugné-Poé vorgestellt zu werden. Und dann sollte die so unerwartet abgebrochene Laufbahn als Schauspielerin unter Strindbergs mächtigem Schutze von neuem fortgesetzt werden.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Eines schönen Tages — zufälligerweise war es noch am 13. Dezember — den August für einen Unglückstag hielt — bekam er von Alexandre Dumas eine Postkarte, worin er gebeten wurde, augenblicklich bei Dumas vorzusprechen, wobei es sich um seinen eigenen Vorteil handle.

August, der wegen dieses fatalen Tages eine Hiobspost zu hören befürchtete, dachte zuerst gar nicht dahin zu gehen. Er glaubte, dass die Sache irgendwie mit dem Theater im Zusammenhang stand, weil Alexandre Dumas ja der Vorsitzende des Vereines der Schauspielverfasser (des Berufsvereins der französischen Dramendichter) war und Strindberg war selbst Mitglied des Vereins.

Da ich den müden Verfasser wirklich gern hatte und ihn so unschlüssig wie Prinz Hamlet da stehen sah, schaffte ich in aller Eile einen Wagen herbei und begab mich mit Strindberg auf den Weg, um mich wirklich davon zu überzeugen, dass er zu Dumas ging! Noch an der Pforte wollte er Kehrt machen, weil er »wahrhaftig keinen neuen Ärger mehr ausstehen konnte.» Aber es gelang mir doch, ihn zu bewegen weiter zu gehen in meiner Begleitung.

Der alte »weisse Neger» mit silbernen Locken empfing uns aufs herzlichste. Die Mutter von Dumas Grossvater war eine Vollblutnegerin gewesen, die mit dem nach den Kolonien entwichenen Marquis de la Pailleterie einen unehelichen Sohn hatte; dieser wurde später der Vater des Verfassers der Musketiere, Dumas des Älteren. Und dieser Dumas d.Ä. hatte auch einen unehelichen Sohn Dumas den Jüngeren, den Schöpfer der »Kameliendame», bei dem wir eben waren. Aus dem französischen Adelsblut und dem Negerblut schien hier wirklich eine »dramatische Mischung» produziert zu sein.

Also Dumas war so freundlich, dass Augusts Gesicht sich erhellte, als er tief im Sessel sass gegenüber dem berühmten »weissen Neger», dessen lebhafte Augen Intelligenz ausstrahlten.

Ich setzte mich abseits, so dass ich die Profile der beiden grossen dramatischen Verfasser gegen das helle Tageslicht sah.

Als gewohnter Weltmann erkundigte sich Dumas zuerst nach unserem Befinden.

August, der mit Divina ziemlich fliessend sprach, antwortete in seinem steifen, aber grammatisch tadellosen Schriftfranzösisch, dass es uns gesundheitlich gut ginge. Da er hörte, dass ich ein junger Künstler war, aus »La Finlande» gebürtig, dachte er, dass ich Russe sei. — Seine geographischen Kentnisse, wie diejenigen seiner Landsleute, erstreckten sich nicht sehr weit. — Und er begann schöne Worte über Leo Tolstoj zu äussern.

Strindberg wurde etwas nervös, was kein Wunder war. Zu seinen kleinen Fehlern gehörte auch die Eigenheit, dass er nicht gerne andere loben hörte. Glücklicherweise berührte Dumas nicht Heinrich Ibsen, der für Strindberg ein Schreckgespenst war.

Nachdem der älteste im Beruf der Dramendichter einen schnellen Blick auf mich geworfen hatte und sich vergewisserte, dass ich mit Eifer die an den Wänden hängenden Ölgemälde studierte, kam er zur Sache.

Jawohl, die erste Aufführung von Strindbergs »Der Vater» sollte ja am folgenden Tage stattfinden (Freitag den 14. Dezember 1894) und viel war darüber schon geredet und gestritten worden. Man sah dem Stück mit Spannung und Interesse entgegen.

Augusts Gesicht erhellte sich noch mehr und seine leuchtenden Augen hatten einen fast phosphorartigen Glanz.

Aber — jetzt kam das unvermeidliche Aber. Strindberg musste auf der Hut sein, denn als Mitglied des Vereins der Schauspielverfasser hatte er das Recht, 10 % von den Bruttoeinnahmen der Abende zu erhalten — und alle Zeichen deuteten darauf hin, dass der Leiter Lugné-Poé sich von der Auszahlung der Verfassergebühr drücken wolle.

Strindbergs Gesicht verfinsterte sich, und sein Mund zog sich zu einem kleinen Punkte zusammen.

— Jawohl, — Dumas setzte fast väterlich bedauernd fort, er wollte nur benachrichtigen, dass Lugné Poé sich gerade an ihn — hinter Strindbergs Rücken — gewandt habe — mit der Anfrage, ob er wirklich dem Verfasser sein Honorar geben müsse, und ob dieser Mitglied des Vereins sei.

Dumas sagte, dass er Poé sehr streng geantwortet habe, dass dieser zweiffellos bezahlen müsse — und dass Strindberg ein Mitglied sei. Aber natürlich müsse der Verfasser selbst über seine eigenen Vorteile wachen, nachdem er eine Warnung erhalten habe. Nur in dem Falle, dass Poé — gegen Erwartung — sich weigerte zu bezahlen, oder einen Streich spielen wolle, würde der Verein sich in die Sache mischen.

Dumas erbob sich, Strindbergs Schauspielen Glück und Erfolg wünschend. Dieser stand auch auf, wie versteinert, wie aufgewacht aus einem krankhaften Zustande und vergass fast, dem Vater der »Kameliendame» für seine freundliche Warnung und seine Glückwünsche zu danken. Der Hausherr merkte schon die Niederschlagenheit seines Gastes — er war auch selbst nicht immer derselbe »Löwe» gewesen. So drückte er kräftig Augusts Hand und sagte im warmen Tone:

»Hören Sie, mein lieber Kollege, wir kämpfen zusammen!

Jene Worte von Dumas klingen mir noch in den Ohren. Was kann er denn mehr machen als ein brüderliches Zusammenarbeiten vorschlagen — den gemeinsamen Kampf seitens der Verfasser gegen die Theaterdirektoren.

So verabschiedeten wir uns dann und gingen unseres Weges — etwas klüger als wir gekommen waren. Aber noch auf der Treppe wünschte Strindberg alle Theater und ihre Leiter zur Hölle.

Jetzt war es klar, dass er nichts zu Gunsten Divinas tun konnte. Der Direktor Lugné-Poé hatte ihn noch vor einigen Tagen zusammen mit Kritikern und Zeitungsleuten zu Mittag eingeladen und war auf jede Art liebenswürdig gewesen, hatte ihn mit »lieber Meister» angeredet, u.s.w. Jetzt war es klar, dass nach der Ansicht des Direktors der Verfasser mit einem feinen Mittag schon genug bezahlt worden war!

Aber August erschien nicht zur Premiere, und falls Lugné-Poé ein so verächtlicher Lümmel war, dass er die Absicht hatte, die Kasse für sich zu behalten, so wird Strindberg auch nicht bei ihm betteln gehen!

Nebenbei bemerkt, befand sich unser August damals in einer solch fatalen Lage, dass er keinen einzigen Pfennig in der Tasche klingen hörte, auch kein Geld zum Rauchen hatte.

Am folgenden Tage war Strindberg bei uns zu einem einfachen Mittag zu Gaste. Divina hatte Hühnerragout mit Reis vorbereitet, was Strindbergs Lieblingsspeise war. Aber nach der Mahlzeit wollte er auf keinen Fall zur Premiere gehen. Seine Hose, meinte er, habe ein Loch und sein Frack war verpfändet.

Ich bot ihm meinen an, der etwas eng war, aber unser Freund August war ja zu dieser Zeit auch nicht dick. Aber auch das half nicht.

Aus den Zeitungen ging am folgenden Tage hervor, dass das Schauspiel sich eines grossen Erfolges erfreut hatte; das Publikum war vollzählig erschienen. Im Café de Versailles konnte August von irgendeinem Skandinavier auch hören, dass das Publikum, unter ihm die ganze skandinavische Kolonie, den Verfasser herausgerufen hätte. Poé hatte dann die Frechheit gehabt, auf der Bühne zu erscheinen und mitzuteilen, dass der Verfasser von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden wäre und daher nicht der Aufführung des Stückes hätte beiwohnen können.

»Der Vater» wurde dann, wie ich mich erinnere, fünf Abende nach einander gespielt; wenigstens sollte die erste Aufführung der »Gläubiger» am 19. Dezember stattfinden. Da das Stück nur einen Akt umfasste, war noch zur Ausfüllung des Abends ein weiteres von Herman Bang genommen worden, das aber so unbedeutend war, dass ich seinen Namen vergessen habe. Als Schluss sollte ein Stück aus der Zeit Shakespeares — von seinem Freunde Ben Jonson — zur Aufführung gelangen.

Diesmal wollte Strindberg, dass ich mit Divina Paillard ins Theater ginge.

Sonntag, Montag und Dienstag hörten wir nichts von ihm. Aber am Dienstag, dem 18. Dezember erhielt ich ein Billet von ihm, und durch dieses erfuhren wir, dass er uns persönlich Eintrittskarten besorgt hatte.

Wenn der Himmel klar und wolkenlos war, nannte er mich regelmässig: »Finnteufel», aber wenn der Wind aus einer anderen Richtung blies, durfte ich ganz einfach nur: »Asp» heissen.
Er schrieb also:

Lieber Asp.

Wenn Du morgen, Mittwoch, diese Karte am Schalter des Nouveau-Théatre, No. 15 in der Blanche-Strasse, hinter der Trinité-Kirche vorzeigst, ist alles in Ordnung. Vielen Dank für das letzte Beisammensein, Gruss an die Frau und auf Wiedersehen!

Dein Freund
August Strindberg.

Dem Brief war seine Visitenkarte beigelegt, worauf mit fremder Handschrift — sicher nicht Poés — stand: »Zwei Sessel vor dem Orchester», was bei uns Parkett genannt wird.

Am Mittwoch, also am 19. Dezember, begaben wir uns, Divina Paillard und ich, nach dem Nouveau-Théatre. Da traf ich natürlich meinen früheren alten Freund aus Kopenhagen, Herman Bang, der ganz entzückt war, mich zu sehen, da er glaubte, ich sei seinetwegen gekommen.

Aber Bangs Stück missglückte gänzlich. Das Pariser Puplikum, das während des ersten, aus einem Akte bestehenden, Schauspiels seine Plätze aufsucht, hält es für ein richtiges Vorspiel, während dessen man einander begrüsst, etwas Lärm macht, und dazu noch fast laut spricht.

Nach dem Schluss von Bangs Stück hörte man Applaus von einigen Dänen. Ja — und dann trat Stille ein... Natürlich tat mir der alte Freund leid. Aber Bang war durchaus kein Genie, am wenigsten ein Schauspieldichter. Sein kleines Unterhaltungsstück war ausserdem nach dem Vorbild des zu dieser Zeit modernen Maeterlinck nachlässig geschrieben, leblos, trocken.

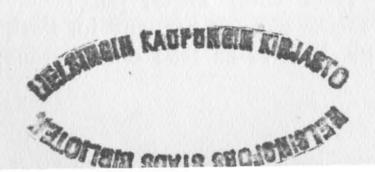
Als dann Augusts »Gläubiger» begann, herrschte Todesstille im Saal.

Lugné-Poé spielte wie ein junger Gott und Philippe Garnier, ebenso wie Madame Lucienne Dorsy gaben ihm nichts nach. Zum Schluss, als der Selbstmord im Nebenzimmer stattgefunden hatte, wurde die Stille noch merkbarer: Man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Der Eindruck war so mächtig, dass niemand Lust hatte, in die Hände zu klatschen. Aber als der Beifallssturm endlich losbrach, wollte er gar nicht enden. Aber jetzt forderte niemand, den Verfasser zu sehen. Hatten denn die Leute gelernt zu verstehen, oder hatten sie sagen hören, dass dieser Verfasser nicht zu denen gehöre, die vor dem offenen Vorhang erscheinen, um sich vor dem Publikum zu verbeugen.

Nach Strindbergs Stück kam sogar der alte Ben Jonson nicht ganz zu seinem Rechte, trotz wirklich kräftigen, äusseren Effekts, wie z.B., dass Lugné-Poé selbst im Stücke sein Bestes gab, in der Hand das menschliche Herz haltend, dass mit einem Dolche, wie mit einem Spiesse, durchstochen war. Er war in feinem Shakespeare-Trikot, aber hinter ihm schleppte ein so langer Mantel, dass der allgemeine Eindruck sich den Grenzen der Parodie näherte.

Nach diesen Erlebnissen hatte August Strindberg von den Theatererfolgen in Paris genug. Er widmete sich mit noch grösserem Eifer und Interesse seinen chemischen Versuchen, indem er auch die Ansicht aussprach, dass Divina Paillard klug handeln würde, wenn sie das Theater fallen liesse.



IX.

STRINDBERGS ZWEITE EHE UND SCHEIDUNG

ALLES, was in diesem Kapitel über August Strindbergs zweite Ehe und über die Scheidung erzählt wird, gründet sich ganz auf Augusts eigene Aussagen und Erzählungen. Eine grosse Menge seiner privaten, anvertrauten Geheimnisse ist natürlich fortgelassen worden, solche die man nicht an die Öffentlichkeit gelangen lassen kann, obgleich wenige Fragen die Menschlichkeit mehr interessieren, als das Privatleben berühmter Persöhnlichkeiten, ihre Sitten und Gewohnheiten, die guten, wie auch die schlechten.

Sie waren beide ganz verschiedener Art, gehörten zwei verschiedenen Welten an — Glaubensbekenntnis, Sitten und Denkart waren verschieden — auch war der Unterschied im Alter (zwanzig Jahre ungefähr) wohl auch zu gross. Nach Augusts eigener Ansicht war seine zweite Frau sowohl schön, als jung — jawohl, viel zu jung und lebenslustig, um ihren Mann in seinem schweren Kampfe gegen den Aberglauben zu verstehen.

Jedoch behauptet er, seine Frau geliebt zu haben, glaubte sie noch lange nach der Zeit, wo sie ihn in Paris seinem eigenen Geschick überlassen hatte, zu lieben.

Es war rührend, den alternden Titanen dann und wann eine Pilgerfahrt nach Carpeaux's berühmter Statuengruppe an der Sternwarte-Avenue hinter dem Park von Luxembourg unternehmen zu sehen. Eine lange Zeit blieb es ein Geheimnis, welche besondere Anziehungskraft diese Gruppe auf ihn ausüben konnte. Aber eines Tages, lange Zeit nach dem Tage, wo er mir »seine eigenen Frauen» im Park zu Luxembourg gezeigt hatte, kam es zu letzt doch heraus; dass eine

von den Frauenfiguren auf irgendeine Weise ihn an seine entwichene Gattin erinnerte.

Im Trubel der Verlobungszeit, im Wiener Prater, oder im Berliner Cantina Taliana »wurde gesündigt» und »wurde mit der Liebe gespielt», wie Faust und Margarete.

Im Mai 1893 wurde die Ehe, voller Hoffnung, mit dem Ringwechseln geschlossen. Es war eine sogenannte »bürgerliche Trauung». Dann hielt man sich teils in London, teils in Berlin oder Wien auf, welchem ein Abstecher — eine kurze Hochzeitsreise nach Helgoland — vorangegangen war.

Nachdem Strindberg im Oktober des Jahres 1892 »das undankbare Vaterland» verlassen hatte, hatte er nicht ahnen können, dass er in Berlin gefeiert werden sollte, wie es dann geschah, als sein Einakter: »Die Gläubiger» auf der Bühne erschien, — im Dezember 1893. Aber diese Begebenheit war nur eine rein literarische Matinée — die eigentlich nichts anderes als — Ruhm einbrachte.

Statt dessen gewann er Freunde. Ausser den ebenso armen nordischen, hatte er die Norweger Gunnar Heiberg, den Maler Christian Krogh, der sein Bild malte, auch Munch, der sich damit begnügte, Fertiges anzusehen. Da sah man auch den Schriftsteller Adolf Paul aus Finnland und Holger Drachmann aus Dänemark, welch letztgenannten Strindberg zum ersten Male sah.

In der Gruppe der Freunde befanden sich auch einige vermögende und auch Gönner, wie der Verleger Leman und der etwas rätselhafte ungarische Magnat Esterhazy. Künstlerfeste in »Zum schwarzen Ferkel», Festmittage im »Kaiserhof» und Verstandesorgien im »Bauer» u. a. Bierstuben folgten einander.

Strindberg hatte sich eine glänzende Zukunft und ein sorgloses Alter auf dem Familienbesitz seiner neuen Gattin gedacht — oder dieses war ihm in Aussicht gestellt worden — aber diese Hoffnung war nur eine Illusion.

Auf dem Familiengute sass nämlich die Grossmutter von Strindbergs Gattin, und sie hatte den Nachlass ungeteilt geerbt. Das Erbgut gehörte ihr. Und da sie sich einer kräftigen Gesundheit erfreute und ebenso energisch wie gesund war, so muss es ihr wohl durch den Kopf gegangen sein

»recht lange» zu leben. Die Grossmutter gehörte zu den Frauen der alten Schule, nach deren kleinbürgerlicher Auffassung ein »Kerl» selbst für Frau und Kinder sorgen soll und noch dazu besonders ein so berühmter Schriftsteller wie August Strindberg. Nun ja, die ganze Familie gehörte den Kreisen an, in welchem der Wert eines »Kerles» nur danach beurteilt wird, wie er es versteht, das Geld in Haufen zu sammeln. Strindbergs Frau selbst war freigesinnnt, ausser eben in Haushaltungsfragen, weshalb Augusts ökonomisch vollkommen erfolglose metaphysisch-astrologische Ideen und quasi-wissenschaftlich-alchemistischen Phantasien über das Herstellen von Gold ihr bald ein Dorn im Auge waren.

Alles das gab August später ganz offen zu. Aber damals war er in schwerer Verlegenheit gewesen zwischen zwei Äusserlichkeiten entweder die Wissenschaft, oder die Liebe — ganz wie in Björnsons Schauspiel »Geographie und Liebe».

Nach dem Tode des Vaters und der Grossmutter stand das Familiengut ganz unter Frauenherrschaft, was gar nicht dem Geschmacke Strindbergs entsprach. Ich verstand, dass besonders die Grossmutter sich gar nicht in die Vorstellung hatte einleben können, dass Strindbergs geistige Gaben nie eine ökonomisch-kommerzielle Richtung nehmen würden und dass es ihm ebenso vor »Geschäftsfragen» wie vor einem seelischen Feind graute.

Sicherlich war Freund August nie auf guten Brotverdienst eingestellt gewesen. Nur mit Mühe und Not konnte er sich Guthaben von Verlegern und Theaterdirektoren erringen — wenigstens war es in Paris der Fall. Er konnte wohl durch Kampf literarische Siege heimführen, aber er verstand nicht, sie ökonomisch fruchtbar zu gestalten.

Sicherlich besass er dieselben Eigenschaften auch in Berlin im Jahre 1893, und es würde mich gar nicht gewundert haben, wenn er für die »Beichte eines Toren» kein Verfasserhonorar erhalten hätte. Ein paar dem Verfasser zufallende Exemplare dieses Buches — dies waren wohl die einzigen äussern Zeichen von der Tätigkeit ihres Mannes, welche Frau Frieda Strindberg nach der Trauung ihrer Mutter und ihrer Grossmutter brachte. Man kann sich leicht vorstellen, wie weit zwei altösterreichische, engherzige, katholische, in Grillparzers spätromantischem Zeitalter erzogene und gehegte Frauen das Neumoderne in der radikalen »Beichte eines Toren» verstehen konnten.

Schon war ja »das bürgerliche Verhältnis» der katholischen Enkelin zu dem armen, ausländischen Schriftsteller, ohne den Segen der katholischen Mutterkirche in den Augen der alten Schlossfrauen ein unverzeilicher Fehltritt gewesen. Ja, August erzählte selbst, wie peinlich er es empfunden hatte, als er gerade heraus der Doppelehe beschuldigt wurde. Denn die Staatskirche Oesterreichs erkannte keine bürgerliche Ehe an und betrachtete eine mit einem Protestanten geschlossenen Ehe mit ungünstigen Blicken. Wenn sich ein Protestant mit einer Katholikin da verheiratet, müssen alle Kinder im katholischen Glauben getauft und erzogen werden, und dieser Glaube genehmigt keine Ehescheidung, nur in besonderen Ausnahmsfällen, wozu die Erlaubnis vom Papste selbst erhalten werden muss.

Also taugte die Ehe der Herrschaften F. und A. Strindberg nicht in der näheren Heimat der Frau, wo der Familienbesitz sich befand, so dass Augusts Zukunft als angeblicker Schlossherr gelinde gesagt fraglich war. Denn, wenn auch die Grossmutter eines schönen Tages zu ihren Vorfahren gegangen wäre, so stand noch die Schwiegermutter zwischen dem Verfasser und dem Erbstück, das ja noch zu gleichen Teilen mit der alten Schwester der Schwiegermutter geteilt werden musste. Zu all dem war ja August Strindberg in den Augen jener alten Frauen noch der Lutheraner, also »ein Ketzer», ein Freidenker, ein Gottesleugner, ein Heide, der aus der Heimat sogar des Erbfeindes Gustaf Adolfs selbst stammte! Also war diese ganze höchst beklagenswerte Ehe eine Missheirat.

Demgemäss, wie in Österreich die Frauenherrschaft immer unerträglicher wurde, begann August immer sehnsüchtigere Blicke nach »der Stadt des Lichtes» zu werfen, wie ein Wanderer in der Wüste, der von weitem die sich in der Luft spiegelnde Oase betrachtet.

Als die Liebe, die im ersten Trubel die Augen geblendet hatte, sich allmählich zu verflüchtigen begann, merkte Faust zu spät, dass diese Margarete nicht die Fähigkeit besass, ihn

für neue literarische Grosstaten zu begeistern. Und der Seelenfeind hatte ausserdem zwischen ihnen jene weiblichen Vorfahren gestellt, leibhaftig, ohne sie in dem kleinen Friedhof des Familiengutes zu verbergen. Strindbergs eigenes Vergnügen und einzige geistige Erquickung während dieser traurigen Zeit waren die Morgenspaziergänge an dem nördlichen Ufer der Donau entlang oder in die Berge.

Es ist ohne weiteres klar, dass keine geistige Arbeit in solcher Umgebung in Frage kommen konnte. Da blieb nichts anderes übrig als Tatenlosigkeit oder körperliche Arbeit zu wählen. August erklärte, das letztere gewählt zu haben, in der Hoffnung, dadurch die Nerven und den unbefriedigten Tätigkeitsdrang zu beruhigen. Er begann, sich mit Gartenarbeit zu beschäftigen und, um seinen künstlerischen Ehrgeiz zu befriedigen nahm er die Rolle des Garten-Architekten auf. Er beschnitt das Strauchwerk an Zäunen, Lauben, die verwildert und zusammengewachsen waren, entwarf neue Wege und reinigte die anderen von Unkraut. Zuerst war die Arbeit ungewohnt, denn der Rücken war steif und die Arme nicht gelenkig, aber schliesslich gewöhnt man sich an alles, besonders wenn man Strindbergs hervorragende Fähigkeit, sich anzupassen, besitzt.

Aber allmählich verging ihm die Lust für sein Brot den alten Frauen zuliebe den Boden zu roden. Er wollte jedoch seiner Frau wegen die Villa schmücken und verschönern, wo der neue Faust, der Endymion der Sage — denn alle erwarteten einen Jungen — das Licht der Welt erblicken sollte.

So wurden also das Gartengerät und die Türen und die Fensterposten neu, mit frohen Farben, gestrichen. In dem kleinen Gartenhäuschen, im Winter unbewohnbar, wurde gelüftet. Statt dessen konnten der frische Frühlingswind und der Duft der Blumen aus dem Donautale frei hineinströmen.

Je mehr sich der Augenblick des glücklichen Familienereignisse näherte, desto sorgfälltiger opferten Faust und Margarete ihre Zeit zur Ausschmückung des kleinen Zauberschlosses, wo der Kronprinz und Erbfürst des Familienbesitzes erscheinen sollte. An der hohen, zum Park führenden, Tür wurde wie eine Art Triumphbogen, ein Epheukranz, aufgehängt, der mit schwedischen und österreichischen Farben geschmückt war.

Der lang ersehnte Mai brach an »Im wunderschönen Monat Mai», »An der schönen blauen Donau» erschien der Storch, aber er brachte keinen Kronprinzen in das Zauberschloss, sondern ein Mädchen!

August hatte ein vierblättriges Kleeblatt im Park gepflückt. Was mochte das bedeuten? Eine neue Regina Christina — ein neues Glied in der Kette der Frauenherrschaft!

Eine neue Frau — ein neuer Tyrann...

Der Widerspruchsgeist erhob seinen Kopf. Auch die Frau hatte einen Jungen erwartet, und die Uneinigkeit begann sich zwischen Faust und Margarete fühlbar zu machen, obgleich diese ihr grausames Spiel noch nicht im Gang gesetzt hatte, nämlich den Verdacht, wer der wirkliche Vater des Kindes sei, zu wecken.

Strindberg glaubte, dass es ihm bis jetzt geglückt wäre, seine »beschämende Armut» vor der Schwiegermutter und der Grossmutter, die jetzt Urgrossmutter geworden war, zu verbergen. Aber als er gezwungen wurde, das Geld für Tabak und Briefmarken von dem Nadelgeld seiner Frau zu borgen...

Faust begann zu trauern und darüber zu grübeln, dass er so leichtsinnig den Kopf in die Schlinge gesteckt, auf die Freiheit verzichtet und sich wieder Frau und Kind auf den Hals geschafft hatte.

So vergingen fünf lange Wochen nach der Geburt des Kindes mit ununterbrochenem Ärger, Kinderweinen, kleinlichem Zank und immer wachsende Armut, so dass er seine Würde immer mehr sinken sah. Es sah fast so aus, als ob er für seine blosse Existenz um Entschuldigung bitten musste.

Im Österreich legt man grossen Wert auf adlige Namen. Nichts anderes als ein adliger Name kann Armut ersetzen.

Wenn August Strindberg Graf, Freiherr, oder wenigstens ein »von», oder »zu» gewesen wäre, oder wenn die Enkelin durch diese Heirat eine »Frau Doktor» geworden wäre, so hätte die Grossmutter diese Ehe mit ganz anderen Augen an-

gesehen. Vielleicht hätte sie auch einen kleinen Vorschuss von dem Erbe in Form kleiner Gaben gegeben.

Sicher hat die Tatsache, dass die Grossmutter von Anfang an die Ehe nicht billigte, teilweise dazu beigetragen, dass die Frau dem Manne gegenüber kälter wurde. Aber hierher gehören auch die im Vertrauen gesagten Worte, auf welche ich im Anfang dieses Kapitels hingedeutet habe. Sie sind so eigenartig, dass man sie nicht bei Seite lassen kann.

Faust merkte, dass die Tür ihres Zimmers verschlossen war. Keine vor Liebe strahlende Margarete eilte ihm mehr entgegen; früher blickten ihre Augen — gen Himmel und ihr ganzes Wesen erinnerte an den Duft der blauen Veilchen aus dem Tal »der schönen blauen Donau». Eine andere Frau war jetzt in das Haus gekommen, eine Frau, deren ganze Liebe und zärtliche Sorgfalt von Manne auf das Kind übertragen worden war.

Strindberg begann sich wirklich grenzenlos einsam und verlassen zu fühlen und beschloss, nach Paris zu gehen.

Ein schöner Tag im Sommer 1894 wurde als Tag der Abreise bestimmt. Die Frau sollte »vorläufig» zu Hause bleiben, bis man eine ordentliche Bauernfrau als Amme gefunden hatte. Dann würde sie »vielleicht» nach Paris kommen, wenn der Mann zuerst eine Wohnung ausgesucht hätte. Nachdem er sich von der Schwiegermutter und deren freundlicheren Schwester, der »Tante», die wahrscheinlich das Reisegeld geliehen hatte, kühl verabschiedet hatte, und ohne der verärgerten und kleinlichen Urgrossmutter ein Wort zum Abschied zu sagen, betrat unser Faust, von seiner Margarete bis ans Ufer begleitet, ein langes, schmales Donau-Schiff, das ihn den Fluss aufwärts nach der Doppelstadt Urfahr-Linz bringen sollte, von wo man mit dem Schnellzug Wien—Paris geradeswegs nach der Hauptstadt an der Seine gelangt.

Endlich als freier und selbständiger Mann fühlte sich unser August als ganz neuer Mensch, und in der neuen fremden Umgebung schien ihm das ganze Faust-Erlebnis, wie ein ferner Traum, aus dem er jetzt erst richtig erwachte, zu sein.

Er nahm an der Sonnenseite des Schiffes Platz und liess das schöne südliche Ufer des Flusses mit seinen Weinbergen und mit Schlössern gekrönten Bergen als ein lebendiges Gemälde an seinen Augen vorüberziehen. Weiter im Süden hoben sich die glänzenden, vergoldeten Kuppel der Türme des St. Valentinklosters gegen den tiefblauen Hochsommerhimmel ab.

War jener Traum für immer zu Ende? Würde der Meister, der gedacht hatte, Schlossherr zu werden, das Leben nun als einsamer, immer grauer werdender Eremit fortsetzen? War von Doktor Fausts »seconda primavera» für immer nur eine blosse Erinnerung geblieben?

*

Es verging einige Zeit, ohne dass ich Strindberg oft sah. Er hatte seinem Stammtisch im Café de Versailles mit einem anderen im Café de Lilas vertauscht, und dieser Ort lag etwas weit von meiner Wohnung entfernt.

Zu dieser Zeit schien das Zusammenleben Strindbergs mit seiner in Paris angekommenen Österreicherin schwerere Formen angenommen zu haben. Er soll sich beklagt haben, dass seine Gattin immer mehr seine chemischen Versuche unterschätzte. Den Nutzen davon verstand ich übrigens ebenso wenig wie seine Frau.

Darum hatten wir eine kurze Zeit einander nicht getroffen. Jedoch hatte ich während unseres seltenen Zusammentreffens gemerkt, dass der alternde Strindberg immer nervöser und eigentümlicher geworden war. Aber ich dachte nicht viel darüber nach — ein jeder hat schliesslich seine eigenen Sorgen.

Dann, eines Nachts, als ich schon ein paar Stunden geschlafen hatte, hörte ich ein so starkes Pochen an der Tür meines Ateliers, dass ich erwachte. Mein erster Gedanke war, dass Feuer ausgebrochen sei — aber kein Feuerschein war zu sehen. Ich rief dann, etwas verärgert, auf französisch:

— Wer da?

Die Antwort kam wie aus der Tiefe des Grabes, auf schwedisch:

— Ich, August Strindberg.

Es war in der Tat Strindberg und die Uhr war genau $^1/_2$ 12 — also fast Mitternacht.

Ich erinnere mich ganz gut, ziemlich verdriesslich gewesen zu sein, weil er mich mitten in der Nacht störte, besonders wo seine Stimme klar wie Wasser war, so dass er sich nicht auf solche Tatsache berufen konnte, dass er etwas angetrunken war. Was tun? Ich warf mich in die Kleider, zündete eine Kerze an und ging die Tür öffnen.

Da stand Strindberg leichenblass, die Augen wie Nelkenpfefferkörner.

— Was fehlt Dir eigentlich? Verzeihung, aber bist Du krank?

— Nein, ich nicht — er atmete schwer — aber Du — ich glaubte, ich befürchtete, dass — na, Gott sei Dank, dass Du am Leben bist!

— Wieso? fragte ich verwundert.

Strindberg liess sich auf den Stuhl nieder und begann zu erzählen, wie ein sterbender Brachs immer wieder nach Luft schnappend.

— Ja, dieses — dieses Bild in Wasserfarben, das Du mir — damals gabst — fiel — von der Wand um punkt 11 Uhr — und da ich mich erinnerte, von Dir gehört zu haben — dass Du um 11 Uhr geboren wurdest — so...

— Aber, lieber August, versuche Dich zu beruhigen. Denn sonst glaube ich, dass Du Gespenster siehst! Was hat der Umstand, dass ich um 11 Uhr geboren bin, mit dem Fallen jenes Bildes zu tun?

— Ja, ich fürchtete nur, dass Du ermordet worden wärest! Und Strindberg trocknete sich den kalten Schweiss von der Stirn. Er war sichtbar fast gelaufen gekommen.

— Wer um Himmels willen würde mich ermorden?

— Herkules! antwortete August, indem er sich erhob und sich ängstlich um und nach der Tür blickte.

Mit Herkules meinte er einen Kunsthandler und Mäcen dänischer Herkunft, den wir beide kannten, und den er in seinem »Inferno» bald »den schönen Heinrich», bald »den hinterlistigen Freund» nannte.

— Schon gut, beruhige Dich doch. Hierher wird Herkules wenigstens nicht kommen.

— Wie weisst Du dass? Das hat er eben gedroht zu tun.

— Und deshalb bist Du hergeeilt, um mich zu warnen. Es war sehr nett von Dir — aber Du kannst ganz ruhig sein. Teils fürchtet er sich vor mir mehr als vor Dir, weil er weiss, dass ich seine Vergangenheit kenne, und er weiss, dass ich mein finnisches Messer immer am Gurte trage, ohne schon davon zu sprechen, dass ich mit meiner Berchmann-Pistole ein brennendes Licht auf sehr achtungsvolle Distanz herunterschiesse. Für solche Herren lohnt es sich nicht, die Nase hoch zu halten. So ungefähr tröstete ich meinen Freund.

Strindberg nahm wieder Platz, sichtlich etwas beruhigt.

— So, sei nur ganz unbesorgt. Weder Herkules noch »ein Anderer» steckt seine Nase bei mir zur Tür hinein, dessen kannst Du sicher sein.

Ich suchte Madeira und zwei Gläser hervor und schlug vor, dass wir uns zuerst mit einem Trunk trösten, dann später einen anderen nehmen sollten.

Aber August weigerte sich freundlich:

— Du kennst doch meinen Geschmack! Ich trinke nicht!

— Bin ich denn nach Deiner Ansicht ein Säufer? Aber wenn Du so Hals über Kopf kommst und mitten in der Nacht an der Tür eines Mitmenschen Lärm machst, brauchst Du doch einen Trunk, um Dich zu stärken. Ich befürchtete zuerst, dass wenigstens Feuer ausgebrochen sei!

— Sicher ist es noch schlimmer, wenn der Teufel los ist, antwortete August etwas verlegen lächelnd.

Jetzt erst bekannte Strindberg, was er bis jetzt nicht hatte preisgeben wollen.

Eines Tages im März (1894) hatte Strindbergs Frau angefangen, am Morgen ihre Sachen einzupacken, indem sie sagte, dass sie die Absicht hätte, nach Österreich zurückzusich dem Unvermeidlichen ergeben. Die Frau war nämlich, so erzählte August, eben mit dem obenerwähnten, 20 Jahre Jüngeren, »Herkules» abgereist...

X.

POLITISCHE UND UNPOLITISCHE SCHATTENBILDER

DIE innerpolitischen Schwierigkeiten, die damals den ganzen Staatskörper Frankreichs erschütterten, waren nicht geeignet, August Strindberg zu interessieren.

Im Jahre 1895 — soweit ich mich erinnere, geschach es im Sommer — wurde der Artillerikapitän Alfred Dreyfus wegen »Spionage» zum Verlust seines Militärranges und zur lebenslänglichen Verbannung nach der Teufelsinsel verurteilt. Ich erinnere mich noch als ob es gestern gewesen wäre wie ich, als ich den folgenden Morgen in der Zeitung las, dass Dreyfus in der Gerichtsitzung unter Ausschluss der Öffentlichkeit verurteilt worden sei, gleich ahnte, dass das einen Justizmord bedeutete — weswegen ich zu Divina Paillard, die gerade den Morgenkaffee servierte, sagte: »Wieder eine neue Schurkentat!»

Aber zu meinem Erstaunen war August Strindberg, der zu uns zum Mittagessen kam, der Meinung dass »es dem erbärmlichen Juden ganz recht wäre!» Er stellte sich also auf denselben Standpunkt, vie die katholische Presse, die jubelte, dass endlich ein »Jude» in die Klemme geraten sei. Ja, der radikale Henry Drumond forderte ganz offen in seiner judenfeindlichen Zeitung »La libre Parole» dazu auf, eine Judenverfolgung im Stil der Bartholomäusnacht anzuordnen. Bruder August, der damals noch nicht in der Gemütsstimmung war, in der er später sein Buch »die Eigennamen der Bibel» schrieb, hatte sich damals den Antisemiten verschrieben, dass er gern sämtliche »literarische Juden» von Schweden dahin gesandt hätte, wo der Cayenne-Pfeffer wächst.

— Nenne es mangelhafte Erziehung oder angeborene

Unvollkommenheit, bemerkte ich, aber niemals habe ich dem Rassenhass, in welcher Form er auch vorkommen mag, meinen kleinen Finger reichen können.

— Hat dich denn niemand jemals betrogen?

— Doch, meistens Italiener und Franzosen — aber niemals ein Jude.

— Warte nur, du bist noch jung. Du brauchst nur ein gutes Buch zu schreiben und es einem jüdischen Verleger zu geben — so wirst du es selber sehen!

— Seitdem sind über 30 Jahre vergangen, aber niemals habe ich danach wegen eines Juden Unannehmlichkeiten gehabt.

Ich sagte Strindberg, dass viele meiner Jugendfreunde und Bekannte aus der Kopenhagener Zeit, Juden waren: wie die berühmten Maler Seligman und Mogens Ballin, der Brauer Jacobsen, die Schriftsteller Herman Bang, Carl Behrends, ohne die Brüder Edward und Georg Brandes zu erwähnen!

— Ja, fast die ganze dänische Intelligenz besteht aus Juden.

Aber mehr noch als der judenfeindliche Lärm, beschäftigte die Sinne die anarchistische Bewegung, die Strindberg noch fremder war. Sein Radikalismus war damals nämlich auf dem Rückzuge, falls er überhaupt jemals altruistisch-radikal im wahrsten Sinne des Wortes gewesen war. Aber die anarchistischen Tendenzen waren zu der Zeit durch den Einfluss von Emil Zolas Werk »Paris», zum Gegenstand der allgemeinen literarischen Besprechungen und Diskussionen geworden. Deswegen musste auch Strindberg Stellung zu der Sache nehmen und versuchte, die Ursachen zu ergründen die die anarchistischen Schwärmer zu der verzweifelten Propaganda durch Verbreitung radikaler Gewaltakte führte. Aber da August nicht mit der Innenpolitik Frankreichs vertraut war, sah er als Schriftsteller diese Erscheinungen durch Emile Zolas Brille. Doch musste er gestehen, obwohl er von der Zola-Bewunderung der 80:er Jahre noch nicht ganz frei war, dass Zola sich gründlich geirrt hatte, indem er die Anarchistenfurcht zum Hauptthema seines Romanes über Paris gemacht hatte.

Die anarchistische Epidemie ist nämlich in Paris selten von langer Dauer, und auch sonst nicht besonders charakteristisch für die Hauptstadt Frankreichs. Deswegen war es meiner Meinung nach mehr als fraglich, ob Zola Paris Gerechtigkeit widerfahren liess, indem er gerade diese Stadt als einen Hexenkessel der Anarchie darstellte.

Übrigens waren die gefährlichste Anarchisten dazumal nicht Franzosen sondern Italiener. Sogar der Attentäter, der zu seiner Zeit einen Mordanschlag auf Napoleon III. gewagt hatte, war der italienische Graf Felic Orsini, welcher ausserdem noch ein ferner Verwandter der Familie Bonaparte war.[1]) Präsident Carnot der französischen Republik der etwas früher ermordet worden war, empfing seinen Todesstoss aus der Hand des Italieners Santo Caserio. Die Mörder des Königs Umberto und der Kaiserin Elisabeth, waren beide ebenfalls Italiener: man behauptet, Emile Zola solle auch von einem italienischen Leierkastenmann abstammen — d. h. mann weiss bestimmt, dass er italienischer Abstammung ist.

Nach August Strindbergs Meinung war das der einzige Umstand, weswegen man Zola nicht in die Akademie aufnahm.

Man wusste auch — es war ein öffentliches Geheimnis — dass Zola seinen »Traum»-Roman nur geschrieben hatte, um zu zeigen, dass er auch »poetisch» sein konnte, aber trotzdem half es nichts. Die Pforte der Akademie verblieb sowohl Zola in Frankreich wie seinem Unglücksbruder August Strindberg in Schweden verschlossen. Der »Naturalismus» sollte grauhaarig werden, ehe er anerkannt, wurde. Deswegen war Augustus nahe daran, »mystisch» d.h. zu einem Mystiker zu werden. Zola aber verkündete seinen positiven Naturalismus, und vielleicht ist sein Interesse für den Schauder und das Sensationelle der anarchistischen Zeit, das sich wie ein roter Leitfaden durch sein Buch »Paris» zieht, gewissermassen die Stimme des Blutes gewesen, denn sonst wäre es wirklich schwer eine Stelle in dem genannten Buche zu verstehen, wo der in »sympathischer Weise» beschriebene »Chemiker» einen Plan erwägt, die ganze Sacré Coeur Kirche mitten in der Ostermesse mit vielen hunderten frommen Wallfahrern in die Luft zu sprengen!

[1]) Auch der Papst Benedictus XIII gehörte zu demselben Fürstengeschlecht Ursini — später Orsini.

Nach Zola sollte der chemisch gebildete Anarchistenheld seines Buches keineswegs durch die Stimme seines Gewissen gezwungen werden, von der Verwirklichung seiner reinen Absicht Abstand zu nehmen, denn diese ist auch »chemisch» rein von allen Bedenken und allem Zögern, sondern es zwingt ihn dazu sein eigener Bruder, den er mit einen Ziegelstein selbst im Kellergeschoss der Kirche totzuschlagen versucht hatte.

Zu August Strindbergs Ehre muss jedoch zugegeben werden, dass sich seine Zola-Bewunderung bedeutend abkühlte, als dieser sein »Paris»-Buch herausgegeben hatte. Dazu hatte auch teilweise der Umstand beigetragen, dass Zola, der selbst als dramatischer Schriftsteller unter mittelmässig war, in einem Privatbrief sich über Strindbergs Vater-Drama sehr reserviert und grob kritisierend ausgesprochen hatte. Natürlich hatte August recht, wenn er sagte, dass der »Paris»-Roman, wie auch alle Zolaschen Bücher voll von meisterhaft beschriebenen, kleinen Begebnissen und Einzelheiten sei, aber dass bei aller unverbesserlicher Weitschweifigkeit und bedeutungslosem Geplapper, von denen besonders die Fortsetzungsromane gar nicht loskommen können, die Handlung selbst sehr zerstreut und dilettantisch zusammengefügt sei.

Sobald es Zola z.B. für notwendig erachtet, seine handelnden Personen zusammenzuführen, lässt er sie sich ganz einfach und wie zufällig auf der Strasse treffen. Es könnte wohl verständlich und glaubhaft in einer Kleinstadt klingen sowie ein- oder zwei Mal, aber wenn man den ganzen Roman hindurch seine Zuflucht dazu nimmt, erscheint das nicht mehr wahrhaftig — was zu erreichen angestrebt wird.

Alle, die Paris kennen, wissen, dass Freunde und Verwandte dort jahrelang leben können, ohne sich jemals auf der Strasse zu treffen — wenn sie nicht direkt einander zu finden versuchen. Aber die Zolaschen Buch-Pariser, Marquis und Barone, Kapitalisten und Staatsmänner, Krethi und Plethi, Bettler, Schurken, Geächtete, Maitressen und andere

übelbeleumnete Anarchisten und Polizisten kommen von Zeit zu Zeit hereingeschneit; es wäre ein Wunder, wenn Zola nicht selbst in dieser Inzenierung die versteckte Unwahrheit bemerkt hätte.

Zuletzt glaubte mein Freund Augustus, ich fühlte gegen Zola eine besondere Antipathie, so dass er sagte:

— Vielleicht gehörst du auch zu denen, die finden, Zola schreibe Unanständigkeiten?

— Durchaus nicht, seine Unanständigkeit — soweit man davon reden kann — ist so fein verteilt, dass man wenigstens eine Novizin in einem Nonnenkloster sein müsste, um sie bemerken zu können.

— Das kann Geschmacksache sein; ich kenne wohl Blaustrümpfe, die bis zum Gürtel erröten, so wie sie nur Zolas Name erwähnen hören! — Nun, Scherz beiseite, aber du grollst ihm doch, es kommt zu oft zum Vorschein, als dass es nicht von wirklichem Widerwillen herrühren könnte. Du hasst ihn.

— Und warum denn? Ich hasse niemanden. Ich finde, das Leben ist wie die Arche Noahs. Es muss etwas von jeder Art vorhanden sein, Vögel wie auch Fische. Zola kann als Mensch der angenehmste und fleissigste Mann sein, der 4 Millionen in seinem Kassenschrank und 4 überkluge Stirnrunzen hat, — als Artist ist er weder Vogel noch Fisch.

— Oho! nun schön, ich verzeihe dir wegen deiner Jugend. Aber was ist er denn nach deiner Meinung?

— Zola ist wie ein automatischer Photographenapparat, der das Leben nach Laufmetern photographiert, und der Wortzahl nach bezahlt man ihm ja auch. Mir scheint er nur ein typischer Vertreter der in traurigem Masse überschätzen, sogenannten naturalistischen Literatur zu sein.

— Nein, du Finnteufel jetzt wirst Du zu unverschämt, du bist noch zu unreif, zu bubenhaft, um den ganzen Naturalismus zu verurteilen.

— Nun, was denn! Auch der Vogel singt mit seiner Stimme. Wenn von nichts anderem die Rede ist, als von Zeitvertreib durch Romanverschlingen so kann es Zola ebensogut wie ein beliebiger anderer sein. Aber wenn man

dieselben Anforderungen an einen Roman wie an ein Kunstwerk stellt, so....

— Wen findest du denn besser?

— Die neueren Gestalten, wie in Charles Baudelaire »Blumen des Lasters» oder in seinen entzückenden kleinen Prosagedichten. Das sind Edelsteine und Kunstwerke.

— Ich gebe es zu. Hättest auch einen schwächeren ausdenken können.

— Sonst strebe ich gar nicht danach, Zola nur deswegen zu verurteilen, weil er sich von der altruistischen Todesverachtung einiger Anarchisten bezaubern liess. Er ist doch nicht der einzige Schriftsteller, der nach der Ermordung des Präsidenten Carnot den Stich der Anarchistenfliege fühlte und die Tatsache für sich ausnutzte, dass die anarchistische Propaganda jetzt zu den brennendsten Tagesfragen gehört.

— Du hast recht. Zu allen Zeiten hat es literarische Stutzer gegeben, die, um Aufsehen zu erwecken Anhänger der allerschärfsten, sozialen, extremen Irrlehren zu sein scheinen. Aber wie soll man verstehen, dass es auf den höchsten Spitzen des Staatswesens und in den Kreisen des hohen Adels solche Radikalen wie z. B. Henri de Rochefort gibt, der eigentlich Marquis de Rochefort-Lucay sein müsste, ohne Peter Krapotkin zu erwähnen, der ein russischer Fürst ist, aber offen zugibt, Anhänger der anarchistischen Lehre zu sein?

— Du vergisst eine Tatsache. Manch einer aus dem hohen Adel, — jedenfalls so ist es in Frankreich — ist nicht der Sohn eines hochadeligen Vaters, sondern eines zufälligen Masseurs oder »Bademeisters für Frauen». Da sitzt der Radikalismus fertig im Blut und stammt geradewegs von der unteren Klasse. Was aber Peter Krapotkin betrifft, so liegt die Sache anders: er stammt von Rurik selber und müsste deswegen der Kaiser und Alleinherrscher Russlands sein. Krapotkin kann schon wegen geringerer Dinge rasend werden, als nur davon den Tronräuber Romanow auf dem Thron des mächtigen Rurik zu sehen!

— Wie in aller Welt?

— Ja, und um das Geschlecht Krapotkins ganz zu erle-

digen, hat man zur Zeit des Grossvaters des Kaisers allen Grundbesitz und das ganze Vermögen für den Staat konfisziert. Den älteren Bruder — er war der Fürst Alexander Krapotkin — folterte man in Sibirien zu Tode und dem jüngeren, Peter, gelang es wie durch ein Wunder aus dem Gefängnis zu entfliehen. Sonst wäre sein Schicksal dem des Bruders gleich gewesen. Es ist kein Wunder mehr, wenn Peter die Thronstürzung des Romanov-Geschlechtes für die einzige Rettung Russlands hält.

Sonst war es in Paris ein offenes Geheimnis, dass die Hochadeligen, Monarchisten, Bonapartisten und Royalisten die nach der Ermordung des Präsidenten Carnots die gehasste Republik mit Hilfe der extremsten Radikalen zu stürzen hofften, sich der anarchistischen Bewegung gegenüber warm und mit Gewogenheit — um nicht mehr zu sagen — verhielten. Strindberg erzählte z. B.: er hätte bei dem Vater der »Kameliendame», bei Alexandre Dumas, dem Jüngeren, den von seinen monarchistischen Verbindungen her bekannten Modeschriftsteller Laurean Tailhade getroffen. Dieser, der zu der royalistischen »goldenen Jugend» gehörte, hatte zu Augusts grosser Verwunderung mit gelungenen Worten Auguste Vaillants »schöne Tat» gepriesen. V. hatte nämlich eine Riesenbombe[1]) in die durch die Panama-Skandale traurig berühmte Deputiertenkammer geworfen, doch ohne jemanden zu töten.

Die ganze amtliche dritte Republik war faul. Aber Nadeln sind nicht genug, zum Sarg gebraucht man Nägel!

Sonst ist es kein Wunder, wenn Strindberg über die anarchistenfreundliche Ausbrüche Tailhades staunte. Denn derselbe Mann war selbst bei einer anderen Bombenexplosion, die im Speiselokal der Senatoren, im pikfeinen Foyot-Restaurant stattfand, verwundet worden. Diese Explosion verwundete nicht nur sie, sondern das ganze Paris. Niemand wollte so recht glauben, dass ein wirklicher Anarchist mit dabei gewesen sein konnte, da man die Bombe gerade unter das Fenster gelegt hatte, an welchem ihr eigener

[1]) Die Bombe war nur mit Stecknadeln gefüllt. 46 Personen erhielten leichte Verletzungen.

Freund und Bewunderer Tailhade sass und sein Abendbrot verzehrte.

— Die Sache schien bereits geheimnisvoll, aber in Dumas Gegenwart fühlte Strindberg, er könne diesen berühmten Mann nicht näher darnach fragen. Die Polizei — verstand — wie immer — nichts. Es kommen in Offenbachs Operette »Die Räuber» die Wächter der öffentlichen Ordnung nicht unnütz erst nach dem Schluss des Festes und singen: »unsere Art liegt darin, dass wir zur Stelle kommen, wenn alles vorbei ist!»

Hätte die Polizei, die einen Monat früher ganze 150 Anarchisten in Paris und überall in der Provinz verhaftet hatte, vor einem ihre Augen zugedrückt? Es mangelte deswegen nicht an Stimmen in der Presse, die direkt behaupteten, dass der Mordversuch selbst das Werk von »Agents Provacateurs» der Polizei sei. Die Polizei wollte nur Tailhade (der mit ein Paar Narben davonkam) wie auch das ganze Staatswesen erschrecken, so behauptete man. Aber andere spielten darauf an, die ganze Geschichte wäre vielleicht als »Reklame» aufgezogen entweder zu Tailhades Nutzen, oder — in seinem Auftrage.

Die Sache wurde nie aufgeklärt. Aber Tailhade wurde jedenfalls der Held d.h. König für einen Tag in den Augen der Neuigkeitsschacherer.

Alle Zeitungen mussten sein Bild erhalten und erkundigten sich bei ihm, was seine Lieblingsspeise in Foyot-Restaurant wäre. Er musste den Interviewern erklären, welche Blumen er am liebsten hätte, ebenso seine Meinung über die staatlichen und nichtstaatlichen Fragen. Und lange Zeit konnte er seinen Morgenkaffee auf glühenden Liebesbriefen kochen, deren vor Liebe verschmachtende Absenderinnen ihm zu der Rettung vor der Höllenmaschine Glück wünschten.

Zu der Zeit war die Anfertigung der »Bomben» in Paris sehr modern und selten verging ein Tag, an dem nicht die Polizei neue Sardinenbüchsen mit oder ohne Zündschnuren fand. Da jedem Polizist dem es glückte, eine neue Höllenmaschine oder eine »Verschwörung, zu der mehr als eine Person gehörte» aufzudecken, eine Beförderung oder eine Belohnung versprochen wurde, so ergibt sich selbstverständich die

Frage: wie viele der gefundenen Bomben waren das eigene Werk der Polizei? Was würde man nicht alles tun in Kenntnis einer netten Belohnung zu der noch »die Ehre» kommt, seinen Namen in den Zeitungen gedruckt zu sehen?

Gerade während dieser fiebrigen Zeit fing August Strindberg an, sich mit Schwefel und Phosphor zu beschäftigen, um das Geheimnis der Entstehung und der »Geburt» des Schwefels zu offenbaren.

Ich war keineswegs der Einzige, weder der Erste noch der Letzte, der ihn ernst vor solchen gefährlichen Experimenten warnte, die ihn besonders zu dem Zeitpunkt nichts weniger als der schmeichelhaften Beobachtung seitens der Polizei aussetzen würden.

Aber alles war ebenso vergebens, als ob man kaltes Wasser einer Gans über den Rücken gegossen hätte, denn August hatte es sich ein für allemal in den Kopf gesetzt, dass die »Überchemie» den Weg zur »wissenschaftlichen Unsterblichkeit darbot.» Er liess sich durch die innenpolitischen Verhältnisse nicht stören. »Was brauche er sich über die Schwefelschwärmereien der Anarchisten zu kümmern?»

Doch sieht man später aus mehr als einer seiner Inferno-Erinnerungen, dass er doch vor der Gefahr, dass man ihn für einen Anstifter von Schurkenstreichen halten könnte, die Augen nicht ganz verschloss.

So schreibt er:

»Als ich glücklich in meine jämmerliche Studentenwohnung» (ein Paar Zimmer im Erdgeschoss der Abbé de l'Epée-Strasse) zurückkam, grub ich aus dem Versteck in meinen Reisekoffern (!) fünf feine Porzellantiegel hervor, die ich mir schon im voraus von dem mir selber abgestohlenem Gelde (d. h. vom Tabaksgeld) angeschafft hatte.

»Die Kohlenzange und eine reine Packung Schwefel ergänzten die Ausstattung meines Laboratoriums. Dann war nichts anderes mehr vonnöten als ein Schmelzofenfeuer im Kamin, die Tür zu und die Fenstervorhänge herunter. (Man konnte von der Strasse in die Zimmer hineinsehen). Denn drei Wochen nach der Hinrichtung Caserios war es in Paris gefährlich, sich mit chemikalischen Apparaten zu beschäftigen.»

»Die Nacht naht heran, der Schwefel brennt auf dem Höllenfeuer — und bis zum Morgen habe ich festgestellt, dass es in diesem für einfach gehaltenen Stoff, den man Schwefel nennt, Kohlenstoff gibt und damit glaube ich, die grosse Aufgabe gelöst, die herrschende Chemie widerlegt und die Unsterblichkeit, die die Sterblichen gewähren können, gewonnen zu haben.»

Unser Freund Augustus schwärmte zu der Zeit viel von der »Unsterblichkeit, die die Wissenschaft bewilligt» — ohne dass ich je richtig verstehen konnte, warum er sich nicht mit der Unsterblichkeit, die dem grössten dramatischen Schriftsteller Schwedens zukommt, begnügen konnte.

Sein Versuch, die Chemie zu widerlegen und umzugestalten auf dem Wege der alchemistischen Renaissance, war eine wunderlich kindische, sonderbare Schwärmerei. Wir kehren späterhin in einem anderen Zusammenhang zu seinen Chemieschwärmereien und der Sehnsucht Gold machen zu können zurück, was ihm zu guterletzt auch gelang — durch Verfassung von Dramen.

XI.

MINNA WIRBT UM AUGUST, BEKOMMT ABER EINEN KORB

EINES Morgens kam ein ganz unerwarteter Gast ziemlich früh in mein Atelier.

Es klopft an die Tür, ich gehe öffnen — der Ankömmling war »Minna» ein freisinniges Model. Sie sah nüchtern und ernst, beinahe traurig aus. Ich war allein zu Hause, Divina Paillard war Lebensmittel einkaufen gegangen. Minna setzte sich seufzend auf einen Stuhl — hätte ich Strindberg gesehen?

Ich habe ihn seit einigen Tagen nicht gesehen, aber was gibts denn?

— Er ist ganz verschwunden.

Minna hatte ihn im Madame Charlottes Speisesaal gesucht, aber diese tüchtige Frau war auch sehr besorgt, da auch sie ihren »Straimbeer» seit vielen Tagen nicht gesehen hatte.

— Aber wo kann er sich denn eigentlich verstecken?

Ich konnte ihr die Sache dadurch erklären, dass ich ihr mitteilte, August hätte eine kleine »Geldunterstützung» von einem heimlichen Freund bekommen und wäre flüchtig nach Rouen gereist. Es gelte irgend einem chemischen Plan: der Herstellung von Jod aus Benzin und aus Schwefelsäuregips, der schwefelsaurer Kalk ist.

— Was, in aller Welt macht er damit?

— Ja, wirklich, was verliert er seine Zeit mit so was, — das Beste wäre, ihn darüber selbst zu befragen.

Ich bemerkte, dass Minna in Strindberg, den sie in Künstlerkreisen getroffen hatte, verschossen war.

Diese junge Bohemin, die durch ihre literarischen Leistungen bekannt war, vertraute mir an, sie hätte sich vor-

genommen, August zu überreden, einen Roman zu schreiben »Aber», setzte sie hinzu, »der Roman muss erst erlebt und dann erst geschrieben werden, denn sonst bleibt er in der leeren Luft hängen.»

— Sieh mal an, das Fräulein gedenkt, mit Strindberg einen Roman zu »erleben»!

Minna hatte eine so dreiste Frage wohl nicht erwartet, aber nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, bejahte sie doch und sagte, sie hätte sich vorgenommen, ihre Lebensart zu ändern und sich zu einem ernsten Menschen zu verwandeln. Das hiess, Minna hatte genug davon, allen Jugendlichen zu gehören und träumte jetzt davon, Frau Strindberg N:o 3 zu werden.

— Ich befürchte sehr, das Fräulein hat ihre »Rechnung ohne den Wirt gemacht». Man sagt, ein kaltes Bad sei dem Hund eine gute Lehre, und in solcher Lehre ist Strindberg schon zweimal gewesen.

Nach Minnas Meinung wäre es für Strindberg vorteilhafter, nach Deutschland zu übersiedeln — dort könnte ein Schriftsteller von seiner Arbeit leben, und dort sähe niemand einen ausländischen Schriftsteller schief an.

Ich bemerkte dazu, dass ich im Gegenteil versucht hätte, unseren gemeinsamen Freund zur Rückkerhr nach Schweden zu bewegen, damit er dort eine Dramaserie à la Shakespeare aus der Zeit der Grossmacht Schwedens schreibe. Goethe schrieb »Götz von Berlichingen» für die Deutschen, weswegen man ihn bis in den Himmel erhob. Aber August will nicht »neuen Wein in die alten Schläuche giessen, dadurch dass er die verblichenen Ideale mit neuer Farbe anstreicht.

Minna hatte jetzt eine Idee und einen richtigen, praktischen Vorschlag: wenn ich einwilligte, bei Strindberg ein paar gute Worte für sie einzulegen, so würde sie ihn schon zur Rückkehr in den Schoss der Literatur bewegen — und zur Aufgabe der Schwefelsäuren der ganzen Welt.

In diesem Augenblick kam Divina Paillard nach Hause, die Arme voll bis zum Erbrechen von Paketen, Bündeln und Lebensmitteln. Sie blickte die Fremde finster von unten herauf an, wie es die Art der Haushälterinnen ist, wenn sie eine

fremde Frau auf ihrem Gebiet sehen. Sie bemerkte natürlich gleich, dass diese nicht ein einfaches Model sein konnte.

Ich stellte Minna also als August Strindbergs »Freundin» vor.

Die Frauen massen sich mit Blicken, aber zu meiner Freude konstatierte ich, dass kein Groll zwischen ihnen aufflackerte. Ich bat dann Minna, diesen Tag bei uns zu verbringen, denn es wäre doch gar nicht unmöglich, dass Strindberg von irgendwoher zu Mittag erschiene, sofern er nach Paris zurückgekehrt wäre.

Minna blieb und erzählte beim Frühstück, sie hätte einen kleinen See im Walde Meudon gefunden und schlug zugleich vor, wenn Strindberg zurückgekehrt wäre, einen Ausflug und zugleich — eine Schwimmpartie nach diesem See zu machen. Der See hiess Saint Cucupha und erwies sich als ein kleiner Sumpfteich mit Schlammboden, wo es reichlich Froschlaich gab, so dass aus dem Schwimmen nichts wurde.

Wir stimmten den Vorschlag bei, aber zu Minna sagte ich auf deutsch, dass ich ihr einen Kavalier besorgen müsste, damit es nicht so aussähe, als ob sie auf August spekulierte. Das Los fiel auf den Bewohner des Nachbarateliers. Das war der italienische Bildhauer Bonnani, ein Spassmacher, den Minna nicht ernst nehmen wollte.

Die Sache war also damit abgemacht. Ich klopfte an die Wand und rief Bonnani zu uns — und er war gleich bereit.

Als Minna wegging (denn Strindberg erschien den Tag nicht) war es schon Abend. Sie liess ihre Adresse zurück, mit der Bitte ihr einen »kleinen Blauen» zu schicken — in Paris schreibt man die Rohrpostbotschaften auf himmelblauem Papier — wenn aus dem Ausflug was würde.

Strindberg kam einige Tage später nach Paris und hatte gegen den Ausflug selbst nichts. Es fiel mir aber etwas schwer, zu erklären, weswegen Minna mitkommen sollte. Ich kam doch bald auf eine recht einfache Erklärung. Da ich nunmal Bonnani gebeten hatte mitzukommen, hatte ich an eine Dame für ihn gedacht und schlug darauf Minna vor, da sie ja von früher her bekannt waren.

Minna war nach Augusts Meinung wohl »etwas überlaut», aber im Freien war ja kein hinderndes Dach vorhanden.

— Ja, und wir Finnen sagen: Für Radau ist immer noch Platz in der Welt!

Am verabredeten Tage — es war ein schöner, richtiger Sommermorgen — waren wir alle, Strindberg, Bonnani, Divina und ich zur festgesetzten Zeit im Erdgeschoss des Montparnasse Bahnhofs, von wo ein kleiner Lokalzug nach Meudon abging.

Aber Minna glänzte durch Abwesenheit. Wir warteten und warteten. Minna erschien nicht.

Wie, wenn sie meine Rohrpostbotschaft nicht erhalten hätte? Wir hatten alle die erforderlichen Fahrkarten nach Meudon, und ich hatte, um ganz sicher zu gehen auch für Minna eine gelöst, so dass alles fertig wäre, wenn sie im letzten Augenblicke erschiene. Aber sie kam nicht. Strindberg war verärgert und schlechter Laune:

— Man weiss doch! Die Frauen..!

Bonnani, der ein ebenso grosser Philosoph wie Bildhauer war, setzte sich ganz ruhig hin und drehte sich eine Zigarette.

— Aber hören Sie! rief ich dann, wenn sie nun in die obere grosse Bahnhofshalle, von wo die Fernzüge nach Lyon, Marseille und Neapel abfahren, gestiegen ist!

Ich stürmte die Treppen hinauf und dort stand das Mädchen mit einem kleinen Korb am Arm, bestürzt und unglücklich aussehend. Eine Fahrkarte hatte sie auch!

— Ich eilte hinunter! Jetzt schnell! Noch schneller!

Natürlich! Da haben wir es! Wie wir unten ankommen, rollt der Zug schon keuchend und ratternd davon.

— Ein verheissungsvoller Anfang!

August war ganz jämmerlicher Laune.

Minna schämte sich so, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Divina kam als rettender Engel, denn sie behauptete, es sei im Gegenteil ein gutes Vorzeichen. Denken sie doch, wenn dieser Zug, der eben abfuhr, mit einem anderen zusammenstösst, — dann hat Mademoiselle Minna uns alle gerettet!

Bruder August, der mindestens ebenso abergläublisch war, stimmte dem Gedanken bei, und jetzt beschlossen wir,

über den Montparnasse Platz in unser altes, bekanntes Café de Versaille zu gehen und dort den nächsten, nach einer Stunde abgehenden, Zug abzuwarten. So geschah es auch. Die Kellner hüpften in ihrer Freude wie kopflose Hühner umher, als sie Strindberg und mich endlich einmal in Frauen-Gesellschaft sahen. Sie überlegten natürlich in Gedanken, dass wir ein besseres Frühstück auf unserem Programm hätten, als sie aber Bonnani eine Gitarre und Divina einen grossen Speisekorb mitschleppen sahen, machten sie lange Gesichter.

Wir tranken nur Morgenkaffee, denn wir hatten nicht mehr eine volle Stunde zur Verfügung, da die Versailler Züge jede Stunde von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht fahren.

Bonnani setzte seine Spassmacher-Miene auf, wackelte mit den Ohren (er machte es unvergleichlich) und sagte, wir hätten eigentlich auf den Platz der Nationen mit unseren Speisekörbern gehen sollen, denn er hätte bemerkt, dass wir 5 verschiedene Völker vertreten! Frankreich, Deutschland, Schweden, Finnland und Italien; und da wir alle fliessend französisch sprechen, wären wir eine äusserst glänzende und gelehrte Gesellschaft.

Nach einer Stunde stiegen wir auf dem Meudon Bahnhof aus dem Zug. Wir beschlossen, die alte Burg nicht zu besehen und uns geradenwegs in den Park oder Wald, dessen Name »das Meudoner Gehölz» ist, zu begeben.

Wir gingen und gingen, und dann kam es so allmählich heraus, dass Minna sich nicht mehr richtig erinnerte, in welcher Richtung wir gehen sollten, wenn wir zu dem kleinen Teich kommen wollten. Neue Verdriesslichkeit und Aufregung.

In Meudon sollten 7000 Einwohner leben, aber keinem von diesen beliebte es, sich auf diesen Waldstegen zu zeigen. Endlich sahen wir einen Radler, aber er hatte niemals von dem Teich Saint Cucupha sprechen hören.

Wir sassen verstimmt auf dem Rasen und waren bereits so weit, den ganzen Saint Cucupha zur Hölle fahren zu lassen, als wir endlich eine alte Frau antraffen, die trockene Zweige für Kaffeeholz sammelte. Sie konnte uns mitteilen, dass wir einen Kilometer zu weit in den Wald nach Versaille

zu gegangen waren. Wir mussten also zurückkehren, und so fanden wir auch sehr bald eine allerliebste Lichtung, in deren Mitte sich eine ruhige, träumende Wasserfläche spiegelte.

Wer im Lande der tausend Seen geboren ist, hätte einen solchen »See» eine grössere Wasserpfütze genannt. Aber die Deutschen sind in dieser Hinsicht bescheidener und Minna behauptete, dieser kleine See wäre schöner als der in der Nähe von München gelegene Starenbergersee.

Wir liessen uns also auf dem Rasen nieder am Ufer des Teiches und fingen an, unseren Mundvorrat auszupacken. Minna hatte in ihrem Korb Weiss- und Rotwein und Butterbrote. Wir hatten ebenfalls Weiss- und Rotwein und ein Viertel Konjak als Schnäpschen. Dazu noch Sardinen, eine Hummerbüchse und ein Dutzend portugiesische Austern, die Divina sehr flink und gewandt öffnete, ohne dass ihr Saft auf die Erde verschüttet wurde, als Reserve einen gebratenen Hahn, der fertig, in Scheiben geschnitten, auf einer Schale mit Mayonnaisesauce gelegt war. Butter, Briekäse und drei lange, französische Brote.

August hatte ein Körbchen herrlicher Erdbeeren, die er von seiner Madame Charlotte empfangen hatte. Wir waren also alle recht gut zum fürstlichen Frühstück versehen.

Wir fingen mit dem Vortisch an und nahmen dabei kleine Konjakschnäpschen.

Bonnani trank den ganzen Schnaps mit einem Mal, aber ging dann etwas beiseite, spülte damit die Zähne und — spuckte den ganzen Konjak aus.

Ein Teufel von einem Kerl, so in das Glas zu spucken, flüsterte Strindberg mir auf schwedisch zu. Aber eigentlich hätte ich es wie der Italiener tun müssen.

Minna war im Gegenteil der Meinung, dass Bonnani ein Heide wäre, der in »Gottes Gaben» spuckte; Minna selber spuckte nie in ein Glas!

Divina und ich, die wir wussten, dass Bonnani sich Konjak als Mundwasser hielt, wunderten uns nicht.

Minna nahm ein paar Schnäpse und dann noch Weisswein, so dass sie schon beim Ende des Frühstücks äusserst heiterer Laune war.

Bonnani, der eine Gitarre mit hatte, nahm das Musikinstrument und sang mit seinem weichen Baryton Addio, mia bella Napoli; O sole mia; Venezia, bella regina del mare (Lebewohl mein schönes Neapel, O meine Sonne; Venedig, die schöne Meereskönigin) und andere, ewig junge Volkslieder, so dass der Wald schallte. Und die Stimmung stieg immer höher. Strindberg aber hockte still wie gewöhnlich und machte zwischen den Butterbroten einige starke Züge.

Ich hatte auch meine dreiteilige Flöte in der Westentasche mit. Ich setzte sie zusammen und wollte schon »Vila vid denna källa» spielen, als ich mich erinnerte, dass Strindberg Bellman nicht leiden konnte, deswegen blies ich Runebergs »An der Quelle» mit der schönen Melodie von Ehrström, das Bonnani, nachdem er die erste Strophe gehört hatte, gleich mit seinem Instrument begleitete.

Minna leerte fleissig die Gläser und sagte, sie gehe schwimmen. August warnte und versuchte sie abzuschrecken, der Teich könnte bodenlos sein. Aber Minna, die schon etwas zu viel bekommen hatte, war sehr tapfer. Sie sei doch über den Mosel-Fluss in der Nähe von Coblenz geschwommen, wie sie prahlte!

Als wir die Austern gegessen hatten, beschlossen wir, den Hahnenbraten zum Mittagessen aufzuheben. Ich blies dann das Zwischenspiel aus Cavaleria Rusticana, das Bonnani prachtvoll begleitete.

Jetzt geschah das, was ich die ganze Zeit befürchtete. Minna fing an, sich August zu nähern. Sie war schon so »heiter», dass sie wohl nicht ganz genau wusste, was sie tat. Sie ging zum Strande und begann, sich vor uns allen auszuziehen, beruhigte uns aber damit, dass sie einen Badeanzug unter den Kleidern hätte.

Dass sie einen schönen Körper hatte, konnten wir jetzt feststellen und Bonnani als Sachkenner fing gleich davon an zu schwärmen, ihn in Marmor zu verewigen. Minna aber machte sich nichts aus Bonnanis Marmor, denn sie war Fleisch und Blut und so sprang sie plötzlich in ihrem dünnen Trikot beinahe in Strindbergs Arme. Sie bat ihn, ihr zu helfen, damit sie nicht zu Marmor zu versteinern brauchte und sagte ziemlich direkt, obwohl sie sich den Anschein gab

zu scherzen, dass, wenn August sie nicht wolle, würde sie direkt in den Teich springen und sich ertränken. Als Antwort auf solche Werbung, die August für einen Scherz einer »Benebelten» hielt, gab er Minna einen »Korb» indem er ihr den Korb mit Erdbeeren hinreichte.

Das hätte er aber nicht tun sollen, denn jetzt war Bacchus weg und Pan »der gehörnte» war statt dessen da. Das Mädchen schlug den Korb aus der Hand, so dass die Erdbeeren weithin flogen und stürzte sich kopfüber in den Teich.

Aber was für ein Jammer! Das arme Mädchen zeigte sich wieder auf der Wasserfläche, schwarz wie ein Neger. Der Mund, die Augen, das ganze Menschenkind war ein einziges Schlammbild. Sie war vom Kopf bis zu den Füssen mit Lehm, Morast, Schlamm und Froschlaich bedeckt!

Die arme Minna hatte einen unglücklichen Tag.

Divina war in einer schwierigen Lage, als sie versuchte, Minna rein zu trocknen, etwas beiseite, wo das Wasser klarer war. Minna wurde bei diesem Spiel wieder klar. Als sie ihre Kleider anhatte, ging sie und sammelte weinend die Erdbeeren von dem Rasen auf.

Kein Schaden war geschehen, denn August bekam den Korb zurück und auch die Erdbeeren konnten noch gegessen werden.

Als wir den Hahnenbraten aufgegessen und die Austernschalen in den bodenlosen Teich geworfen hatten, kehrten wir nach Paris zurück.

XII.

ASTROLOGIA REDIVIVA

VON uralters her ist die Menschheit in dem Glauben gewesen, dass das organische Leben — besonders des Menschen — unter der »heimlichen» Einwirkung der grösseren und kleineren Himmelskörper unseres Sonnensystems stehe. Diese ganze Geschichte hatten in unserer Jugend die früheren Vertreter der empirischen Wissenschaften als Aberglauben gestempelt. Nach der Meinung Strindbergs waren wieder viele von diesen empirischen »Wahrheiten» ganz unvollständig; oft erkannte man die Wirkung an, aber verneinte die Ursache — oder man kannte sie einfach nicht.

Strindberg glaubte z.B. direkt nicht an solche Auffassungen des Mittelalters, dass der Mensch, der unter dem Planet Mars geboren wäre, grosse Voraussetzungen zu einem prächtigem Feldherrn hätte; doch hielt er es für sehr bemerkenswert, dass der Mars zur Geburtsstunde Wallensteins (14. September im J. 1583, 1 1/2 Minuten nach 4 Uhr Morgens) wirklich im Zeichen der Wage gestanden hatte.

— Was für ein Wunder ist es denn, grübelte Augustus, dass die Menschen vom Mittelalter, denen die Heidengötter noch lebendige Wesen waren, die Stellung der Sterne in Wallensteins Horoskop für viel mehr hielten als eine blosse Zufälligkeit. Mars selbst in der Konstellation der Wage — scheint das nicht, als ob selbst der Kriegsgott seine Kriegskunst in die Wagschale geworfen hätte, zu Gunsten des neugeborenen Wallenstein?

— Nehmen wir an, antwortete ich darauf, es sei nicht eine blosse »Zufälligkeit», dass der Planet Mars gerade in der Stellung war, wo er seiner Gewohnheit getreu und seiner Laufbahn wegen den 14. September 1583 um 4 Uhr Morgens sein sollte, aber...

— Was aber?

— Aber es musste wirklich eine Zufälligkeit sein, dass Wallenstein eben an dem Morgen geboren wurde.

— Woher weisst du das?

— Aus welchem Grunde kannst du mir widersprechen?

Strindberg sass einen Augenblick und starrte den Tischkalender an. Dann sagte er:

— Nimm an dass Wallenstein z.B. am Lukastage des vorhergehenden Jahres den 13. Dezember 1582 gezeugt wurde, dann musste er doch 9 Monate später — dazu noch in der Nacht um 4 Uhr zwischen dem 13. und 14. September geboren werden. Passt das nicht gut zusammen? Es kann doch keine Zufälligkeit sein, dass ein Kind dann zur Welt kommt, wenn es geboren werden muss — es wäre eher ein Wunder, wenn es nicht so geschähe.

— Aber bemerkte ich, wer kann da garantieren, er sei wirklich zu dieser Zeit geboren?

— Die Kirchenbücher, so vermute ich wenigstens. Merke dir, der Herzog Friedland war eine fürstliche Person und die Geburtsstunde von solchen wurde wohl bemerkt und sorgfältig notiert.

— Und auch die Person, setzte Strindberg fort, die garantiert, Mars sei damals im Zeichen der Wage gewesen, deren Wagschale sich zu Wallensteins Gunsten senkte, war weder ein Dummkopf noch ein gewöhnlicher Quacksalber, sondern der berühmteste Astronom Deutschlands, Johannes Kepler, dessen Gesetze über die Berechnung der Planetenumlaufsbahnen noch heutzutage — und so ewig im Gebrauch sind. Nicht mal Isaak Newton konnte sie umstossen, sondern die Forschung hat sie fortdauernd bekräftigt in dem Masse, wie sie sich entwickelt hat.

— Ja, das ist wohl wunderlich. Was kann man anderes dazu sagen?

— Sage auch nichts anderes. Deswegen muss man mit seinen Schlusssätzen sehr vorsichtig sein, um nicht falsche Urteile zu fällen.

— Aber hör mal, August, natürlich habe ich gegen Wallenstein, der eine historische Person ist, nichts, aber du gibst

doch auch zu, dass der Kriegsgott Mars nur eine Schöpfung der Phantasie ist?

— Woher weiss man das? Und du, der du so voll von alten Ägyptern bist, müsstest doch auch wissen, dass alle Pharaonen ihre Feldzüge im März, in dem Monat des Gottes Mars anfingen. Glaubst du, dass sie nicht wussten, was sie taten?

— Doch! Aber sagen wir, dass sie sie am Anfang des alten Sonnenjahres, das unserem März entspricht, anfingen. Es ist wohl nicht in so grossem Mass deswegen geschehen, dass sie an ihren Kriegsgott glaubten, sondern eher aus praktischen Gründen, denn der Frühling ist die beste und die passendste Zeit, um solche Anstrengungen zu überwinden, ehe des Sommer heisse Zeit angefangen hat.

— — —

Oft war es recht schwer, mit August Strindberg Gedanken auszutauschen. Er hatte sein eigenes System, das Gespräch einzuleiten und es zu unterhalten, so dass man nicht immer wusste, was er eigentlich im Sinne hatte.

Zuweiler fing er zum Spass an, gegen seine eigene Ansicht zu reden, sichtbar in der Absicht, um die Beweisgründe seines Gegners zu »angeln» die dann, soweit sie ihm gefielen, für die Zukunft genau im Gedächtnis aufbewahrt wurden.

Das ist keineswegs in herabsetzender Absicht gesagt. Der Satz audiatur et altera pars, hört auch die andere Seite, der im alten Rom sehr in Ehren gehalten wurde, sagt es schon. August brachte gern verschiedene Gesichtspunkte vor, aber das Ende war, dass ich mir z.B. doch nie darüber klar geworden bin, ob er die Astronomie anerkannte oder nicht. Jedenfalls war er wohl bereit, die Zufälligkeiten und kleine, zufällige Umstände des Lebens für Erscheinungen des Allweisen Schicksals zu halten.

Das ist eine gefährliche Lehre, denn sie kann einen leicht dazu führen, dass man sich selbst für den »egozentrischen» Täter zu halten anfängt, um welchen sich die Erscheinungen und Ereignisse in vorausbestimmter Bahn drehen. So etwa hat z. B. Napoleon, dessen Gedankengang doch klarer und feststehender als der mancher anderer Menschen war, mit vollem Ernst im J. 1811 geglaubt, der grosse Komet stehe in irgend einer Verbindung mit seinem eigenen Schicksal.

Man kann wohl nicht verneinen, dass jeder in irgend einem Masse Anlagen zum Glauben an Vorzeichen, Zeichen, »Glücks- und Unglückszahlen» und zu anderem dergleichen hat. Nichts hindert, Strindbergs festes Vertrauen auf »Botschaften der Mächte», die diese durch Vermittlung überraschender Ereignisse und eigentümlicher Zufälligkeiten angeblich gesandt haben, jedenfalls zum Teil auf sein atavistisches Erbgut zurückzuführen.

Das ständige, endlose Suchen nach dem Sinn und Zweck der unzähligen, täglichen, kleinen Ereignisse kann sogar sehr leicht zu einer fixen Idee werden; noch schlimmer ist es, wenn man dann besondere Aufmerksamkeit dieser immer fixer werdenden Idee widmet und sie damit zu einer ständigen, regelmässigen Arbeit und Beschäftigung erhebt. So verwandelte sich auch das Leben Strindbergs von Tag zu Tag mehr in eine »Hölle», da er seinen immer mehr wachsenden Pessimismus nicht nach Luthers Art, alles »zum Guten» zu kehren, wenden konnte. In den allerkleinsten Missgeschicken sah er manchmal ganze Todesvorzeichen stecken.

Es ist klar, dass solche Sinnesstimmung einen äusserst günstigen und fruchtbaren Boden für allerlei kränkliche, psychische Depressionen bietet. In solcher Geistesverfassung hatte Strindberg z. B. ganz zufällig den Astronom Camille Flammarion getroffen, dessen masslose Phantasie schon damals daran nahe war, ihn wieder zum Kinde zu verwandeln, so dass er an Geistererscheinungen, tanzende Tische, sprechende Schatten und an alle möglichen und unmöglichen spiritistischen Wundererscheinungen glaubte.

Als Astronom konnte Flammarion selbstverständlich Strindbergs zu den Himmeln strebende Hypothesen nicht ernst nehmen, denn um Strindbergs Worte zu gebrauchen, hing der französische Astronom zu fest »in dem empirischen Sauerteig». Aber auf dem Tummelplatz der Astrologie und des Aberglaubens konnten sie sich treffen und dort fühlten sie sich zusammen vortrefflich.

So hatte unser Bruder August von Flammarion einen Talisman zum Geschenk bekommen, einen kleinen, kosmischen Stein ähnlich dem, den Jansen auf dem Gipfel des Mont-Blancs im ewigen Schnee gefunden hatte, und der also

direkt vom Himmel gefallen sein musste. Aber aufgemerkt! Derselbe Stein war in das heilige Weihwasser der Notre-Dame Kirche getaucht worden und sollte also als heiliger Glücksbringer verhüten, dass seinem Besitzer jemals Meteore auf den Kopf fielen.

XIII.

AUGUST STUDIERT DIE GEHEIMLEHRE

DAS Gedankenleben August Strindbergs gab dank der Müdigkeit und Schlaflosigkeit einen dankbaren Boden ab für den Wahnsinn, der zu dieser zeit in einigen Kreisen sehr verbreitet war, und den man »Okkultismus» oder Geheimlehre nannte. Das war nicht mehr Philosophie als eine bestimmte Lebensanschauung, sondern nur ein Tasten auf gut Glück in der Unwissenheit und Unkenntnis. Es hatte auch kein Ziel; es war kurz ein gemeinsamer Name für allenmöglichen Aberglauben und eine Fahnenflucht der empirischen Wissenschaften in alle Himmelsgegenden.

August geriet in die Mitte ihres schlimmsten Tumults.

Er lernte durch Flammarion eine Clique, d.h. den Kreis der »Sachverständigen» kennen. Das waren zum Teil halbgelehrte Schwärmer, wohl aus ihrer Bahn geworfene Wissenschaftler, die in der Mitte ihres Wachstums stehen geblieben, in der Prüfung durchgefallen und deswegen mit dem ganzen Akademischen Sauerteig unzufrieden waren.

Diese »Fachmänner» der Okkultisten gaben eine Zeitschrift »L'Initiation» (»Die Einweihung») heraus, wo alle Geheimwissenschaftler ihre Orgien des Aberglaubens, der Hexerei und des wahnsinnigen Glaubens feierten.

Wenn Bruder August näher mit diesen Herren bekannt geworden wäre, hätte er sie sicherlich besser durchschauen können. Aber bei seinen paar kurzen Besuchen auf ihrer Redaktion, hatte er nicht bemerken können, was diese gelehrte »Gesellschaft» eigentlich war.

Dem, der wie August Strindberg an geordnete, akademische Verhältnisse gewohnt war, fällt es oft schwer zu bemerken, dass in dem grossen Weltgetöse, wo die Titel frei angenom-

men werden, Professor und ebenso Doktor, nicht dasselbe zu bedeuten brauchen, was wir unter Universitätslehrern oder überhaupt mit dem akademischen Grad versehenen Wissenschaftlern verstehen.

In Frankreich nennt sich z. B. ein Turnlehrer einer gewöhnlichen Pariser Volkschule professeur, denn bekanntlich bedeutet dieses Wort einfach nur Lehrer. Jeder Bauchredner, Balancekünstler, Hypnotiseur oder Kunststückmacher ist ein »Doktor» oder »Professor».

Strindberg liess sich durch diese Tatsache täuschen, bekennt er es doch selbst im »Inferno» (Seite 66).

»Ich hatte eine Einladung erhalten, mich zu dem Leiter des wissenschaftlichen Okkultismus, dem Redakteur der »L'Initiation», zu begeben. Als wir in der Gesellschaft des Doktors[1]) in Marolles-en-Brieh ankamen, erwarteten uns drei schlechte Nachrichten:

Das Hermelin hatte die Enten zu Tode gebissen, das Kindermädchen war erkrankt.

Die dritte Sache habe ich vergessen, ich erinnere mich nicht mehr, was es war.»

Jetzt hat leider der Zahn der Zeit die Zeitungsente von Monsieur F. Jollivet-Castelot »L'Initiation» so das Lebenslicht ausgeblasen, dass es direkt unmöglich war, sogar in den Pariser Buchhandlungs-Antikvariaten, die Nummer der Zeitschrift zu bekommen, in der Strindberg erzählt »er hätte das herrschende astronomische System so streng kritisiert, dass Tisserand, der Direktor des Astronomischen Institutes, einige Tage, nachdem der Artikel publiziert worden war, starb.»

Unser Bruder August hat wohl bei seinen neuen Okkultistenfreunden die »Vernichtungsprozesse» kennen gelernt, aber es ist kaum glaublich, dass er beabsichtigte, den Astronom zu töten, sondern nur »das herrschende astronomische System», denn er setzt fort: »Als Gipfel meines Schreckens sterben während eines einzigen Monats fünf, mehr oder weniger namhafte, Astronomen nach einander.»

---

[1] Strindberg erwähnte nicht die Namen des Redakteurs und des Doktors — es war Herr P. Jollivet-Castelot.

Es ist denn kein Wunder, dass August sich manchmal fragen musste, ob er denn hexen könnte!

Er hatte in seiner Berührung mit dieser Gesellschaft weder finanziellen noch ideellen Nutzen.

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was für einen Wert eine solche Wissenschaft hatte, die sich nicht nur z. B. in den arabischen Goldmacher Dshabir (»Geber») Ibu Haijan (900 Jahrhundert n. Kr.) und in Paracelsus (1493—1541 n. Kr.) als historische, interessante Personen und Erscheinungen vertiefte, sondern sie direkt für neugefundene Propheten hielt, von denen man glaubte, dass sie uns von dem engen Standpunkt der empirischen Wissenschaften befreien könnten.

Hier haben wir dieselbe Begriffsverwirrung, die in der Kunst dahin, die einfachsten Götzenbilder der Naturvölker als höchste Form und als das letzte hinzustellen!

Am Ende des letzten Jahrhunderts war es überhaupt unruhig. In seinem fiebrigen Hasten und Tasten glaubte man, beinahe etwas wie eine schlechte Ahnung von dem kommenden Riesenwahnsinn zu bemerken. »Vor grösseren Erdbeben erzittert die Erde lange Zeit vorher!» sagte einmal ein japanischer Freund von mir.

August Strindberg war das unruhige Kind seiner unruhigen Zeit. Sein krankhaft gereiztes Nervensystem war wie der allerempfindlichste Seismograph. Und weder sein elektrisches Wahrnehmungsvermögen noch sein Misstrauen brauchten keineswegs blosse Phantasiegebilde zu sein.

In seiner Heimat hatten vielleicht manche angenommen, dass z. B. Strindbergs vielbesprochener Wunsch »Gold zu machen, unter Anwendung feuchter oder trockener Methoden», ganz aus seiner eigenen Initiative, und nur aus einem zufälligem, vorübergehenden Einfall herstamme. Das war aber nicht der Fall. Im Gegenteil war zu der Zeit das Goldmachen in Paris eine art Epidemie eine rasende Modefliege, die auch ihn gebissen hatte.

Die chemischen Schwärmereien Strindbergs schwankten von einem Extrem ins andere, von den allerneusten Resultaten der modernen Chemie, wie von dem gerade damals ent-

deckten Argon bis zu den kindlichsten, alchemistischen Beschäftigungen des Mittelalters, des Suchen nach dem Steine der Weisen. Er fühlte sich ganz überzeugt davon, dass ihm eine Dreiteilung gelungen wäre, die ebenso schwer sei, wie es die Teilung eines Winkels in drei gleich grosse Teile war. Er glaubte nämlich, es wäre ihm gelungen, den Schwefel in drei verschiedene Stoffe aufzuspalten: in Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff.

Als die allerbedenklichste Tatsache fand ich dabei den Umstand, dass es August nicht um den Schwefel selbst zu tun war als um eine interessante Forschungsmaterie, sowie ein Biolog, der mit der Uhr in der Hand und klopfendem Herzen das Erscheinen kleiner Schwanzteufelchen aus dem Froschlaich in seinem Aquarium erwartet. Nein, ihm war es ein ehrgeiziges Wettlaufen. Die Hauptsache war, dass, wenn sein Resultat richtig war, so hatte die Wissenschaft mit ihrer Erklärung, dass der Schwefel ein einfaches Element sei, Unrecht. Daraus würde dann der Bankrott der Wissenschaften folgen, und der Laie, der die Fachmänner schlagen konnte, wäre dann nicht nur ein grosses Universal-Genie, sondern auch ein Wohltäter der Menschheit.

Die arme Wissenschaft war überhaupt zu der Zeit in der Klemme. Es griffen sie nicht nur die Okkultisten und August an, sondern man verfolgte sie auch vom Lehrstuhl her; ein solcher Verfolger war Ferdinand Brunetière. Auch er verkündete laut »den Bankerott der Wissenschaft» und sein Mund war schwerer zu stopfen, da man ihn vor ein paar Jahren (1893) wegen seiner literarischen Verdienste zum Mitglied der französichen Akademie gewählt hatte. Ihn konnte man kaum für »halbgebildet» erklären, da man sich zu seinen Vorlesungen drängte. Er war nahe daran, seine eigene »Schule» zu bilden.

Brunetiere behauptete, dass die empirische Wissenschaft unrecht hätte. Er setzte seiner Forschung eine Grenze, über die niemand hinaus gehen durfte, ohne als »Schwärmer» angeschrieben zu werden. Man konnte die Wahrnehmung machen, dass er zum Katholizismus neigte, in seinen Vorträgen war jedoch mehr Schönrederei als tiefere Gedanken, etwa in dem Stil wie »viel Geschrei, und wenig Wolle».

Aber August sagte:

— Zum Kuckuck, natürlich hat Brunetière recht, wenn er auch unrecht hat!

Ein richtiger Orakelausspruch.

Doch fühlte Brunetière in seinem Innern Achtung gegenüber der Wissenschaft und hatte den Mystikern und Okkultisten nur seinen kleinen Finger gereicht, während August die ganze Hand gegeben hatte!

Natürlich war es eine beklagenswerte Tatsache, dass viele wissenschaftliche Richtungen das letzte Wort gesagt zu haben glaubten, — aber — wurde es denn dadurch besser, dass eine Menge Schwärmer und Okkultisten sich für berufen hielten, den Wissenschaften dadurch zu helfen dass sie, statt im Gegenteil ihren Blick nach vorwärts zu richten, versuchten, die Chemie zwangsweise zurück zur Alchemie zu bringen und die Astronomie — zur Astrologie, die Physik zur Metaphysik, und die Methoden der Medizin zur Quacksalberei, Homopathie, zur Heilung durch Handauflegen, Aderlassen, Hexerei und Zaubern?

Zu der Zeit z.B. gab »Sar» Peladan ein Buch heraus »Wie wird man Zauberer?», was Strindberg in seinem »Inferno» empfiehlt.

Aber Peladan war doch ein prachtvoller Stilist, der die Logik der Rethorik wegen opferte. Und ein schöneres Französisch als das Seine ist nie geschrieben worden. Derselbe Mann versuchte an der Spitze der Neukatholiken die katholische Kirche zu reformieren, aber nicht vorwärts wie Luther, sondern rückwärts: noch mehr Mystik und Hokuspokus! Doch bekämpfte er die Geistlichkeit, sogar die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes.

Aber Strindberg ging in wollenen Strümpfen seinen Weg auf der Laufbahn des Okkultismus und philosophierte folgenderweise:

»Zu derselben Zeit, wo alle miteinander sich zur Einheit der Materie bekannten, im Hinblick auf die Hauptsache sich Materialisten oder Monisten nennend, ja gerade deswegen, setzte ich meinen eigenen Weg weiter fort und versuchte, nach besten Kräften die Materie und die dazwischen liegende Grenze, die man Geist nennt, aus dem Wege zu räumen.»

Als Strindberg sich seiner eigener Meinung nach endlich über den Ursprung des Schwefels im klaren war, richtete er seine Forschungen auf die Herstellung des Jods.

Die Jodherstellung ist in Frankreich eine nationale Industrie; dieses Produkt erhält man bekanntlich aus dem an der Westküste befindlichen Seegras. Unser August war doch so schlau, dass er trotz seiner Zerstreutheit so rechnete, dass, wenn auch alle seine Schwefel- und Feuersteinschwärmereien missbilligten, die Dinge doch etwas anders ständen, wenn die Rede auf Jod, dessen Herstellung besonders Frankreichs Grossindustrie ist, käme.

— Denk doch, sagte ich ihm, wenn du Jod direkt aus dem Meereswasser gewinnen könntest, ohne das Seegras anzuwenden! Das würde wirklich eine »Revolution der Grossindustrie» bedeuten.

August der gleich bemerkt hatte, dass ich, wie immer, auf Kosten seiner Chemie gescherzt hatte, schnauzte mich beleidigt an:

— Sprich keinen Blödsinn, und steck deine Nase nicht überall hinein, wo du einmal nichts verstehst!

Er würde Jod aus Benzin oder Steinkohlenteer herstellen. Und damit basta.

Er hatte inzwischen das Jod und sein Wesen soweit erforschen können, dass er es mit jeder beliebigen chemischen Formel bezeichnen konnte. Aus allen seinen Formeln ging etwa hervor, dass auch Jod kein Grundelement war, sondern eine Verbindung.

Darüber schrieb August dann einen Zeitungsartikel, das wirklich wegen der Besonderheit selbst in den Spalten des offiziellen Le Temps Raum fand.

Ich kann nie vergessen, wie froh und komisch selbstzufrieden aussehend er am nächsten Tag vor mir die grosse Zeitung ausbreitete, in der sein Jod-Artikel schwarz auf weiss prunkte.

— Da siehst es selber, du finnischer Teufel!

— Hm... was ich sagen wollte... Wer hat das durchgesehen?

— Doktor Jollivet-Castelot sah das Manuskript durch, so dass es wohl französisch sein muss!

— Meinetwillen soll es auch hebräisch sein!

August fühlte sich wieder beleidigt. Nicht nur deswegen, weil ich seinetwillen gar nicht froh war, sondern auch deswegen, weil ich immer versuchte, ihn von diesen erbärmlichen, meiner Meinung nach hoffnungslos langweiligen und einförmigen, Chemieschwärmereien, die die »L'Initiation» in grossmäuliger Art Überchemie nannte, wegzubekommen.

Seiner Meinung nach war die Tatsache, dass »Le Temps» den Artikel brachte ein Beweis dafür, dass er in seinen »wissenschaftlichen» Thesen recht hatte.

— Wer könnte froher sein als ich, wenn du wirklich recht hättest, sagte ich ihm; aber ich befürchte für dich eine unangenehme Rückwirkung, wenn du in deiner Übereilung zu weit gegangen bist. Wie hätten nicht die grossen Fachmänner der ganzen Welt, die alle notwendigen Gegenstände und Apparate, die man sich nur denken kann, sowie das Kapital der ganzen Welt zur Unterstützung haben — wie hätten sie nicht diese Analyse zustandebringen können, die so einfach ist, dass du sie mit leeren Händen löst, nur mit der Hilfe von ein paar Schalen, in die du Kohlenstoffteer oder irgend einen anderen Schund hineingeworfen hast?

— Sieh mal, du finnischer, Zweifler, die Fachmänner der Welt sind eben die, von denen man sagt, sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht.

— Und also das Jod nicht vor Kohlenstoffteer?

— Das ist eben der letzte Kniff... hier siehst du, lies und sprich keinen Unsinn!

Ich sah den Artikel durch, ohne jedoch irgend etwas von dem ganzen Jod zu begreifen, weswegen ich zu August bemerkte, dass Le Temps natürlich dem Schriftsteller Strindberg seine Spalten öffnete, der selbst den mit seiner eigenem Unterschrift versehenen Artikel verantworten wird. Für den Chemiker Strindberg hat doch die Zeitungsredaktion nicht bürgen können, weil diesem einfach die nötige Kompetenz dafür fehlt.

— Glaubst du, dass eine so angesehene Pariser Zeitung nicht genaueren Bescheid über den Wert dessen einzieht, was sie dem Publikum bietet?

— Das glaube ich nicht, denn ich weiss genau, dass der Autor selbst ganz verantwortlich ist für den mit seiner Unterschrift versehenen Artikel, auch gerichtlich. Da dazu noch zwischen den Zeitungen eine ungeheuer starke Konkurenz darüber besteht, welche von ihnen etwas Neues und Sensationelles zu bieten imstande ist, so sind alle Zeitungen mit offenen Armen bereit kostenlose Unterstützungen anzunehmen, einerlei was der Inhalt ist, wenn nur der Name des Autors bekannt ist! Aber da unser gemeinsamer Freund und dein Landsmann Jansson Spada Vorsitzender des Welt-Journalistenverbandes ist, so wäre es eine Kleinigkeit, durch ihn die Sache so zu arrangieren, dass auch du wie andere bekannte Schriftsteller ein Honorar für deinen Artikel bekommst.

Aber davon wollte August nicht mal sprechen hören. Vielleicht war er zu stolz, um sie ahnen zu lassen, wie arm er war, oder — dem sei wie ihm wolle, aber seiner Meinung nach war es ihm genug, dass »eine der grössten Zeitungen der Welt für ihn als Wissenschaftler Reklame machte». Das fehle gerade noch, dass sie ihm für die ihm geleisteten Dienste was bezahlen müsste!

Und dabei blieb die Sache. »Stolz wie ein Spanier». Sagt Schiller nicht so im Don Carlos?

— Ist Benzin als Rohstoff billiger als Seegras, aus dem man längs der Küste Frankreichs die Jodlösung destilliert?

Darauf erklärte August lakonisch, die Grossindustrie interessiere ihn nicht. Doch dabei erzählte er, dass ein mystischer Kerl gleich am Vormittag bei ihm gewesen wäre und ihm für seine Erfindung 100.000 Franken angeboten hätte — unter der Bedingung, er solle nach Berlin fahren!

— Das ist doch was! Aber wer war denn der Besucher?

Er hatte sich als Chefssyndikus aller europäischen Jodfabriken vorgestellt... Es stellte sich später heraus dass derselbe Herr ein kleines schmieriges, unbedeutendes Kontor in einer schmutzigen Seitengasse besass.

XIV.

EIN POLARWINTER IN PARIS

ES war im Januar des Jahres 1895.

Damals herrschte in Paris starker Frost.

Das Celsius-Thermometer zeigte 10 grad Kälte. Die Franzosen benutzten zwar ein anderes Thermometer, Reaumur, das nur —8 Grad anzeigte aber davon wurde das Wetter nicht wärmer.

Die armen Leute, denen ein warmer Wintermantel ein unbekannter Luxus ist, liefen mit den Händen in den Hosentaschen und mit einer blaugefrorenen Nase umher. Die armen Studenten hüpften auf dem Boulevard St. Michel einen Reigen oder spazierten Arm in Arm und sangen, um sich zu »wärmen», die Marseillaise. Sogar die schwarzen oder braunen Strassenbahnpferde wurden gleichfarbig weiss vom Reif, und das schreckliche Heulen der Zeitungsverkäufer hielt sich als bläulich-weisser Dunst in der drückenden Luft. Die ärmste Bevölkerung musste wohl ungeheuer leiden, denn kein einziger Franzose hatte sich auf eine solche Kälte, die noch dazu einen Monat dauerte, vorbereitet.

Strindberg war die Kälte im Gegenteil eher willkommen. Erstens erinnerte sie einigermassen an den Winter im Norden, ausserdem war ihm eine kleine Abkühlung nicht schlimm, wie er selber sagte. Dabei hatte er allerdings einen, zwar etwas altmodischen aber warmen, dick gefütterten deutschen Ulster.

Was tut mir das schon, grübelte er, ich leide aber seelisch, wenn ich diese armen Studenten in dünner Kleidung sehe... viele von ihnen sind aus Süd-Frankreich, aus armen Familien zu Hause.

Noch Schlimmeres war im Anzuge.

Eines Tages, mitten im Janunar, ging das Barometer bei-

nahe bis zum Erdbebenstand herunter, und es brach ein drei Tage dauernder Nordsturm aus, der direkt von dem nördlichen Eismeer über die Nordsee und das flache Holland herüber zu kommen schien. Dabei fiel von Stunde zu Stunde die Temperatur bis auf 25 Grad unter dem Gefrierpunkt.

Diese fürchterliche Kältewelle dauerte viele Tage an. Das Wasser fror in den in den dünnen Wänden befindlichen Wasserröhren, und viele tausende Familien waren tagelang ohne Wasser. Eine allgemeine Not und Verwirrung war nahe daran auszubrechen.

— Fa niente, grübelte nach seiner philosophischen Art mein nächster Nachbar, der italienische Bildhauer Bonnani. Es macht nicths; man muss sich eben mit Weisswein waschen und seine Zähne mit Konjak spülen. Was er auch tat.

Die Not war schreiend gross, denn die Feuersbrünste konnten nicht mit Konjak gelöscht werden, und ebenso konnten die Kleider nicht mit feinem Haut-Sauterne Weisswein gewaschen werden.

Und dann geschah das »Wunderlichste des Wunderlichen», um mit Ibsen zu reden. Der bei Paris sehr stark strömende Seine-Fluss fror zu, was seit Menschengedenken nicht mehr geschehen war!

Eines Tages kam Strindberg aus seinem »Erholungsheim» zu mir. Er war anfangs froh gewesen, als er etwas kalte Winterluft einatmen konnte, aber jetzt war es seiner Meinung nach schon genug. Er war mit seinem Zimmer, das er nicht genug heizen konnte, unzufrieden und in dem warmen Sammlungssaal konnte er sich nicht wohl fühlen. Dort spielte man tagsüber Karten, »pikett» oder direkte Glücksspiele, die August nicht ausstand.

Ich hätte ihn herzensgern wieder »als Chinesen» auf das Sofa meines Ateliers gebeten, aber bei uns standen die Dinge nicht besser. Das Atelier war gross, 15 Meter lang, 10 Meter breit und wenigstens 5 Meter hoch. Die ganze zweite Wand wurde von einfachen Glasfenstern gebildet, und die Wände waren dünn. Obwohl wir den grossen Chouberzy-Kamin mit den besten englischen Steinkohlen heizten, so dass er den ganzen Tag glühend rot war, gefror dennoch das Wasser in der Karaffe am anderen Ende des Zimmers. Die Kanarienvögel mussten in das Schlafzimmer gebracht werden; ebenso alle Blumen und Blattpflanzen.

Im Atelier hätte sich August sicher Nase und Ohren erfroren, so dass er es doch besser bei sich zu Hause hatte. Aber ich bat ihn doch, den 22. Januar, seinen 46. Geburtstag, bei uns zu feiern, was er auch zu tun versprach. Zu der Zeit würde sicher die schlimmste Kälte vorüber sein.

Da ich während dieser an den Polarwinter erinnernden Frosttage kein warmes Nachtquartier zur Verfügung stellen konnte, bat ich jetzt statt dessen Bruder August und Divina zu einem »besseren» Mittag in das Café de la Regence, auf der rechten Seite der Seine, um zu sehen, wie Paris bei 25 Grad Kälte aussah.

Wir hatten in der Zeitung gelesen, eine fürchterliche Kältewelle herrsche im ganzen Norden der Halbkugel und Strindberg, der in seinem Kopfe immer wunderliche Hypothesen hatte, wunderte sich »ob das wohl den Beginn einer neuen Eiszeit bedeute». Nach Reuters Telegramme hatte man in Ost-Sibirien 69,8 Grad Celsius gemessen, was als eine der allerniedrigsten Temperaturen betrachtet wurde, die jemals auf dem ganzen Erdball festgestellt worden war.

— Ob sich wohl Andrée noch nicht ängstigt, seine Läuse könnten den Schnupfen bekommen, wenn er hört, in Sibirien seien beinahe 70 Grad Kälte.

— Aber er tritt doch die Reise erst im Sommer an.

— Jawohl, aber trotzdem: »Es kann der Sommer vergehen, der Winter und Herbst . . .» wie Ibsen singt. Wenn der Junge es bloss nicht in seiner Haut zu fühlen bekommt, dass man den himmlischen Mächten nicht ungestraft trotzen darf. Mir ist es bei diesen 25 Grad schon mehr als genug. Aber sich noch 45 Grad dazu vorstellen! Huh!

— Strindberg grauste es, und er eilte geschwind an den glühenden Kamin, seine steifen Hände zu wärmen.

— Mir, der ich in Rovaniemi, in dem nördlichsten, grossen Dorfe Finnlands 45 Grad Kälte erlebt habe, war diese Kälte kaum der Rede wert. Es ist wahr, dass ich damals wie ein Lappländer ganz in Renntierfell gekleidet war. Man fühlt die Kälte hier in Paris beinahe viel mehr.

— Endlich war mal mein ungeheuer grosser, gefütterter

Überzieher mit hochklappbarem Kragen aus Biberfell, den die Russen Millionärmantel nannten, wirklick nötig. Als ich von Finnland fortreiste, scherzte mein lieber Vater, ein solches Ding sei in Paris ganz unnütz, sogar lächerlich. Aber jetzt war er mehr als willkommen und August fand ihn »protzend und fein.»

— Jetzt siehst du so aus, wie ein finnischer Teufel aussehen muss.

So gingen wir nun fort und kamen bald zur Seine. Sie war wirklich von einem Ufer zum anderen zugefroren.

Schon als kleiner Knabe war ich ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer. Jetzt konnte ich mich kaum davor zurückhalten, an den Strand zu gehen und das Eis zu probieren. Soviel »Knabenhaftes» hatte ich noch in mir.

Divina erbleichte und stützte sich auf Strindbergs Arm. Sie versuchte, mich von meinem Vorsatz abzubringen. Strindberg fand meinen »Einfall», wie er es nannte, ganz unnütz. Doch beruhigte er Divina mit der Versicherung, dass es Nordländern nichts Ungewöhnliches sei.

Aber für mich war es kein Einfall, sondern ein wirkliches Bedürfnis, meine Erinnerungen an die Knabenjahre aufzufrischen. Wenn die Holländer auf ihren Kanälen, auf viel dünnerem Eis als diesem hier, nach Herzenslust Schlittschuh liefen, warum sollte ich mir denn die Lust versagen, auf dem Eise über den Fluss zu laufen.

Ich bat August und Divina, auf der Brücke über den Fluss zu gehen, so würden wir uns auf der anderen Seite treffen — und so trennten wir uns.

Man braucht kaum zu erwähnen, dass nirgends eine Straftafel mit dem Verbot, auf das Eis zu gehen zu sehen war, denn in Paris konnte man offenbar kaum annehmen, jemand würde so verrückt sein, sich aufs Eis zu wagen.

Ich versuchte hüpfend und mit meinem Absatz stampfend die Stärke des Eises, aber da es weder einbrach noch krachte, musste es einige Zoll dick sein und sicher einen Fussgänger tragen können. Ich fing also an, mit munteren Schritten geradeaus zu gehen in einem Abstand von ungefähr 30 M. von der Pont-des Saints Pères (Der Heilige Väter) Brücke die heute Karussellbrücke getauft ist.

Der Polizist, der mir offenbar am Strand nachlief, fing hoffnungslos an zu schreien: »Mein Herr! Mein Herr!» Er stand auf dem Quai und fuchtelte mit den Armen wie eine holländische Windmühle, aber auf das Eis wagte er sich nicht. Da ich aber keine unbeglichenen Rechnungen mit diesem Kerl hatte, und da ich seiner ehrlicher Absicht, mich an der Ausführung meines Planes zu hindern ganz sicher war, so trottete ich ruhig weiter.

Aber jetzt begann es auf der Brücke lebendig zu werden, die in ein paar Minuten schwarz voll Menschen war. Alle fuchtelten mit den Händen, schrien und kreischten.

— Er ist verrückt! Ein Selbstmörder!

Nach dem allgemeinen Aufsehen, das ich erweckte zu urteilen, war es wohl das erste Mal im ganzen 18. Jahrhundert, dass ein lebendiges Wesen in der Mitte von Paris auf dem Eis über die Seine ging. Ich muss zugeben, dass ich nie davon geträumt hatte, mein kleines, privates Unternehmen könnte solch Aufsehen erwecken. Aber die Pariser werden ja bekanntlich leicht in Bewegung gebracht.

Als ich schon über die Hälfte gegangen war, fiel es einem ein, einige grosse Kupfermünzen auf das Eis zu werfen. Ich vermutete, dass der barmherzige Geber mich für einen armen Galgenvogel hielt, der Leib und Leben aufs Spiel zu setzen wagte — um ein paar Groschen zu verdienen.

Kaum waren die ersten Münzen aufs Eis gefallen, als es um mich herum immer zu klappern anfingen. Als die Leute bemerkten, dass ich ihre Almosen nicht aufsammelte, sondern ruhig weiter wanderte, bereuten sie sofort ihren edlen Opfersinn, und »der Goldregen» stockte sogleich.

Meine Wanderung über die Seine, die mir — und vielleicht manchem Pariser — eine unvergessliche Erinnerung Zeit meines Lebens bleibt — war nahe daran, ein peinliches Ende in einem Polizeigefängnis zu nehmen. Denn als ich zum anderen Ufer kam und anfing, die Treppen des Louvre-Quais zu ersteigen, lief ich dem Wachtmeister direkt in die Arme, der sich durch die dichte Schar der Neugierigen einen Weg gebahnt hatte, natürlich in der ehrlichen Absicht, mich in seine Obhut zu nehmen.

Ich verstand augenblicklich, dass es jetzt galt, die Augen

offen zu halten. Und so erklärte ich dem Kerl in so schlechter französischer Sprache wie ich nur konnte, ohne befürchten zu müssen, dass der Andere mich missverstände, der Code pénal Napoléons (französisches Strafgesetzbuch) enthielte keinen solchen Paragraphen, der das Gehen über das Eis verbiete. Der Mann bejahte das, behauptete aber statt dessen, es gäbe eine Polizeiverordnung, die mich wegen »Störung der öffentlichen Ordnung» verantwortlich mache.

Zugleich sah ich August Strindberg als Rettungsengel mit Divina Paillard ankommen, die mit grosser Mühe durch die Menge gedrungen waren. Ich rief August auf fliessendem Schwedisch zu, er solle mit Divina in das naheliegende Café de Regence voraus gehen, wohin ich bald nachkommen würde, sobald ich dieses Zwischenspiel der Eiszeit erledigt hätte.

Als der Polizist mich fliessend in einer fremden Sprache reden hörte, ging ihm langsam ein Licht auf. Und da er genau den »russischen» Schnitt meines Überziehers bemerkt hatte, begann er, sich etwas unsicher zu fühlen und wurde nachdenklich, zuletzt fragte er mich:

— Sind sie Russe, lieber Herr?

Ich fasste dies als Zeichen dafür auf, dass alles in Ordnung ginge. Ich antwortete also auf schlechtem Französisch, er könne darüber bei dem Fürsten Demidoff de San Donato, der ein persönlicher Freund des russischen Kaisers sei, nähere Auskunft bekommen.

— Dessen Untertanen, so setzte ich fort, ist das Spazierengehen auf dem Eis ebenso selbstverständlich, wie das Essen von gebratenen Fröschen!

Und das wirkte!

— Als der Cherub von dem russischen Fürsten und Kaiser sprechen hörte, wurde er sehr vorsichtig, zog sich nach rückwärts zurück wie ein ungekochter Hummer, aber mit der schönen Rötung eines gekochten Hummers auf der frierenden Nase. Er stammelte sogar etwas, was einer Entschuldigung ähnelte; denn zur Pracht- und Jubelzeit des französisch-russischen Bündnisses, können die Russen in Paris das eine und das andere — aber besonders das letztere — tun.

Also hat mich in der Tat meine Pelerine, die wirklich die Arbeit des alten russischen Juden-Schneiders Abraham Weintraub war, errettet. Vielleicht hat der alte Vater Weintraub auch für seinen Teil die »Mächte» beeinflusst, denn er sass zu der Zeit schon in Abrahams Schoss.

XV.

STRINDBERGS ERSTES FROSCHMITTAG-ESSEN

AUGUSTS Freude war aufrichtig, als ich mit heiler Haut, nur etwas verspätet, im Regence erschien. Dazu hatte ich noch vor diesem Stammkafé der Skandinavier einen finnischen Opernsänger, A. Ojanperä, getroffen, der besser italienisch als schwedisch sprach. Als er mich erblickte, breitete er seine Arme aus und rief mit seiner Stentorstimme:

— Ach du liebe Zeit! Das war aber fein, einen Künstler mit so vielen Gaben zu treffen! Wie finden Sie das feine Paris?

Jetzt musste ich Ojanperä kurz erklären, wie ich Paris fand; erst dann, als ich ihm erklärt hatte, August Strindberg und eine Dame erwarteten mich im Restaurant kam ich aus seinen, von gutem Herzen kommenden, Umarmungen frei.

Jetzt war ich in der besten Froschlaune der Welt. Und dieses Mittagessen, das wir dort assen, wurde insofern eine unvergessliche Erinnerung, als August damals das erste Mal in seinem Leben, obwohl aus Versehen, sowas ass, wass auf der hochwürdigen, französischen Speisekarte einen geradezu überfeinen Namen hat; es heisst »gebratene Frösche».

Er hatte immer versichert, wie hoch er auch die Kunst der französischen Küche schätze, »die das Essen aus beinahe einerlei was zuzubereiten verstand» würde er die Bourgognischen Schnecken wie auch die Frösche nie in den Mund stecken, nicht mal die Laubfrösche; die letztgenannten hielt man gerade für einen grossen Leckerbissen, der nicht auf jedermans Tisch kommt.

Die eigentliche Froschzeit in Paris schliesst schon im Spätherbst, aber auch später bringt man feine Frösche aus dem Süden, soviel ich gehört habe, sogar von den Lagunen Venedigs und dem Sumpfland des Nildeltas. Von diesen isst man nur die dicken Keulen oder s.g. Miniaturschinken. Deswegen kann der in die Geheimnisse einer feinsten Pariser-Küche Uneingeweihte ganz ahnungslos sein, wenn er den Miniaturschinken eines Laubfrosches vor sich auf dem Teller hat.

Diese Schinken werden sorgfältig abgezogen, mit Petersielie, Salz und Pfeffer in brauner Butter gebraten und mit fein gehackter Zwiebel serviert. Manche essen sie in Weinessig, in Olivenöl, in Salz und Pfeffer, wozu noch ein kleinbischen französischer Senf zukommt. Der Geschmack erinnert sowohl an einen Fisch, als auch an einen Vogel, am nächsten vielleicht doch an einen gebratenen Krebsschwanz.

Wir setzten uns also zu Tisch in einem Nebenzimmer, das man, vom Théatre-Française-Platz kommend, links findet, einem Zimmer, das alle Pariser Skandinavier in Paris gut kennen. August wollte nämlich nicht in dem grossen Restaurantsaal als Zielscheibe für die verhassten Blicken der Nordländer sitzen. Dazu schämte er sich seiner kranken, roten und aufgeplatzten Hände.

Mit dem Oberkellner hatte ich schon im voraus das Menü besprochen, so dass weder August noch Divina eine Ahnung davon hatten, dass ich Frösche bestellt hatte. Da ich wusste, dass die einzige schwedische Einrichtung, der gegenüber sich Strindberg unbedingt respektvoll verhielt, der schwedische Vortisch war, und da man in dieser Freistatt der Skandinavier wirklich gelernt hatte, einen »besonders» feinen herzurichten, so erschien auf dem Tisch das Beste was man im Hause hatte. Man müsste eine ähnliche Geduld und feinschmeckerhafte Feder wie der »Apostel des Speisens» Willerwallegren haben, um die Parade der seltenen Leckerbissen, die nach einander auf der Szene erschienen, beschreiben zu können.

— Das wird eine teuere Geschichte werden, dachte ich für mich.

Aber selten gaben wir Gastspiele auf der rechten Seite der Seine und doch sah ich den spartanisch einfachen August Frösche essen!

Dem Schutzgeist des Nordwindes, Bore, zu Ehren, der draussen die Nasenspitzen und Ohrenläppchen der Franzosen

kniff, nahmen wir ein Schnäpschen des französischen »Marc», den reinsten Branntwein der Welt, der direkt in der Champagne gekeltert wird. Auch August »biss den Schnaps nicht entzwei» sondern »kippte», ohne zu murren, obwohl etwas grinsend das Glas.

Nach dem Vortisch assen wir eine Suppenspeise à la der Herr weiss was. Es war so etwas wie die herrliche Gemüsesuppe, in der die Küchenchefs Frankreichs unbesiegbar sind. Dann hätte nach allen Regeln der Kunst Fisch folgen müssen, aber statt dessen kamen Frösche als Zwischenspeise mit Weisswein.

Ich hatte Divina ins Ohr geflüstert, sie solle nichts von den Fröschen reden. Jetzt setzte der Mundschenk Strindberg eine gewöhnliche Portion vor, ohne dass dieser eine Ahnung von dem Streiche hatte. Divina, der zuerst serviert wurde, war es schwer, ernst zu bleiben und sie fing entgegen der Etikette an, gleich zu essen, um ein gutes Beispiel zu geben.

Auch August speiste sichtbar mit gutem Appetit.

Als wir am Ende waren, fragte ich so nebenbei:

— Na August, weisst du, was das eigentlich war?

Strindberg sah erst etwas misstrauisch aus. Er untersuchte jetzt etwas gründlicher die sich auf dem Rande des Tellers angesammelten kleinen Schenkelknöchelchen, von denen er annahm, sie seien »Sperlings Knochen» — wobei es nach seiner Meinung recht schade war, kleine Vögel zu essen, wenn es auch nur Sperlinge wären.

— Aber hat es nicht gut geschmeckt? Das ist doch die Hauptsache.

— Natürlich hat es geschmeckt, ganz vortrefflich. Etwas lästig waren nur die vielen, kleinen Knochen.

— Möchtest du nicht mehr haben?

— Warum nicht; da sie gebraten sind, werden sie kaum mehr zwitschern können.

— Er reichte seinen Teller hin.

— Möchtest du trotzdem mehr haben, wenn es auch z.B. Froschschenkel wären?

August zog erst seinen Teller zurück — dann liess er ein helles Gelächter erschallen und sagte schwedisch:

— Jetzt hast du mich aber betrogen, Finnteufel. Aber

einerlei, daraus sieht man, dass man nie »niemals» sagen darf. Gib in jedem Fall noch ein wenig, damit ich mit vollem Bewusstsein das Froschfleisch schmecken kann.

August verzehrte noch eine kleine Froschportion. Dann fragte ich:

— Was hattest du eigentlich gegen die Frösche?

— Der T—l weiss es, erwiderte der Meister. Es sind doch reine Tiere, die sich täglich mehrere Male waschen, wo sie nur eine Pfütze finden.

— Und essen nur lebendige Fliegen und Würmer, während wir Nordländer mit Genuss Hummern, Krebse und Aale verzehren, die sich die Kadaver und die Körper der ertrunkenen Seekapitäne schmecken lassen.

August gab das alles zu.

— Der Mensch hat nun ein für allemal seine Vorurteile. Als ich im Jahre 1889 in Dänemark, am Ufer des Öresundes gegenüber Landskrona in einem kleinen Neste mit Namen Holte lebte, demselben Ort, wo ich das kleine Ölgemälde, das du von mir bekommen hast, gemalt habe, sah ich einmal die Leiche eines Ertrunkenen voll von Krebsen und Aalen. Es dauerte lange, bevor ich wieder einen Aal essen konnte, aber einen Hummer habe ich seitdem nie mehr in den Mund gesteckt.

Denk doch, wie unschuldig, fein und niedlich diese Laubfrösche sind, die nur auf der Erde unter den Büschen und zwischen den Blättern hüpfen, und ihre Qquakgesänge den Froschgöttern zu Ehren singen.

— Ja, und was für grosse Dienste haben die Frösche durch die Vivisektion der Wissenschaft und jeglichem technischen Fortschritt geleistet.

— Wie so?

— Ich erinnerte mich in dem Augenblicke nicht an das Experiment Galvanis.

— Sicher; wenn Galvani nicht ein Froschesser gewesen wäre, hätte er vielleicht nie bemerkt, dass die abgezogenen Frösche in der Nähe eines elektrischen Stromes zu zappeln anfingen. So müssen wir diesen Quakern dankbar sein für den ganzen Galvanismus, der zur Voltaschen Säule und spä-

ter zur ganzen Elektrotechnik und durch Berzelius zur elektrochemischen Wissenschaft führte.

-Das alles war für Divina Paillard Hebräisch, die natürlich nie von Berzelius und Galvani sprechen gehört hatte. Und sie bewunderte Strindbergs grosse Gelehrsamkeit.

Nach den Fröschen und Weisswein gingen wir zu Rotwein und der Hauptspeise, dem Gänsebraten, über. Aber auch dieser wurde im Zeichen der Frösche verzehrt, denn ich hatte mich an einen die Frösche berührenden Wortwechsel mit meinem alten Freund Walter Runeberg erinnert, den ich jetzt August zur Würze des Gänsebrates erzählte.

Walter Runeberg hatte vor langer Zeit ein von ihm für die Stadt Helsinki geschaffenes grosses Standbild Alexanders II. fertig bekommen. Da hatte er in die Nebengruppe als Sinnbild des Gesetzes eine schöne Frau seine eigene Tochter, hingesetzt, mit blossem Schwerte in der Hand, das Bärenfell auf den Schultern und einen besonders stattlichen Löwen zur Seite.

— Ich kann nicht verstehen, überlegte August, was ein Löwe mit dem Gesetz zu tun hat. Du findest, Runeberg hätte einen Frosch als Sinnbild des Gesetzes hinstellen sollen! Und warum nicht; wenn man alles in Betracht zieht, so ist der Frosch vielleicht mehr mit den Geheimnissen der Naturgesetze vertraut als ein Löwe, da man in Deutschland noch heutzutage einen gefangenen Frosch für einen Wetterpropheten hält. So dass, wenn man die Welt aus der Froschperspektive betrachtet...

— Nein! August! Scherz beiseite! Das ist eine sehr ernste Geschichte, obwohl sie nur ein halbrussisches Standbild betrifft. Ich konnte also nicht begreifen, was das Gesetz an sich mit der Weiblichkeit zu tun hatte. Deswegen sagte ich dem alten Walter direkt: »Ich verstehe nicht, wie du so etwas Unweibliches, Unbeugsames und unversöhnlich Strenges wie das Gesetz anders darstellen kannst, als durch einen starken Mann mit einem Schwert in der Hand?» Walter antwortete: »Ja siehst du, im Französischen ist das Wort — Gesetz weiblich und die Göttin des Rechtes Justitia war auch eine Frau!»

— Jawohl, erwiderte August, mich in meiner Erzählung

unterbrechend. Auf Französisch ist der Wille der Frau derselbe wie der des Mannes und das »Gesetz» für den Pantoffelhelden, denn hier sagt man: »Was die Frau will, will auch Gott.»

— Aber dann raubte Walter gutmütig lächelnd der Kritik alle Waffen, indem er sagte:

»Sieh mal, mein junger Freund, ich bin der Mann der alten Schule, ich bleibe bei den alten, guten Sinnbildern. Ich werfe ruhig meinen Kübel in den Brunnen der antiken Denkart — und ziehe ihn hoch so wie er kommt.» — »Aber» bemerkte ich ihm darauf, »aber, wenn aus diesem Brunnen auch Frösche heraufkommen?» »So nehme ich sie natürlich mit.» Er sagte es, seine Augen schlau zukneifend. Ich war vor diesem kühnen Witzbold ganz waffenlos und dies umso mehr, da Walter seinem Scherze die letzte Ölung gab in dem er die Aufmerksamkeit hatte, mich gleich einzuladen, gebratene Frösche in seinem gastfreien Heime, in der Avenue des Ternes zu essen.

— Also hat Walter Runeberg dich Frösche essen gelehrt?

— Jawohl, er bot mir das erste Froschmittagessen an und jetzt habe ich dir diese edle Kunst als Erbschaft überlassen. Auf deine Gesundheit!

Nach den Früchten und dem Käse nahmen wir den Kaffee mit dem richtigen schwedischen »Caloric» Punsch, den der aufmerksame Wirt der Regence für den Bedarf seiner schwedischen Gästen direkt aus Carlshamn bestellte. Und die Wärmekalorien des Caloric Punsches leisteten uns gute Dienste, als wir Strindberg in bitterer Kälte von dem inhaltsschwerem Mittag nach Hause begleiteten.

XVI.

AUGUST STRINDBERGS 46. GEBURTSTAG

NACH dem ersten Froschmittagessen August Strindbergs vergingen anderthalb Wochen, ohne dass wir ihn gesehen hatten. Er hatte ehrlich zugegeben, er hätte keine Lust mehr, seine Nase in die fürchterliche Kälte zu stecken. Er beabsichtigte, seine Bissen in seinem Zimmer vom Servierbrett aus zu verzehren.

Aber dann kam der 22. Januar, der 46. Geburtstag des ergrauenden Meisters und den hatte er in unserer Gesellschaft zu verbringen versprochen. Zu allem Glück war auch das Wetter soviel milder geworden, dass man das Atelier ordentlich heizen konnte, das Wasser lief wieder in den Röhren, die Vogelkäfige und die Blumen konnten wieder auf ihre Plätze, in das »wiedereroberte Paradies» wie Strindberg mein Atelier nannte, zurückgebracht werden.

Dessen Paradiesähnlichkeit rührte seiner Meinung nach vor allem davon her, dass ich meine Atelierkatze gelehrt hatte, in gutem Frieden und Eintracht mit den Vögeln zu leben. Aber das war nicht schwer, wie er es wohl vermutete, da er die Natur der Katze nicht kannte. Wenn eine ältere Katze recht satt und gut gefüttert ist, kümmert sie sich weder um Mäuse noch um Vögel. Das ist das ganze Geheimnis der Lehre.

In dem Atelier fand ein Grossreinemachen statt zu Ehren unseren Augusts, des launenhaften Geburtstagskindes. Monsieur Jules, der Hausmeister, hatte den grossen Teppich auf dem Hofe ausgeklopft. Der aus der Zeit Napoleons stammende, runde Empiretisch mit dicker Marmorplatte, den ich zufällig auf einer Auktion gekauft hatte, wurde jetzt vor dem von August hochgeschätzten Liegesofa zum Geburtstagstisch gedeckt. Und seinen Lieblingsstuhl hatte Divina

mit Blumen und schwedischen Farben dekoriert. Blumen bekommt man in Paris das ganze Jahr, denn sie werden aus Nizza und von der Riviera hierher gebracht.

Dazu hatte eine Frau, die geschickt in Handarbeiten wie alle Pariserinnen war, für die kranken Hände unseres Freundes »Oogüst» besonders weiche und warme, wollene Fausthandschuhe aus allerfeinster Merinowolle gestrickt.

Ich selber reihte auf dem Tische einen kleinen Stoss von 46 kleinen Paketen ungarischer Zigaretten auf, auf dem ein Zettel lag. Auf dem Zettel standen folgende Strophen, deren Inhalt in Prosa übersetzt so lautete:

»In der finsteren St-Louis Burg, weit von den Angehörigen, lass die Jungfrau Nicotina dich in allen Leiden trösten. Wirf den Schwefel beiseite, und versuche, die Alchemie aus deinem Sinne zu vertreiben; lass deine Sorgen in Rauch zum Himmel emporsteigen und lerne das Leben geniessen.»

Es waren mehrere Strophen, aber ich erinnere mich ihrer nicht mehr. Bei derselben Gelegenheit schrieb ich ihm noch andere Verse, in denen nicht vom Tabak gesprochen wurde, und die sind in Verwahrung, da sie in meiner ersten Gedichtsammlung herausgegeben wurden.

Alles war fertig! Wir warteten ... warteten ... Aber das Geburtstagskind erschien nicht.

Die Uhr schlug 1, sie schlug 2, und das Frühstück, das wir um 12 essen sollten, konnte nicht mehr warten. Ich glaubte, eine Träne in Divinas Augen zu erblicken, aber es war doch schade um so viel gutes Essen, das jetzt kalt wurde und verdarb.

Was konnten wir anderes tun, als essen!

Und so taten wir es auch, jeder auf seiner Seite von Augusts mit Blumen geschmücktem, leerem Lehnstuhl. Wir wunderten uns. Was bedeutete das alles eigentlich? Fühlte er sich über etwas beleidigt! Hatte er es doch nach allem übelgenommen, dass ich ihn dazu verleitet hatte, Frösche zu essen. August war doch in vielen Hinsichten so wunderlich. Ich erinnerte mich allerdings, wie er alle seine skandinavischen Freunde einem nach dem anderen »übelnahm».

Waren wir jetzt dran? Wir hatten ihn doch wirklich nach dem Froschmittag kein einziges Mal mehr gesehen.

Oder wenn er erkrankt wäre — sich vielleicht damals erkältet hätte und aus seinem Zimmer nicht herauskonnte.

— Oder wenn er sich wieder so in seine Schwefelschwärmereien eingehüllt hätte, dass er sowohl seinen Geburtstag als auch sein Versprechen, bei uns zu frühstücken vergessen hatte?

— Nein, nein! Sicher liegt er krank, allein und verlassen zu Hause und wartet... Geh und sieh, wie es mit ihm steht!

So sorgte sich Divina um Strindberg.

Gesagt, getan. Ich eilte nach dem Essen gleich zu Strindbergs Wohnung. Dort hörte ich, er sei schon lange ausgegangen. Beim Weggehen hatte er gesagt, er gehe zu einem Bildhauer, seinem Freund hin.

— Ich bin gerade die Person — er nennt mich Bildhauer, obwohl ich ebensogut Maler bin. Ist es schon lange her, als er ausging?

— Mehr als zwei Stunden.

— Dann muss etwas geschehen sein. Adieu.

Ich ging nach Hause. Divina war auch überzeugt, etwas sei geschehen.

Strindberg hatte zu der Zeit »von seinem einzigen in Schweden lebenden Freund, Graf Mörne» gesprochen. Vielleicht war der zu seinem Geburtstag nach Paris gekommen. Und da sie ältere Bekannte und Freunde waren, so war August mit ihm ausgegangen.

Eine Stunde nach der anderen verging, es fing an zu dämmern.

Endlich, am späten Nachmittag, als die ganze Feststimmung gewichen war, erschien August.

Er hatte kaum Zeit, unsere Glückwünsche zu hören und zu bemerken, denn er war in aller fröhlichster und heiterster Laune, geradezu entzückt, mit den roten Flecken des Fiebers auf den bleichen Wangen.

— Was in Gottes Namen ist denn geschehen?

— Etwas Feines! Feines!

— Was? Hast du in der Lotterie gewonnen oder — aber wo bist du den ganzen Tag gewesen?

— Auf den Spuren des Fliessenden. Ich komme direkt vom Boulevard Magenta.

Wir forschten ihn aus und bekamen heraus, er sei in einem chemischen Laboratorium gewesen, dessen Adresse er bei dem Pillenroller der St. Louis Apotheke bekommen hatte.

— Was in aller Welt hast du dort...

— Ja, lieber Finnteufel, jetzt wirst du es endlich mal hören: in der Akademie der Wissenschaft hat man eine Erklärung abgegeben, wonach der Phosphor nicht ein einfaches Element wäre.

— So, er kann meinetwegen ein vielfaches sein, aber was ist denn dabei?

— Verstehst du denn nicht: wenn die Sache so liegt, dass der Phosphor nicht einfach ist, so kann es auch beim Schwefel der Fall sein.

— Und was denn?

— Was denn? dann habe ich ja recht, potztausend! Dann kann der Schwefel eine Verbindung, eine zusammengesetzte Versteinerung sein...

— Ja, natürlich; als die Schlange im Paradies aus ihrem Rachen Schwefelgase ausspie, kristallisierten sie sich und erstarrten zu einer Versteinerung.

— Lass dein Grinsen sein, lieber Asp, bist doch gebildet genug, um einzusehen, was das bedeutet: ein Zweig von den Berzelius Lorbeeren, den einer von seinen Landsleuten im 19. Jahrhundert gepflückt hat. Die Wissenschaft lebt noch, wenn auch die schwedische Akademie auf den Lorbeeren eines Linné und Berzelius eingeschlafen ist.

— Das ist fein! Jetzt können wir dich erst als Geburtstagskind und dann als Helden der Wissenschaft feiern. Aber wer behauptet, Phosphor sei nicht ein einfaches Element?

— Der Chemiker Lockyer!

— Lockyer! Der ist kein Chemiker, wenn von dem berühmten Joseph Lockyer die Rede ist.

— Na, was ist er denn? Tod und Teufel, er ist Chemiker.

— Ein Irrtum! Du kannst dich mit eigenen Augen selber überzeugen, dass Sir Joseph A. Lockyer Astronom und dazu der grösste, jetzt lebende Astrophysiker Englands ist.

Zu seiner Zeit war er als Spektrums-Forscher der erste, der die Elementsteile der Sonne erforschte. Aber er ist kein Laboratoriumschemiker in dem Sinne, wie du meinst!

— Aber, versuchte August zu widersprechen, aber seine Auffassung über die Zusammensetzung der chemischen Grundstoffe — besonders was den Phosphor betrifft — haben grosses Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregt.

— Sehr möglich. Es ist wirklich kein Wunder, Aufsehen zu erwecken, aber das braucht ja nicht zu bedeuten, dass er recht hat. Vermuten wir, dass Vater Lockyer der — wie du siehst — im Jahre 1836 geboren ist, angefangen hat, an Arterienverkalkung zu leiden. Wenn er da eine übereilte und unbeweisbare Behauptung aufstellt, ein einfaches Element sei zwei oder dreifach, so ist es sicher, dass es Aufsehen erweckt, wie du sagst, aber nur peinliches Aufsehen.

— August nahm das übel. Aber der Sache war nicht abzuhelfen, in der Astronomie war es schwer, jemand zu finden, der mich schlagen konnte.

— Es kann auch so sein, setzte ich für meinen Teil fort, dass es Lockyer bei der Erforschung des Spektrums der Sonne zu beweisen glückte, dass sich in der Sonne mehrere bekannte Grundelemente oder einfache Elemente vorfinden, ausser z. B. gerade Phosphor, Schwefel, Gold, Quecksilber, Jod, Chlor u. a. Damit ist aber noch nicht bewiesen, dass diese Stoffe wirklich nicht in der Sonnenkorona oder in ihrer Masse gerade als einfache Elemente vorhanden sind, obwohl es bis jetzt noch nicht geglückt ist, sie dort zu finden.

— Aber wenn sie sich nun einmal dort vorfinden, so müssen sie doch mit Hilfe der Spektralanalyse bewiesen werden können.

— Nein. Höre mal August, du musst noch einmal deine Sonnenastronomie studieren. Denn, du weisst ja, die Sonnenkorona ist in ständiger Bewegung. Die Sonnenkorona kehrt nicht immer alle ihre Gase und Metallkörper mit einenmal heraus. Manchmal kann ein Metallgas, dessen Existenz doch festgestellt worden ist, bei einer zweiten Observation ganz fehlen.

Strindberg zweifelte noch, den Kopf schüttelnd, denn seine Naturwissenschaft war etwas veraltert. Seine Wissensquelle war ja auch das im Jahre 1830 erschienene Chemische Lehrbuch von Orfila. Damals lag doch die Chemie als Wissenschaft noch in der Wiege.

Ich war entschlossen, ihn noch härter anzugreifen, um ihn soweit das möglich war, in die Wirklichkeit zurückzuführen. So setzte ich fort:

— Die Tatsache, dass irgend ein einfaches Element noch oder vorläufig in dem sichtbaren Spektrum der Sonne fehlt, braucht nicht zu bedeuten, dass es hier auf der Erde ein zusammengesetztes Element sei! In der Sonne können allerdings Gold und Schwefel, Phosphor und Jod als einfache Elemente vorhanden sein, der Fehler liegt nur darin, dass die Wissenschaft sie dort vorläufig noch nicht gefunden hat.

— Oder darin, dass sie sekundäre, zusammengesetzte Stoffe sind, die sich auf der Erde, als diese erlosch und fest wurde, bildeten.

— Wie du willst, diese Frage ist noch offen, so dass es wohl besser für uns wäre, sie den Spezialforschern und Fachmännern zu überlassen.

— Das habe ich eben heute auch getan, erwiderte August übermütig selbstbewusst. Ich brachte eben das Probepulver des unvollständig verbrannten Schwefels in das chemische Laboratorium meines Apothekers, am Boulevard Magenta. Man versprach mir, den Bericht schon bis morgen zu geben.

— Aber August, wer kann dafür bürgen, dass sie die Sache ernst nehmen? Können nicht auch die Chemiker einen kleinen Aprilscherz mitten im Januarfrost treiben? Dem guten Mann fällt das Angenehme von selbst in den Schoss! Denk doch, wenn sie dir etwas Kohle statt des Schwefels, den du hingebracht hast, geben. Wie sagt man doch auf Deutsch? »Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.» Du willst Kohle aus deinem Schwefel haben — und sie geben dir Kohle.

Halt den Mund! Sie sind doch für ihre schriftliche Analyse verantwortlich.

— Wer ist für einen Scherz verantwortlich — die Landsleute von Molière — sind nicht so feinfühlend, wenn sie be-

merken, dass sie es mit einem »eingebildeten Kranken» zu tun haben.

— Die Wissenschaft ist keine Sache zum Scherzen.

— Ja, das sagst du August, der du mit Brunetière behauptest, dass die Wissenschaft schon »Konkurs gemacht hätte und ihre Masse den Gläubigern abtreten müsse». Lieber August, lassen wir doch diese erbärmliche Chemie bleiben, wenigstens für diesen Tag. Erinnern wir uns lieber daran, dass du jetzt Geburtstag hast und leeren wir unsere Becher auf das Wohl dessen, dass du während deines neuen Jahres wieder deine Muse am Schwanz festkriegst. Was denkt sie in diesem Augenblick deiner Meinung nach von dir? »Die Beichte eines Toren» war doch nicht ihr letztes Wort, denn den »Antibarbarus» glaube ich, ist sie nicht imstande zu lesen.

— Ja, ja grübelte August darauf hin, du hast gut reden. Du sagst es nur so, weil du ihn selber nicht gelesen hast.

— Lesen wir jetzt »Herr, der Vater der Kinder» nämlich der Geburtstagskinder. Rauchen wir die Friedenspfeife in der Form der ungarischen Zigaretten.

— Jetzt gab ich August die Tabaksverse. Er las sie, verzog den Mund etwas und freute sich über den erhaltenen Tabak.

— Leeren wir jetzt auch die Becher!

— Und so setzten wir uns an den Geburtstagstische. Und ich gab August die anderen Verse. Er las auch sie, aber fand sie »etwas kindisch».

— Ja, ich habe auch niemals danach gestrebt, ein Dichter zu sein als nur so unter uns.

Und als dieses grosse Geburtstagskind die Fausthandschuhe bemerkte und hörte, Divina Paillard hätte sie für seine kranken Hände selber gestrickt, wurde er offensichtlich immer mehr gerührt.

Ja er, der schroffe und barsche »Frauenhasser» bekam einen feuchten Glanz in seine hellen Augen, stand auf und küsste höflich Divinas beide Hände, die die Fausthandschuhe gestrickt hatten, wobei er leise die folgenden für uns erinnerungsreichen Worte aussprach:

— Madame, sie sind die beste Frau, die ich je gesehen habe!

In den mit Mühe zurückgehaltenen Tränen sah ich das schöne Bild zu seiner berühmten Replik, die der »Vater», in dem gleichnamigen Drama äussert:

— »Ja, ich weine. Und warum sollte ich nicht auch weinen?

— Hat nicht auch der Mann Augen?

— Hat nicht auch er einen Körper, Sinne, Gefühle und Leidenschaften?

— Geniesst auch er nicht dieselbe Nahrung und wird auch er nicht von den selben Waffen verwundet wie auch die Frau?

— Ihr stecht uns, wir verbluten; ihr liebkost uns, wir geniessen; ihr vergiftet uns und wir sterben.

— Warum sollte auch der Mann nicht weinen? Warum sollte es den Wert des Mannes erniedrigen, dass er weinen kann?

Worauf Laura erwidert:

— Weine also, mein Kind, wie früher.»

(Die Übersetzung ist aus der französischen Ausgabe, die mir August gegeben hatte).

Diese schöne Replik, in der die Frau zum Manne sagt: »Weine, mein Kind!» ist sicher das Schönste, was ich jemals gehört habe. Und das kann nicht eine Schöpfung der Einbildung des Dichters sein, sondern August hat sie sicherlich in seiner Erinnerung aus der Wirklichkeit geschöpft. Ich sehe dabei das grosse Herz der Siri v. Essen, die wohl sogar recht oft bemerkt hat, August sei ein grosses Kind.

Auch ich habe, — wenn wir die Vergleiche beiseite lassen — nicht nur in August Strindberg, sondern in mancher anderen Berühmtheit — das grosse Kind gefühlt. Und ist es nicht so, dass auch der berühmteste Mann doch das Kind einer Frau ist? Fragen sie die grosszügige Laetitia Bonaparte — ihr war Napoleon immer mehr Kind als Kaiser. Deswegen ist es auch richtig und billig, dass die Frau ihr Kind versteht, keinem einzigen Mann ist es aber bisher gelungen, die Frau völlig zu durchschauen, die Frau, die vielleicht der wirkliche Mensch ist?

Vielleicht war die Menschheit in ihrer matriarchalischen Kindheit der Wahrheit näher als jetzt, da die »Herren der Schöpfung» sich zu Spezialbildern des alten Adams aufgeblasen haben? Ich sagte, vielleicht ist die Frau der richtige Mensch — in Strindbergs Sprache (der schwedischen) ist Mensch femininum.

Aber im Deutschen und Französischem ist Mensch statt dessen Maskulinum. Im Bienenstock — und auch schon im Ameisenhaufen — ist die Königin die einzige Biene oder Ameise — alle anderen sind »Drohnen» oder geschlechtslose Arbeitsautomaten...

Wer weiss?

XVII.

DIE CHEMIE VERURSACHT ZWANGSVORSTELLUNGEN

IN den Worten und Äusserungen August Strindbergs trat es oft zutage, dass die Lorbeeren seiner weltberühmten Landsmänner Linné und Berzelius ihm keine Ruhe in der Nacht und keinen Frieden bei Tage liessen. Er bewunderte besonders den letztgenannten, den er ganz richtig einen »schaffenden Künstler auf seinem Wissenschaftsgebiet» fand, wogegen Linné nicht viel anderes geschaffen hat, als nur Ordnung in seiner eigenen Wissenschaft.

— Linné, so grübelte er, ordnete und bezeichnete die Pflanzen, die Gott schon fertig geschaffen hatte, mit Namen, ganz etwas anderes ist es dagegen, nach Berzelius Weise die Metalloide und Mineralien wie z.B. Selen, Torium, Cerium selbst zu schaffen oder zu entwickeln und als erster Calcium, Barium, Strontium u.a. in Metallform darzustellen, welche Elemente wie bekannt, nicht einfach »fertig» vorkommen. Dazu legte er den Grund zu der elektrochemischen Theorie schon am Anfang des 18. Jahrhunderts, als das Wissen der ganzen Welt von der Elektrizität noch in Kinderstiefeln umherstolzierte. Deswegen ist sein Chemisches Lehrbuch beinahe in alle europäischen Sprachen übersetzt worden, wogegen meine Werke höchstens auf Deutsch oder Französisch erscheinen, wenn ich Glück habe.

— Was für ein Wunder ist es denn, erwiderte ich ihm, Linné sowie auch Berzelius widmeten ihr ganzes Leben, ihre ganze Kraft und den ganzen Scharfsinn ihrer eigenen Wissenschaft. Deswegen finde ich, es ist ein vergeblicher Versuch auf ihren Gebieten Ausgrabungen zu machen. Überlassen wir das Ausgraben der Pflanzennerven, von dem du so oft

gesprochen hast, den Botanikern und anderen, die ihr ganzes Leben mit dem Mikroskop im Gehirn und dem Vergrösserungsglas in der Tasche dem Linné auf Schritt und Tritt folgen. Eine immer weitergehende Spezialisierung scheint die Losung der Zeit zu werden. Wir leben nicht mehr zu Leonardos Zeiten, da ein einziger Mensch alle Zweige des menschlichen Wissens beherrschen konnte. Lass die Fachmänner nach den Pflanzennerven herumwühlen.

— »Manchmal findet eine blinde Henne auch ein Korn». Manchmal stösst der Löffel eines Blindes auf ein Fleischstück. Was für ein Fachmann war denn der Erfinder des Schiesspulvers? Ein ungebildeter Franziskanermönch, dem der Zufall hold war. Wahrlich hat die Welt ebenso oft den Laien für ihren Fortschritt zu danken, wie den Leuten, die Fachmänner spielen. Glaubst du, der Mönch wusste mehr von Chemie als ich? Er ist weltberühmt geworden, was er einem blossen Zufall zu verdanken hat. Warum sollte ich meine Gaben unter den Scheffel stellen?

— Grabe nicht, wenn dir schon das Versuchen Spass macht. Aber soviel ich verstehe, ist heutzutage gerade die Chemie einer so heftigen Entwicklung unterworfen, dass, wenn man alles mitverfolgen wollte, was man schon auf dem Gebiet gemacht hat und jeden Tag macht, man viel mehr Zeit dafür opfern müsste, als wir haben.

— Du sprichst, wie du es nicht besser verstehst. Jedem steht es frei, mitzuwirken. Oft fehlt mir ein Punkt auf einem i; und wenn ich schon A gesagt habe, so muss ich auch B sagen. Das ist für mich eine Ehrenfrage! Die ganze Welt weiss, dass ich gesagt habe, im Schwefel befinde sich Kohle.

— Aber August, bist du doch auch sicher, dass der von dir gebrauchte Schwefel chemisch rein war, s.g. reiner Schwefel? Wenn man diesen in Gas verwandelt, so bleibt meines Wissens gar nichts übrig — wo findest du dann also Kohle?

— Im Bodensatz!

— So! In diesem Falle hast du sicher ein unreines Schwefelprodukt gehabt, das man leicht in den Geschäften erhält. Dazu bedarf es nicht viel Schmutzes, bevor die

Verbrennungsprodukte in der chemischen Analyse bemerkt werden!

Strindberg erbot sich, in meinem Atelier sein Experiment mit dem Schwefel zu erneuern, den ich selbst anschaffen sollte, damit seine chemische Reinheit dann garantiert wäre.

Ich befürchtete nämlich, dass er bei seinen Experimenten solchen Schwefel gebrauchte, den er von den billigsten Monopolzündhölzern des französischen Reiches abgekratzt hatte. In diesem Falle wäre es gar kein Wunder, wenn sich ein bischen Phosphor und Holz mit dem Schwefel vermischt hätten, wobei bei der Erwärmung des Materials zwangsweise Kohle entstanden wäre. Ich hatte aber nicht den Mut, meine Befürchtung ihm gegenüber auszusprechen, denn es wäre ein zu schlechter Stich in seinen wunden Fleck, in seine damalige Armut gewesen.

Am festgesetzten Tage kam August mit seinen Siebensachen, Tiegel, Zangen, mit allem. Ich hatte reinen Schwefel von dem in der Nähe liegenden, chemischen Laboratorium des Pasteurinstituts herbeigeschaft. Wir fachten in unserem Kamin ein richtiges Höllenfeuer an, was nach meiner Ansicht unnütz war, denn der Schwefel schmilzt schon bei 114 Grad Wärme.

Aber August meinte, es sei nicht heiss genug.

— Er soll nicht nur schmelzen, sondern verbrennen.

Und so stellte er endlich seinen Tiegel, in dem Schwefel lag, auf das Steinkohlenfeuer. Blaue, dann orangefarbige Gase fingen an, aus dem Tiegel emporzusteigen, und die darin befindliche Menge hatte sich schon in einen dicken, fliessenden Stoff verwandelt, als August sein Blasrohr unter den Tiegel setzen sollte. Aber da kippte er sein ganzes Gekoch um. Der Inhalt des Tiegels flammte auf und entwickelte mehr Qualm und Gas als der Schornstein des Kamines schlucken konnte.

Es blieb nichts übrig, als in aller Eile die Vogelkäfige mit sich zu reissen und auf den Hof zu fliehen und die Verwandlung des Schwefels in Kohle dem Kamin nach seinen besten Kräften zu überlassen. Obwohl wir die Fenster aufschoben, dauerte es lange, bevor der Geruch der »Schwefel-

blume», der nahe daran war, den Kanarienvögeln das Leben zu nehmen, verschwunden war.

Das Resultat des Experimentes war gleich Null, und es wurde nicht mehr erneuert! Und so war es auch besser, denn Strindbergs Hände waren auch sonst schon schmerzhaft, rötlich und voll von kleinen Geschwüren und eiternden Wunden. Er hätte bei seinen chemischen Experimenten lederne oder Gummihandschuhe anwenden müssen.

Wer könnte nicht Mitleid mit ihm haben seines erschütternden Schicksals wegen! War nicht die »Fliege» seiner ganzen Chemie, wenn man alles in Betracht zieht, zuletzt nur der Reifen in seinem titanischen Kampfe gegen die schleichende Krankheit oder das Umhertappen eines Ertrinkenden, der nach dem rettenden Strohhalm greift? Unser Herr hat viele geduldige Patienten gehabt, aber wenige haben so tapfer, das Messer an der Kehle, gesungen wie August Strindberg.

Wie erschütternd spricht er doch von seinem Schicksal in der Tragödie seines eigenen Lebens, in dem »Vater»:

»Ich bin ein Kind, dessen Geburt meine Eltern nicht gewünscht hatten... Meine Mutter war nahe daran, mich vor meiner Geburt zu erwürgen, um ihre Geburtswehen zu vermindern; meine Amme goss mir ihren Frauensaft in die Adern, meine Schwester zwang mich unter ihren Willen, und die erste Frau, die ich kannte, gab mir als Lohn für die Herzensliebe — eine Krankheit von 10 Jahren!»

Ein fürchterlicher Tauschhandel. Allerdings kein Wunder, wenn man ein »Frauenhasser» wird. Es war also kein blosser Zufall, dass Strindbergs Chemie sich zu der Zeit gerade auf die Stoffe konzentrierte, die die damalige medizinische Wissenschaft als Heilmittel seiner Krankheit gebrauchte! Vielleicht waren seine Experimente gar nicht nur ein Streben nach Ehre und Ruf, sondern ein mehr oder weniger bewusster Kampf gegen die Krankheit und das instinktartige Trachten nach der Wiedergewinnung der verlorenen Gesundheit.

Es sei dem wie ihm wolle, in den von Strindberg geschriebenen Worten ist kein bischen Übertreibung, wenn er sagt:

»Meine Hände sind schwarz geworden und bluten, schwarz wie die Not, verblutend wie mein Herz!»

Aber er ergab sich noch nicht! So unerbittlich wie es einer besseren Sache wert gewesen wäre, forderte er, zuzugeben, dass er die dreifache Natur des Schwefels entdeckt hätte und träumte jetzt, er könne beweisen, dass ausser Kohle die beiden anderen Bestandteile des Schwefels Wasserstoff und Sauerstoff seien.

Dann könnte er sich über seinen Sieg freuen, wenn er diese grosse Frage gelöst und die Unsterblichkeit gewonnen hätte, dadurch, dass er die herrschende Chemie widerlegte.

— Warum willst du so was widerlegen, was Berzelius gebaut hat?

— Die Zeit vergeht. Und meine Zeit ist nicht mehr lang!

Als er immer häufiger von Todesgedanken und vom Lebensüberdruss sprach, meinten wir, er müsse in ein Erholungsheim geführt werden. Strindberg selber hatte nichts dagegen, denn er brauchte wirklich Ruhe. Aber er fürchtete sich, er könne von dort in ein Armenhaus geraten und damit gezwungen werden, dem Tabak zu entsagen. Aber mit der Zeit kommt immer Rat — die finanzielle Seite könnte man in der einen oder anderen Weise ordnen. Bei uns versuchte Divina nach besten Kräften und mit der Andacht und Opferwilligkeit einer wahrhaftigen Katholikin, August als einen älteren Bruder im Herren zu pflegen, aber sie hatte solche Furcht vor seinen Händen, die jetzt auch zu schwellen anfingen.

Divina kannte eine alte Diakonissin, die Leiterin einer Abteilung im Hospital St. Louis war, und diese brachte es zuwege, dass Strindberg dort gepflegt werden konnte, sonst aber seine ganze Freiheit behalten durfte. Er konnte in seinem Zimmer rauchen, ausgehen, wenn er Lust hatte, uns besuchen, ins Laboratorium der Sorbonne, in die Bücherei gehen u.s.w.

Dorthin zog Strindberg um, aber auch dort fand er natürlich einen Chemiker und Pillendreher, mit dem er seine chemischen Verrücktheiten fortsetzen konnte. Sein Entzücken war gross, als er anfangen durfte, in dem Laboratorium des Pillendrehers zu arbeiten. Jetzt beabsichtigte er nicht mehr, sich damit zu begnügen auf analytischem Wege zu beweisen,

dass Wasserstoff und Sauerstoff die Bestandteile des Schwefels wären, sondern drohte, wenn ich mich nicht falsch erinnere, den Sauerstoff in Ozon und in irgend einen anderen Stoff, den man Antozon nannte, aufzulösen.

Aber darüber habe ich keine Aufzeichnungen gemacht.

Die Nachricht, August Strindberg liege »hoffnungslos krank und hilflos in einem Pariser Krankenhaus» hatte sich verbreitet, und hatte einige Kräfte aus dem Kreise der Seine-Stadt-Skandinavier auf die Beine gebracht. Wie immer, war das Gerücht stark übertrieben. Eines Abends wusste man mir sogar im Café de Versailles zu berichten, »Strindberg wäre totkrank». Ich hatte Minna in Verdacht, die natürlich in bester Absicht diese Gerüchte verbreitet hatte. Auf ihre Anregung hin setzte man eine private Sammlung ins Werk. In Wirklichkeit ging es August in der Pflege der alten Augustiner Äbtissin von Monat zu Monat besser. Zuletzt war er so gesund und munter, dass er anfing sich aus dieser »St. Louis-Hölle» hinaus zu sehnen. Aber die Sammlung schritt langsam vorwärts, so dass er sich vorläufig ruhig verhielt. Er durfte sich ja draussen frei bewegen und fing allmählig an, seine Rolle als Reformator und Neuplaner der Chemie ganz ernst zu nehmen.

Als er die Analyse von seinem »schwarzgrauen Pulver» erhalten hatte, das reiner Schwefel sein sollte, aber das man ihm in der Analyse ausdrücklich als »besonders harten Graphit» (!) bestätigt hatte, und von dem man noch dazu angenommen hatte, es enthielte Kohle, fühlte er, dass er wieder seine frühere Würde zurückerlangt hatte, d.h. in den Augen aller derer, die nicht an seine chemischen Schwärmereien geglaubt hatten; besonders hoffte er, in den Augen seiner zweiten Frau und denen der Tante ihrer Mutter sowie denen der Grossmutter gestiegen zu sein.

Diese letzteren nannte er immer noch seine »Gegner». Schlimm war nur, dass er das für ihn seitens seiner Gegnerinnen empfundene Interesse überschätzte, wie auch seine chemischen Resultate, die sicher den alten österreichischen Frauenzimmern, gelinde gesagt, Hebräisch waren.

Die Erklärung des Geheimnisses, dass man in der Schwefelanalyse »Graphit» und »Kohle» gefunden hatte, ist ein-

fach damit erklärt, dass August, nachdem er mehrere Porzellantiegel zerbrochen hatte, anfing, kleine Graphittiegel anzuwenden, solche, die die Goldschmiede beim Schmelzen von Gold oder Silber gebrauchen. Aber die Graphittiegel hatten den Fehler, dass das Feuer sie so allmählich verkohlte.

Ich nehme an, dass hierin die Erklärung des Umstandes liegt, auf Grund dessen Graphit und Kohle bei dem Verbrennen des Schwefels zum Vorschein kamen. Es ist allerdings wahr, dass der Schwefel schon bei solcher Temperatur schmilzt und sich in Gas verwandelt, die man für einen Graphittiegel nicht für zu hoch halten kann. Aber wenn Strindberg, wie er behauptete, mehrere Experimente »200 Mal» (was wohl sicher eine dichterische Freiheit war) wiederholte, so werden die Tiegel doch für die Zwecke der chemischen Experimente unbrauchbar und geben den pulvrig gewordenen und verbrannten Graphit von sich.

Strindberg aber hatte auch den Pillendreher überzeugt — soviel dieser nicht um des lieben Hausfriedens willen zu allem ja und Amen sagte. Dies hatte zur Folge, dass seine Phantasie ungezügelt über Stock und Steine galoppierte, ohne dass die fehlende Selbstkritik sie mässigen konnte. Das Schlimmste dabei war, dass er immer von den Andersdenkenden glaubte, sie beneideten ihn um seine Lorbeeren als Wissenschaftler.

Strindberg machte schon zu der Zeit Notizen und Aufzeichnungen in seinem Tagebuch für das Buch, das später den Namen »Inferno» erhielt.

Ich hatte mit eigenen Augen diese Konzepte gesehen, obgleich ich sie nicht gelesen habe, wobei mir auffiel, dass man viel korrigiert, ganze Stücke ausgestrichen und andere stellenweise endlos umgeändert hatte. In seinem definitiven »Inferno» hatte er doch eine sehr charakteristische Stelle bewahrt, die er eher nach reiflicherem Überlegen hätte fortnehmen sollen:

»Mein eigenes Ich strotzt von berechtigtem Stolz; ich will aus dem Krankenhaus wegkommen, um laut auf der Strasse zu jubeln...»

»Der Apotheker, dem ich das Resultat der Analyse mitteilte, schlägt vor, wir sollten eine Kommission zusammen-

rufen, der ich das Resultat in der Frage zusammen mit dem Experiment öffentlich, vor allen sichtbar, demonstrieren könnte . . .»

»Der Apotheker» war ein gewöhnlicher Pharmazeut, der das Provisorexamen nicht abgelegt hatte; dazu war er ein Esel, der nicht verstand, wie die Sache eigentlich lag. Er stand immer tölpelhaft da, den Mund weit offen und sah keineswegs so aus, als ob er »bei der Erfindung des Schiesspulvers dabeigewesen wäre.» Zum Glück erwachte in Strindberg das Selbstbewusstsein und seine angeborene Scheuheit vor solchem Vorschlag, und er wagte es nicht, vor einer »öffentlichen Versammlung» aufzutreten.

Das wurde seine Rettung — oder vielleicht hätte ein öffentliches Misslingen auf offener Bühne die gesunde Wirkung gehabt, dass er schon damals die Nutzlosigkeit dieser Bemühen eingesehen hätte. Dazu reizte sein angeborenes Rassen-Erbgut, die Neigung zum Widerspruch, die Tatsache dass seine entlaufene Frau — die später wirklich in ihr Heim in Österreich zurückkehrte — ihn mit Briefen bombardierte, in denen August Schelte für seine Chemie bekam, »mit der er doch niemals seine Frau und sein Kind ernähren könnte.»

August zeigte mir einmal einen solchen »Schimpfbrief» als Beweis dafür, wie seiner Frau jegliches Verständnis für die wirkliche Berufung ihres Mannes abging. Darin hatte sie wirklich nicht mit Worten gespart, aber natürlich glaubte, Strindberg seine Frau beneide ihn »um seinen erreichten Erfolg» (!). Es gelang ihm nämlich, von Zeit zu Zeit in »L'Initiation» und anderen dergleichen Zeitungen kleine Prahlereien und Lobpreisungen auf seine Theorien herauszugeben, aber an einer Stelle hatte die Frau recht: »kostenloses Spaltenfüllen der Pariser Zeitungen ernährt nicht!» Und es war auch wahr, dass Strindberg für seine, den französischen Zeitungen übermittelten Mitteilungen nicht einen Heller bekam, weswegen ihm dann und wann Tabaks- und Briefmarkengeld fehlte.

Aber wenn die Not am grössten ist, ist auch die Hilfe am nächsten. So war es auch jetzt. Die Bemühungen von Minna und einer anderen Dame hatten Erfolg.

Die Aufforderung zur Veranstaltung einer privaten Sammlung in den Kreisen der Skandinavier hatten wohl einflussreiche Personen wie Jonas Lie, Walter Runeberg, Janson-Spada, Allan Österling und Nils Forsberg unterschrieben. Und umgehende Sammellisten hatten einen erfreulichen Ertrag gebracht.

Allen anderen einen erfreulichen, ausser allerdings Strindberg.

Erstens kränkte die Sache seinen empfindlichen Ehrgeiz ungeheuer. Er scherzte in seiner bitteren Art, dass die Nordländer nie einen Groschen ausgaben ausser wenn es sich um eine Bestattungshilfe handelte, nachdem man ihn so weit gebracht hatte, dass man ihn lebendig beerdigte.» So gross war die Freude darüber, dass man ihn endlich loswürde.» (!) Er zürnte auch den Frauen und keineswegs weniger der »sündigen» Minna, die diese schwärmerische Bettelgeschichte in Gang gesetzt hatte u.s.w. Er beruhigte sich aber doch und nahm die kleine Brotkruste von Fortuna entgegen.

Jetzt konnte er die Miete für seine Wohnung bezahlen und verschiedene Sachen, die als Pfand für die Miete gegeben waren, zurückbekommen. Ausserdem konnte er das Erholungsheim St. Louis bezahlen, und doch blieb ihm noch so viel übrig, dass er sich — ein kleines Mikroskop anschaffen konnte, denn jetzt fing er unter anderem an, die Pflanzennerven blosszulegen sowie vom Nussbaum die Keime oder Samenknospen oder was es auch war zu studieren. —

Ich vergesse nie, wie derselbe Strindberg, den ich seinen letzten Groschen den geheimnisvollen Berufsbettlern an den Brückenköpfen oder auf den Kirchentreppen verteilen gesehen hatte, eines Tages in mein Atelier angestiefelt kam, das Gesicht so ernst wie bei einem Abc-Buchhahne, einige grosse Banknoten in der Hand, wobei er sagte, er wolle für alle Speisen, die er bei uns gegessen hatte, bevor er ins St-Louis gegangen war, bezahlen.

Jetzt kränkte er mich tief — das erste Mal. Ich wunderte mich, ob es Hochmut der Unterklasse war, oder ob man es seiner Sonderbarkeit zur Last legen sollte. Ich beherrschte mich doch und fragte scherzhaft:

— Willst du jetzt deine Bekanntschaft aufgeben, da du zum Krösus geworden bist? Du willst mich doch nicht zu einem Hotellwirt erniedrigen!

— Natürlich nicht, aber ich bin auch kein Bettler. Es ist wahr, dass ich arm bin, aber auch ein Armer hat seinen Stolz!

— Nun, wenn du stolz bist, so bin ich auch ebenso stolz. Aber, sagte ich ihm jetzt auf schwedisch, wenn du deine Dankbarkeit zeigen willst, so kannst du ja einmal Divina Paillard, die unsere Speisen angerichtet hat, Blumen bringen.

Dieser Vorschlag gefiel August — er würde es sicher tun. Und so kam er eines Tages, im Wagen alle Frühlingsblumen angefahren direkt auf den Hof vor das Atelier.

Der Frühling verging und der Sommer kam mit seiner Wärme und brachte August bessere Gesundheit. Diesen Sommer war er immer öfter bei uns, denn er fing etwas an, in meinem Atelier zu malen. Auf diese Zeit weist er in dem IV. Kapitel des »Inferno» hin:

»Das wiedererlangte Paradies. Den Sommer und Herbst 1895 halte ich trotz allem für die glücklichste Erholungszeit meines unruhigen Lebens.

»Was ich anfange, gelingt mir.. unbekannte Menschen bringen mir Speise, wie einst die Raben dem Elias...»

Strindberg war ein ganz gemütlicher Tischnachbar bei unseren einfachen Mahlzeiten, da er enthaltsam im Essen und Trinken war. Divina pflegte zu sagen: »Wenn es für zwei reicht, so reicht es auch für drei.» Man brauche nur einen Teller auf den Tisch zu setzen und mehr Brot zu essen. Und dies letztere war auch kein Opfer, denn in Paris bekommt man, wie bekannt, das beste Weissbrot der Welt. Strindberg selber hat oft im Quartier Latin die armen französischen Studenten ausserhalb irgend eines besseren Restaurant gesehen, wie sie beim herrlichen Zwiebelbeefsteakgeruch ihr Weissbrot verzehrten — mit dem Beefsteakgeruch als Zukost!

Wir erwähnten, dass Strindberg sich ein kleines Mikroskop angeschafft hatte. Ich erwartete zuerst von diesem Apparat sehr viel, in der Hoffnung, er könnte Strindberg von den verfluchten Schwefelschwärmereien abbringen und ihn

langsam in Linnés Schoss gleiten lassen, um die viel gesünderen »Pflanzennerven» auszugraben und zu erforschen.

Wer aber kann sich meine Erstaunen vorstellen, als Strindberg eines Tages zu reden anfing:

— Hör mal, Asp, obwohl dein Vater ein Anathomie Professor ist, muss ich dir doch sagen, dass die Medizin purer Schwindel ist. »Mikroben» gibt es nicht, die Ärzte wollen mit denen nur die Menschen ängstigen. Zum Teufel mit allen systematischen Mördern, und was können die Chirurgen anders sein als Verkünder des überlegten Mordes?

— Mir kannst du dies alles sagen, aber sage es nicht den anderen. Mir gegenüber stimmt der Satz: »Alles verstehen, heisst alles verzeihen». Aber jemand anderem könnte es einfallen zu fragen, auf Grund welcher Experimente und Beobachtungen kannst du, der du in der Nähe von uns, und Nachbar des in derselben Strasse befindlichen Pasteurinstitutes bist, die Bakteriologie verneinen.

Wie hässliche Worte er über Pasteur, sein Rabiesforschungsinstitut und die »Tollwut» der Hunde aussprach, soll ewig in Vergessenheit versinken. Aber an einer Stelle hatte August recht: es war wirkich fürchterlich und jämmerlich, immer unaufhörlich das Heulen und die Klagelieder der als Versuchskaninchen gefangenen Hunde zu hören.

— Man kann auch schon von Wenigem verrückt werden, wenn man es nicht schon von früher her ist, wie Pasteur, meinte August böse.

XIX.

URANIA UND ELEKTRA

BEVOR wir beginnen, die Angst des allesprüfenden Meisters vor der Elektrizität zu untersuchen, müssen wir wenigstens vorübergehend seine astronomischen Schwärmereien und elektrodynamischen Phantasien erwähnen.

August Strindberg war wegen seines alle Wissenschaften und Künste umfassenden Genies, eigentlich ein Schatten des in der späteren Zeit spukenden Renaissance-Menschen und wäre er im Mittelalter geboren, würde er vielleicht dem Leonardo da Vinci ähnlich gewesen sein.

Zu der Zeit des Leonardo ging es noch an, dass man sieben Eisen im Feuer und sieben verschiedene Interessen auf einmal hatte. Damals konnte man zugleich Künstler und Wissenschaftler sein, denn wenigstens die Wissenschaften lagen noch in der Wiege.

Anders ist es aber jetzt, da die Wissenschaften Fortschritte gemacht und sich in dem Masse spezialisiert haben, dass ein Menschenleben oft genug nicht zu mehr reicht als nur zur Erforschung von einem oder höchstens zwei nahe verwandten Wissenschaftszweigen. Aber Bruder August schluckte das ganze herrschende, astronomische System in einem Bissen in dulci jubilo hinunter!

Wenn wir nun heute die älteste Wissenschaft, die Astronomie, betrachten, müssen wir demütig zugeben, dass sie immer noch genug an Rätseln und Fragen enthält, obwohl in ihrem Dienste ganze Armeen von Wissenschaftlern stehen, ohne die Apparate und Einrichtungen zu erwähnen, von denen man früher kaum zu träumen wagte.

Wenn man sich alles dies vergegenwärtigt, kann man verstehen, dass ich mit ziemlich gemischten Gefühlen den Laienansichten unseres guten August gegenüberstand.

Er glaubte, auf seine veralteten Begriffe und die knappen Kenntnisse des Meyerschen Konversationslexikons gestützt, das astronomische System angreifen und gänzlich umstürzen zu können.

Ich konnte mich nicht beherrschen, ihm mehrere Male direkt zu sagen, dass, falls seine astronomischen Schwärmereien nicht der Ausdruck dess für seine Rasse so charakteristischen Widerstandsgeistes waren, so war die Ursache nur ein ungesundes Bedürfnis um jeden Preis Aufmerksamkeit zu erwecken.

Über diese Fragen diskutierten wir scharf, indem wir in der Nachtzeit unter dem Sternenhimmel spazieren gingen. Aus einer Diskussion kann manchmal direkter Streit und Gezänk entstehen — in aller Freundschaft natürlich. Einmal sagte er bei einer solchen Gelegenheit:

— Sieh dir nur das Himmelszelt an. Alle diese kleinen Irrlichte, die du dort oben siehst, sind keine Sterne.

— Was? Was sind sie denn?

— Eine Gauklerei, es sind nur im Himmelszelt befindliche Löcher.

— So-oo! Du glaubst also an Sternregen! Jedesmal wenn ein Stern vom Himmel herunterfällt, entsteht an dessen Stelle ein Loch?

— Nein, hör mal; als unser Herr tausende und aber tausende von Jahren zu seinem Spass längs des Himmelszeltes wanderte, hatte er mit seinem Wanderstab tausende und aber tausende Löcher gemacht und durch die Löcher leuchtet jetzt die wirkliche Himmelsherrlichkeit hindurch.

— Deine Erklärung ist wohl schön, aber eher in den Kindermärchen von Zacharias Topelius am Platz als in einem astronomischen Gespräch.

— Hier brauchen wir keinen Topelius — ich kann selber ein Topelius sein, wenn ich es will. Aber da wir gerade von den Kindern sprechen, verstehen wir selber durchaus nichts von der höheren Astronomie, bevor wir nicht selber wieder den Kindern gleich werden.

Und er philosophierte weiter:

— Die Linse unseres menschlichen Auges ist so unvollkommen, dass wir nicht genau bis ans Ende der unendlichen

Weite sehen können. Dasselbe ist der Fall mit der Linse eines photographischen Apparates und des Teleskopes. Deswegen haben wir keine Ahnung, wie es draussen in der Welt wirklich aussieht.

Er glaubte, der Sache dadurch abhelfen zu können, dass er das Licht des Himmelskörper direkt auf die photographische Platte fallen liesse durch grössere und kleinere Löcher, aber ohne ein Objektiv zu benutzen. Diese Methode der »Himmelsphotographie» hatte er schon, bevor wir bekannt wurden, der Pariser Astronomischen Gesellschaft zugesandt, wo sie natürlich in die Gruppe der Besonderheiten kam. Dazu deckte er den ganzen astronomischen Unsinn auf in einem in aller Eile zusammengepfuschten Schreiben, das er in dem Organ der Spiritisten »L'Initiation» veröffentlichte. Als der alte Tisserand, der Direktor des Pariser Observatoriums nach ein paar Tagen eines gewöhnlichen Todes starb, war der streitmächtige Titane über seinen Pyrrhussieg stolz und überzeugt davon, dass »die Mächte» dieses Mal auf seiner Seite waren.

Den 3. Januar 1895 ging er siegesfroh zu Camille Flammarion, der ihn höflich zum Mittag gebeten hatte. Zwischen dem Braten und dem Dessert berichtete unser August dem alten Flammarion, der wie vom Baum gefallen dasass und zuhörte, seine Auffassungen:

Die Erde ist nicht in der Art rund wie eine sich um ihre kleine Achse drehende Elipse, sondern die Erde hat eine Reifenform!

Er stützte seine Behauptung darauf, dass Nordenskjöld d. J. geglaubt hatte, den Saturnus Ring der Erde gefunden zu haben; aber warum konnte die Erde nicht selber dieser Ring sein. Über diese Strindbergsche Erdring-Hypothese scherzte sein Freund Herman Bang in dänischen Kreisen in folgender Weise: »Die Erde ist ein Verlobungs- sowie ein Beerdigungsring; erst verlobt man sich darin und dann wird man vom Leben in die Ehe beerdigt! »Dass gefiel August gar nicht. August wusste weiter zu erzählen, die Sterne seien nur eine optische Täuschung, da unsere Augen nicht so gebaut wären, dass man damit so weit sehen könnte. Die Kometen seien Irrlichte, auf irgend eine Weise konzentriertes Sonnenlacht weswegen

sie immer ihren Schwanz von ihrer Entstehungsquelle abkehrten und der Mond sei nur eine blank polierte Quarzscheibe, die die verschiedene Kontinenten der Erde widerspiegelte. Ja der Mond brauchte auch nicht rund zu sein, aber er scheint uns nur so, weil unser Auge rund ist u. s. w.

War es ein Wunder, wenn Camille Flammarion nachdenklich wurde, stumm wie ein Fisch dasass, wobei unser Himmelsvandale aus seinem höflichen Schweigen den falschen Schlusssatz zog: »das Schweigen sei das Zeichen der Zustimmung.»

Von diesem erinnerungswürdigen Strindberg-Flammarion Mittag hat August selber dem Grafen Birger Mörne geschrieben:

»Gestern war ich bei Camille Flammarion zu Mittag und da fiel ich über den Sternenhimmel her mit unbestreitbarem Erfolg . . .»

In demselben Eifer des Widerspruchs fiel dieser zu spät geborene Titane über die Elektrizität her.

Hat nicht Galvani den ganzen Galvanismus erfunden, indem er die zuckenden Froschschenkel beobachtete, auf die ein schwacher elektrischer Strom einwirkte? Warum konnte denn August Strindberg nicht die dynamische Elektrizität bloss aus der Luft greifen, indem er zwei aus Kupferdracht gefertigte Antennen zwischen den Bäumen im Nadelwald aufstellte, z.B. in dem auf der Unterseite von der Schneegrenze des Mont-Blanc-Berges wachsenden Pinus montana Walde. Diesen Berg hatte August gerade zu diesem Zweck ganz genau erforscht, da er früher mehrmals in Genf geweilt hatte. Der Titane hatte die Absicht, mit den Kupferdrähten alle um den Bergriesen herumrasenden elektrischen und magnetischen Stürme und Ungewitter einzufangen, zu fesseln und zu zähmen, um diesen kostenlosen, elektrischen Strom nach Genf zur Beleuchtung zu senden und um die ganze Welt in Erstaunen zu versetzen.

Als ich wieder meine Zweifel darüber ausdrückte, wie die Stämme und Wurzeln der Fichten als Erdleitungen wirken konnten, erinnere ich mich, wie August mich zurechtwies:

— Du bist ein für allemal ein eben solcher Zweifler und in Vorurteilen befangen wie die empirischen Wissenschaftler.

Ich erinnere mich auch, wie August die Nadelbäume für recht gute elektrische Leiter erklärte (die Steineiche überragt in dieser Hinsicht alle andere Baumarten), wofür er als Beweis folgendes vorbrachte: wenn eine Tanne und eine Birke nebeneinander wachsen, so trifft der Blitz, — wie es auch seine Pflicht ist — die Tanne, aber nicht die Birke.

Also können die Nadelbäume den elektrischen Strom erzeugen, wenn man deren Borke bei dem Gewitter gegeneinander reibt. Aber wie man diesen elektrischen Strom in seine Kupferdrähte leitete — war und blieb das eigene Geheimnis des Titanen. Wenn August reizbarer und elektrischer Laune war, hielt er es für die grösste Gefahr, seine grossen Erfindungen den »Spiessbürgern» anzuvertrauen. Die letztgenannten waren vor allem die wirklichen Forscher, aber er war dem Dilettanten gegenüber, ohne sich natürlich selbst zu diesen zu rechnen, nicht verträglicher.

Als ich ihn z.B. ganz unschuldig fragte, ob es nicht einfacher sei, seine Aufmerksamkeit auf die elektro-dynamische Kraft zu richten, die die Mächte selber fertig in der Gewitterwolke konzentriert haben; diese dann mit Hilfe von Blitzableitern zu fangen versuchen, dessen Erdleitungen nicht unnütz in den See oder Brunnen geführt werden sollten, sondern in unzählige dünne Drähte aufgeteilt würden, die dann in ebensoviele miteinander in Verbindung stehende Akkumulatoren geleitet werden würden, wo die Elektrizität zwecks vorkommenden Gebrauchs aufgespeichert würde, da antwortete August:

— Das ist kein Wunder, das kann jeder beliebiger Ingenieur machen.

Es interessierte ihn also nur so was, wozu die Ingenieure nicht fähig waren.

— Hast du dir jemals die drei Männer im brennenden ofen vorgestellt?

Mit diesen Worten begrüsste mich August an einem schönen Julitag, als er auf der Schwelle meines Atelier erschien. Der ganze Marmorhof, auf den die Sonne ohne Unterlass

schien, war glühend heiss, so dass man da sicher Hühnereier ausbrüten konnte.

— Hm, Männer im glühenden Ofen, was meinst du damit?

— Hast du je an sie gedacht?

— Nein, und du?

— Jawohl, hier siehst du einen von ihnen.

Und August sank auf mein Sofa, die Hitze verdammend und verfluchend.

— Aus der Tiefe schreie ich zu dir, o Herr! Kannst du deine Gedanken in dieser glühend heissen Steinwüsste beisammenhalten?

— Schwer ist es ja, bei 38 Grad C im Schatten — aber weisst du, im Weinkeller, unter diesem Fussboden sind es nur 18. Denk doch 20 Grad kühler. Dort fühlt man sich beinahe frisch.

— Gehen wir also dort hin und zapfen wir eine Tonne an!

— Das hat keinen Sinn, denn die Tonne ist leer. Aber die Flaschen sind voll; also entkorken wir die Flaschen und trinken einen frischen Willkommensbecher. Es ist schon lange her, seitdem du zuletzt hier gewesen bist.

— Ich scherze nur. Du weisst ja, dass ich Wein nicht anders trinke als beim Essen und auch dann zur Hälfte mit Wasser gemischt.

— Ja, ja. Aber du »scherzst» mit einem so ernsten Gesicht, dass man nicht richtig weiss, wann du wirklich scherzst.

— Heute ist doch ein Unglückstag, der 13. Juli. Und am 14. hat man die Bastille zerstört.

— Aha, du lebst also in der Geschichte.

— Nein. sondern die Geschichte lebt in mir. Aber Scherz beiseite. In dieser Höllenglut ist es leicht, die tieferen Ursachen der grossen Revolution, deren Gedenken man morgen feiert, zu verstehen. Ebenso erklärt sich hieraus die s.g. Julirevolution. Alles ist in dem Zustande des Zerfalles. Alles stinkt, aus den Kloaken und den Katakomben ziehen giftige Gase, die Hunde bekommen die Tollwut und das Volk baut Barrikaden. Ich erwarte ein Gewitter oder

eine fürchterliche Umwälzung; mir ist es, als ob mir geschmolzenes Blei im Kleinhirne und ein schweres Joch im Nacken wäre. Du wirst sehen, dass schliesslich ein Gewitter ausbrechen wird!

— Wie kannst du das fühlen? Man sieht ja keine einzige Wolke am Himmel!

— Warte, warte nur! Bald wird es ausbrechen. Bist du feuerversichert?

— Nein, und du?

— Nicht mal unfallversichert. Es hat keinen Sinn, denn mein ganzes Leben ist ein einziges Unglück und ein einziger Unfall. Warum durfte ich nicht an jenem Tage sterben, als ich an der Flasche mit Cyanwasserstoff roch.

— Wie roch sie denn?

— So wie die Blausäure stinkt, nach Cyanwasserstoff.

— Ich rieche lieber 4711. Aber warum Cyanwasserstoffsäure?

— Zur örtlichen Betäubung des Lebensfunkens.

— Hör mal August, gehen wir jetzt und zwar schneller als gewöhnlich in den Keller, um unseren »Lebensfunken» abzukühlen. Ich habe auch noch anderes als Weiss- und Rotwein. Wir brauen uns einen richtigen, besonders starken und kühlen Absinth, denn der ist wohl die beste Medizin für den Lebensfunken in dieser Hitze.

— Ich habe keine Kraft. Entweder zergehe ich in Flüssigkeit oder ich bekomme einen Schlaganfall.

— Was?

— Ich bin mit atmosphärischer Elektrizität geladen und der Keller...

— ... ist vielleicht mit irdischer Eletrizität geladen. Denk doch, wenn ein Erdbeben entstünde? Aber es ist kein Wunder, wenn du »zergehst», wenn du in Winterkleidern in der fürchterlichsten Julihitze umherläufst.

— Woher soll ich Sommerkleider nehmen?

— Wirf wenigstens den Ulster ab.

— Ich kann nicht.

— Warum nicht?

— Erstens ist ein Loch in meiner Hose. Zweitens schützen die Kleider ebensogut vor der Hitze wie der Kälte. Je

heisser es in der Sahara ist, desto mehr Kleider ziehen sich die Beduinen an. Unter den vielen Talaren und Kutten sind sie wie im Schatten. Nur die Hände und das Gesicht sind der glühend heissen Luft ausgesetzt.

August nahm einen kleinen Hornkamm aus seiner Tasche und kämmte damit seine »fürchterliche Löwenmähne».

Sie knisterte und sprühte Funken wie der Rücken einer Katze, die man im Scheine des Nordlichtes streichelt. Er war wirklich der elektrischste Mensch, den ich gesehen habe.

— Ein Mal hatte ich schon von weitem ein dumpfes Grollen gehört, aber in einer Grosstadt hört man allerlei Laute. Vielleicht probiert man auf dem Mont-Valerien die Kanonen, die morgen am Nationalfeiertag die Salutschüsse abgeben sollen.

— Von dir gehen Funken aus, August, wie von einer Leydener Flasche. Woher hast du so viel Elektrizität in dir?

— Aus der Luft, vielleicht von der Sonne. Aber der Mensch ist nicht der einzige lebendige Akkumulator. Hast du soviel von einem Fischer in dir, dass du weisst, die Aale beissen am besten bei einem Gewitter?

— Nein, ich habe sehr wenig in den Küstengegenden gelebt. Und habe wohl dein »Schärenleben» gelesen, aber da spricht man nichts von den Aalen. Aber was sagst du zu ein paar Butterbroten mit geräuchertem Aale? Jetzt scheint es mir auch, als ob ein Gewitter in der Luft liege.

— Lass die Butterbrote so lange sein, bis Divina nach Hause kommt, erwiderte August. Aber da gerade die Rede vom Aale war, so weisst du, dass der Zitteraal, Gymnotus elektricus, der in dem Amazonas und Orinocostrom lebt, richtige elektrische Batterien vom Kopfe bis zum Schwanze hat, ganz wie ich.

— Ja wirklich, du hast sicher irgend welche Batterien im Kopfe, weil dein Haar solche Funken von sich geben kann.

— Ganz sicher, nimm dich also in acht, Finnteufel. Dazu habe ich einen fürchterlich schlecht gelaunten Bandwurm, der ebenso elektrisch wie der erwähnte Zitteraal ist. Als ich einmal meinen Ulster auf die Schulter meines schönen Heinrichs legte, als ihn fror, fing er gleich an wie ein Zitteraal zu zittern und zu beben. Wie könnte man es

sonst erklären, als dass mein elektrisches, oder wenn du so willst, mein organischmagnetisches Nervenfluidum, das sich in meinem Kleidungsstück konzentriert hatte, ihn mit seiner gegensätzlichen Polarität unterdrückte?

Indem wir so über die Dinge hin und her sprachen, hatte sich der Himmel allmählich bezogen, und in meinem Atelier wurde es beinahe ganz dunkel mitten am lichten Tage.

— Da nähert sich das von dir erwartete Gewitter, August, es wäre wirklich schön und gut, wenn es sich nur ordentlich entladen würde, damit man wieder richtig atmen kann.

— Sei ruhig, es wird schon ein Gewitter geben, und noch dazu kein kleines.

Und so war es auch, denn jetzt hatte ich wieder ein fernes Grollen gehört, das nicht der gewöhnliche Lärm und Gepolter der Grosstadt war.

Jetzt war es an der Zeit, sich in den Keller zu begeben, denn ich sah voraus, dass sonst nichts Gutes folgen würde, da ich bemerkte, dass August immer unruhiger wurde.

— Gehen wir also in den Keller!

— Hast du Angst vor dem Gewitter?

Augusts Stimme war unsicher.

— Ja ganz fürchterlich, mehr als vor dem Tod.

Ich bemerkte, dass es Strindberg wohl tat, einen Unglückskameraden gefunden zu haben. Und jetzt bekannte er auch offen, er hätte Angst vor dem Gewitter, obwohl er »vor dem Tode keine Angst hätte».

— Ich zog die Hoftür zu, zündete eine kleine Hängelampe an, die man im Keller gebrauchte, wenn der Weinhändler den teueren Inhalt der Tonne in Flaschen abfüllte.

Wir begaben uns unter die Erde, in die Unterwelt. Wir hingen die Lampe an den an der Decke befindlichen Haken. Zwei Schemel wurden in Stühle und die Tonne in einen Tisch verwandelt.

— Hier ist es ja recht gemütlich, meinte Strindberg zufrieden. Und wie herrlich kühl es hier ist!

— Ja, hier können wir in aller Ruhe sitzen, antwortete ich darauf, denn, wenn der Blitz hier hinein guckt, so hauen wir ihm gleich mit einer Weinflasche auf die Schnauze, so dass er gleich verlöscht!

Wir bereiteten uns selbst Absinthgläser, ohne den Zucker zu schonen und liessen das Wasser eine Weile fliessen, um es recht kalt zu bekommen. Und so hatten wir ein bequemes Plauderstündchen vor uns in ganz ausstehbarer Wärme. Die Zeit verging. Der Donner grollte immer stärker. Und der Rauch unserer Zigaretten sammelte sich über unseren Häuptern, wie die Wolken über Paris.

Divina Paillard, die eilig nach Hause gekommen war, wunderte sich sehr, uns im Keller zu treffen. In Frankreich hält man jemand, der im Keller zecht, für einen schlechten Menschen. Da ich wusste, dass sie nach Katholikenart die Stimme des Herrn fürchtete, beruhigte ich sie, indem ich ihr erklärte, wir seien vor der Hitze weggelaufen und fürchteten uns gar nicht vor dem Gewitter, denn in einer Grosstadt, wo es viele tausende Blitzableiter gibt, sowohl auf dem Eiffelturm wie auch auf den hunderten Kirchen und öffentlichen Gebäuden, wäre es kindisch, das Gewitter zu fürchten.

Divina vertraute doch mehr auf ihr Gebetbuch als auf die Blitzableiter, die doch letzten Endes nur blosse Apparate der sündigen Menschen waren. Und sie blieb lieber im Atelier mit ihrem Gebetbuch in der Hand und kam nicht zu uns in den Keller und Rauch.

Wir hörten sie lesen; ihre fromme, betende Frauenstimme las die Messe mit einförmiger Note;

— Domine, ne in furore tuo (Herr, zürne nicht...»)

Aber Dominus, d.h. der Herr Obergott, liess seinen Blitz immer öfter auflodern, und der Donner grollte, als ob schwere Artillerie über unseren Köpfen hin und her gefahren würde.

— Miserere mei, Domine (Herr, erbarme dich meiner)

Pam! Pam! Pam! Rr-rr-rätsch!

— Ai ai!

Strindberg stöhnte auf und sich zu mir neigend, flüsterte er in mein Ohr:

— Es hätte beinahe mein Auge getroffen!

Divina hatte ihr Gebetbuch weggelegt und nahm jetzt ihren Rosenkranz vor, denn jetzt hörten wir sie ihr Paternoster beten. Es schien unseren Freund August zu beruhigen, der, die Hände gefaltet, still bebend dasass und zuhörte.

Aber das Gewitter hatte gerade unseren Stadtteil erreicht und Divinas Stimme verschwand allmählich ganz in dem ohrenbetäubenden Geknatter und Gekrach, als ob einige Dutzend Maschinengewehre auf einmal Feuer gegeben hätten. Es hagelte so grosse Körner wie Eier, die das Blechdach peitschten. Die Blitze zuckten immer öfter, und man hatte das Gefühl, dass die Donnerschläge das ganze Haus bis ins Fundament erschütterten. Da die Kellerlucke offen stand, konnten wir das Zucken beinahe jeden Augenblick sehen und hören, wie Divina ihre Stimme erhob.

Plötzlich hörte man ein solches Knattern, als ob der ganze Himmel in Stücke gerissen würde und zusammen mit einem blendenden Blitz folgte ein solcher Ausbruch, als ob eine ganze Artilleriebatterie auf einmal abgefeuert wurde; darauf folgten noch eine Serie kleinerer Explosionen, die über die Stadt hinweg zu rollen schienen.

Die Lampe zitterte und schwankte hin und her und August, der seinen Absinth ganz vergessen hatte, flüsterte:

— Das war uns gemeint. Jetzt hat es sicher irgendwo eingeschlagen.

Er hatte richtig geraten, denn wir hörten später, dass ein funkelnder Feuerstrahl gerade den Blitzableiter des Pasteur Institutes getroffen hätte, wohin es von uns nur 200 Meter war.

Da liess Divina ihr Gebetbuch und ihren Rosenkranz im Stich und kam hübsch artig zu uns in den Keller. Strindberg behauptete übrigens, dass er gerade diesen Schlag erwartet hätte, nach welchem es ihm schiene, als ob die schlimmste Spannung schon vorüber wäre.

Darin hatte er recht, denn das Geprassel des Hagels auf dem Dach fing allmählich an, abzunehmen. Der folgende Blitz und das Rollen schienen schon weit weg zu sein, weswegen wir uns allmählich zurück in das Atelier schleppten. Als ich die Aussentür öffnete, bemerkte ich, dass der Hof ganz weiss und mit einer über 2 Zoll starken Hagelkörnerschicht bedeckt war.

So bekamen wir nicht nur nach Ozon riechende, frische Luft, sondern auch richtig »chemisch» reines Eis zur Abkühlung unseres Absinthes. An einigen Stellen boten uns

beinahe indigoblaue Wolken des abziehenden Gewitters einen feinen Anblick. Und als die Sonne sich wieder sehen liess, sahen wir einen wundervollen doppelten Regenbogen über der reingewaschenen »Lichtstadt».

Von diesem Tage an fühlte ich zu Strindberg als Barometer ein grosses Vertrauen. Ich verstand, dass sein »Nervenfluidum» sowohl als Barometer wie auch als Thermometer fungierte; spiegelten doch seine zitternde Hände nach ihrer Art einen Seismographen wieder. Aber das konnte ich nicht verstehen, dass er nach seiner Behauptung beinahe immer und unaufhörlich wie einen durch den elektrischen Strom hervorgerufenen Reiz fühlte, auch dann, wenn kein Gewitter im Anzuge war.

Ich meinte, es sei nur ein Ausdruck allgemeiner Nervenschwäche und Nikotinvergiftung, aber später bemerkte ich, dass ich meine Meinung ändern musste. Ich glaube nicht, dass alle elektrischen Empfindungen, dass alle Beängstigungen Strindbergs nur von seinen Einbildungen oder den wirklichen Fehlern und Erschütterungen seines Nervensystems hervorgerufen waren. Ich bin dieser Meinung, obwohl er zu dieser Zeit so schwach, totmüde und vom Tabak vergiftet war, dass er eines Tages glaubte, dass die Erde, d.h. die mit Zement gepflasterte Voltaire Strandstrasse, »unter seinen Füssen geschwankt hätte.»

Es ist wahr, dass das hier ruhende, eiserne Geflecht der elastischen Karusselbrücke immer unter der Last der riesigen, vollgestopften Omnibuswagen bebt, aber August meinte, dass sich auf der anderen Seite des Flusses im ganzen Tuileriepark dieselbe schwankende Bewegung bis zum Théatre Francais Platz fortsetzte, wo er in das Café de la Régence ging. Diese Erscheinung versuchte er so zu erklären, dass sie nicht von seiner Schwäche herkäme, sondern:

»Natürlich schwankt und zittert jede Stadt einigermassen, aber um das zu bemerken, muss man verfeinerte Nerven haben.»

Oder kranke, überaus gereizte und ermüdete Nerven! Trotz seines prachtvollen Verstandes war Strindberg alles anderes als ein Diagnostiker von Krankheiten, wenn es ihn selbst und seine eigenen Krankheiten betraf. Dazu war er in

dieser Hinsicht derselben Meinung wie alle scharfsinnigen, genialen und ermüdeten, intellektuellen Arbeiter, dass z.B. die stimulierenden Mittel wie Tabak, Kaffee und Liköre, die Nahrung des »Geistes» d.h. der Inspiration wären, wie die Speise die Nahrung des Körpers ist. Aber wenn der Körper ungenügend Nahrung bekommt, so werden Nikotin, Koffein und Alkohol den Nerven noch giftiger.

Strindberg widersprach, aber wahrscheinlich gegen seine gesunde Vernunft. Das war auch eine Erscheinung seiner Widerspruchsneigung. Er behauptete, die geistigen Arbeiter brauchten nicht dieselbe Nahrung wie die körperlich schaffenden Arbeiter und, dass das schwarze Mokka-Göttergetränk ihn immer inspiriert hätte. Ja, er blieb nie eine Antwort schuldig. Es wäre interessant, sich aller seiner Beweise und mitunter schauerlichen Paradoxe zu erinnern. Das eine und das andere wurde heimlich notiert, aber vieles ist in Vergessenheit geraten. Hier ist noch ein Ausspruch über den Tabak: Er sei »ein heiliges Rauch-Opfer, das mit glückseligen Gefühl dem Geiste Ruhe und den wirklichen Männern Arbeitsruhe gäbe, weswegen alle Frauenzimmer wütend auf das Rauchen sind.»

Aber Gleichmut, Fassung und Arbeitsruhe waren für Strindberg öfters bloss eine eingebildete Geistesverfassung, die eine beliebige Erscheinung stören konnte. So erzählte er eines Tages, eine Biene sei durch das Fenster hereingeflogen und hätte ihn dabei so erschreckt, dass er daran gehindert wurde, sich mit irgend einem Giftgas das Leben zu nehmen. Die kränkliche Nervenschwäche verschlimmerte sich jedoch immer mehr und wiegte unseren Freund in den Glauben ein, er hätte zu »verfeinerte» Nerven.

Dass auch einige Nervenreaktionen der vollständig gesunden Menschen von der Einwirkung der Elektrizität herkommen können, das hat die Physiologie schon bestätigt. Strindbergs ganzes Wesen war voll von Elektrizität wie ein Akkumulator.

Ja, im Dämmerlicht leuchteten seine graugrünen Augen wie phosphorausstrahlende Johanneswürmchen, und ich werde nicht behaupten, dass das nur von dem Reflex des erlöschenden Abendrots herkam. Er selber sprach, wie gesagt, sogar

oft von seinem »elektrischem Nervenfluidum» das gegenüber der Elektrizität seiner Umgebung ungleichnamig sei.

Diese Empfindlichkeit und die eingebildeten Ströme, deren Ziel er selber war, haben ihn tief in den Verfolgungswahn geführt, von dem es in seinem Inferno-Buch ganz klare Beweise gibt.

XX.

DER GOLDRAUSCH

NACH dem Abschluss der Schwefel- und Jodperiode hatte Strindberg mit den letzten Resten der unter den Skandinaviern veranstalteten Sammlung eine längere Reise in sein Heimatland unternommen. In Ystad hatte er die berühmte Schonische (Provinz im Südschweden) Gastfreundschaft genossen. Bald kehrte er jedoch nach Paris zurück, allerdings besser bei Kräften, jedoch keineswegs genesen von seinen chemischen Schwärmereien.

Diese begannen sich im Gegenteil immer mehr auf die alchemistische Richtung hin zu bewegen, d.h. in der Richtung auf den Goldrausch. Die letzten Wintermonate des Jahres hatte er mit Spekulationen, fruchtlosen Grübeleien und Experimenten verbracht. Er begann zu dieser Zeit immer sonderbarer und unnahbarer zu werden und schloss sich ab und zu fast vollständig ab. Man sah ihn nunmehr sehr selten und auch dann nur vorübergehend, wenn er das Bedürfnis verspürte, irgend einem lebenden Wesen von seinen, in der edlen Kunst des Goldmachens, erreichten Siegen Mitteilung zu machen.

Mit dem April hielt ein herrlicher Frühling seinen Einzug in Paris, wo die tausende und aber tausende Kastanien der Boulevards und aller Parks ihre duftenden Kerzen aufsteckten. Da wurde es dem richtigen spekulativen Allexperimentator klar, dass jetzt die Zeit gekommen sei, die Sache wirklich ernsthaft in Angriff zu nehmen und eine Grosstat zu schaffen. Ihn beherrschte ein fiebrig intensiver Tätigkeitsdrang, der sich in der Richtung auf das damals wütende Goldfieber zu bewegte. Der besondere Erreger dieser — so wunderbar wie es klingen mag — wirklichen Goldrauschperiode war der französiche Chemiker T. Tiffereau, der eine

neue Methode erfunden hatte, mit deren Hilfe es möglich war, auf »feuchtem Wege» (ohne Zuhilfenahme von Feuer) Gold aus dem mexikanischen Silberdollar zu scheiden. Dass die mexikanischen Dollars in bestimmtem Grade goldhaltig waren, (nach gewissen Mitteilungen bis zu 25—30 %) war schon in Deutschland seit langem bekannt. Aber jetzt wurde die Sache auf T. Tiffereaus Eintreten hin zur brennenden Tagesfrage in Frankreich.

Die in Paris der Spekulation nachgehenden jüdischen Bankiers mit Rotschildt an der Spitze, begannen richtig Jagd zu machen auf älteres europäisches Silbergeld, von dem man wusste, dass es vor dem Jahre 1830 aus mexikanischem Silber geprägt worden war. Das Geheimnis kam so allmählich ans Tageslicht, kam dann unter die breite Masse, und bald hatte es das Gerücht, dass man angeblich »altes Silber in Gold verwandeln könne.»

Mehr bedurfte es nicht, um den leichtgläubigen Franzosen die Köpfe zu verdrehen.

Wozu in aller Welt sollte man sein Leben aufs Spiel setzen als Goldgräber in den Kolonien oder sonstigen fernen, einsamen und alles andere als gastfreundlichen »Goldländern», wenn man nun doch in aller Ruhe zu Hause sitzen, sich selbst ein kleines Laboratorium herrichten und seine Silbermünzen in Goldstücke verwandeln konnte.

Das reichte auch aus, um eine ganze Masse Okkultisten und Träumer, die wie Pilze nach dem Regen aus der Erde schiessen, wenn es sich nur um den heiligen Goldhunger des Virgilius handelt, dazu zu bewegen, die ganze alchemistische Literatur des Mittelalters aus ihren Verstecken hervorzugraben.

Anfangs hatte es den Anschein, als ob unser August sich dieser sogenannten klassischen alchemistischen Literatur gegenüber nicht besonders respektvoll verhielte, statt dessen studierte er ziemlich eingehend Tiffereaus Werk »Das Gold und die Veränderungen der Metalle». Aber es dauerte nicht lange, bis er alles besser wusste als Tiffereau selbst. War es denn ein Wunder, Gold aus goldhaltigen Silbererzen abzuscheiden? Nein, Strindberg war seiner Meinung nach »viel weiter gekommen als Tiffereau» denn er hielt es für möglich, besondere Nicht-Edelmetalle in Gold zu verwandeln.

Anfangs hatte ich doch nicht geglaubt, dass Strindberg die ganze unbestimmte Beschäftigung nach dem Suchen »des Steines der Weisen» aufnehmen würde, denn in seiner Beschäftigung mit dem Schwefel und Jod war er doch noch in gewissem Masse in den Grenzen der empirischen Chemie geblieben. So hatte ich es immer aufgefasst. Es war ihm allerdings nicht gelungen, auf analytischem Wege nachzuweisen, dass im Schwefel Wasserstoff und Säure vorhanden seien, aber auch diesen Versuch konnte man noch als in den Rahmen der Aufgaben der wissenschaftlichen Chemie passend auffassen. Zum mindesten hatte er ihn als Erbe erhalten von den besonders in Ehren gehaltenen Chemikern, obwohl diese schon zu den veralteten Autoritäten gehörten, wie sein Hauptchemiker Orfila, dessen Werk schon im Jahre 1830 erschienen war.

Als ich fragte, warum er als Schwede sich nicht lieber zu seinem berühmten Landsmann und Meister J. J. Berzelius hin gewendet habe, dessen »Lehrbuch der Chemie» in seiner fünften Leipziger Auflage im Jahre 1848 erschienen war und daher 18 Jahre jünger als Orfila war, wie auch ausserdem so erstklassig, dass es in fast alle Kultursprachen übersetzt worden ist, antwortete Strindberg kurz, dass »das Schicksal ihm Orfila gezeigt habe.»

— Nun ja, sagte ich für meinen Teil, das harte Schicksal für uns Nordländer ist immer, dass wir in die Ferne schweifen, wo das Gute doch so nahe liegt.

— Hierin sind sich alle Völker ähnlich.

— Mit Ausnahme der wirklichen finnischen Finnen, die sagen: »Das eigene Land ist wie eine Erdbeere, das fremde wie eine Blaubeere.»

— Ihr Finnen seid immer mächtige Männer, entgegnete August lachend.

Sonst war es im allgemeinen schwer, mit ihm zu scherzen. Und ich bin leider niemals Albert Engström gewesen. Ich bin nur dessen sicher, dass Strindberg gerade zu dieser Zeit diesen seinen Gegner hätte treffen sollen, denn die »Eulen und Uhus», die er sicherlich um sich herum sah, waren keine Geistesverwandten des fröhlichen und weisen Strix Bubon von Engström. Statt dessen machte er zu jener Zeit

unter Balzacs Vermittlung die Bekanntschaft eines anderen und besonders gefährlichen Landsmannes, nämlich von Swedenborg, aus dessen Werken er neue Nahrung für seine Schwefelschwärmereien schöpfte. Und, um das Unglück voll zu machen, holte er eines schönen Tages von meinem Bücherbrett sogar Dantes »Hölle» hervor, in der die bekannten schrecklichen Bilder Dorés sind. Ich hatte diese Holzschnitte in Foliogrösse besonders sorgfältig unter einem grossen Zeitungshaufen versteckt, gerade zu dem Zweck, dass sie Strindberg nicht in die Hände fielen.

Natürlich kannte er sie schon von früher her, aber jetzt gerieten sie ihm zur unpassendsten Zeit unter die Hände. Denn er liess sich von allem beeinflussen, und »der Zufall» begann ein immer gefährlicherer Faktor zu werden.

Aber war es nur der Zufall, der ihn mit Orfila, Swedenborg, Dante und Doré, diesem vierblättrigen Kleeblatt, zusammengeführt hatte?

Im allgemeinen sagt man ja, dass sich jeder sein Unglück selbst wählt und Strindberg hatte sich allerdings selbst alle diese verfluchten Apostel zusammengesucht.

Es ist klar, dass der tägliche und in den schlaflosen Nächten fortgesetzte Verkehr mit dem Orfila ähnelnden, alternden Giftmischer (Giftwissenschaftler) und dem nach Swedenborgs Weise überspannten Geisterseher alles andere als gesund für ihn war. Nicht viel besser war die erneuerte Bekanntschaft mit Dante, diesem Apostel der Unduldsamkeit, der in seiner »Göttlichen Komödie» alle seine Feinde in die Hölle schickt und nur seine Geliebte Beatrice in den Himmel. Und dasselbe ist zu sagen von dem Blättern in Dorés »lebenden Bildern».

Je mehr er sich in diese höllischen Phantastereien vertiefte, desto sicherer wurde er darin, dass das Leben hier auf der Erde nichts anderes sei als eine maskierte Hölle oder ein »Inferno». Denn woher hätte sonst Doré alle seine schrecklichen Motive nehmen können.

Wenn ich jetzt 30 lange Jahre später in denselben Höllenbildern Dorés blättere, erinnere ich mich ganz lebhaft an einige Randbemerkungen, die August dieserhalb geäussert hatte. So rief er, als er die Zeichnung sah, in der Belzebub Judas

Ischariot im Maule hält, so dass nur die Beine sichtbar heraushängen, ein über das andere Mal aus: Elender Judas! Elender Judas!, ganz als ob er Zeuge des wirklichen Geschehnisses gewesen wäre. So stark beeinflussten ihn die Bilder. In dem Bild Dorés, das die Hölle darstellt, sah er einen Vergleich zu seinem eigenen, rührenden Lebensschicksal, wobei er Dante und Virgilius für Orfila und Swedenborg hielt, für seine eigenen Schutzheiligen! Er bekennt im »Inferno»: »Meine Freunde Orfila und Swedenborg schützen, ermutigen und bestrafen mich. Ich sehe sie nicht, aber ich fühle, dass sie mir nahe sind.»

Mitten in dieser ganzen Verblödung erwacht dennoch sein altes, gesundes Selbstbeurteilungsvermögen für Augenblicke, wie z.B. dann, als er ausruft:

»Und wunderbar ist es doch, wie ich von meinem Gottesleugnertum zu einem völligen Magieglauben gekommen bin.»

Aber leider ist es ihm nicht geglückt, auch die chemisch-alchemistischen Schwärmereien in den Rahmen dieses selben Magieglaubens mitaufzunehmen! Dann wäre er sofort gerettet gewesen und dem Leben sowie der Literatur zurückgewonnen. Er bemerkt, dass seine bisherigen »grossen chemischen Errungenschaften» viel zu wenig Aufsehen erregt hätten und bedauert, dass »eine schmerzliche Stille sich um meine chemischen Forschungen gelegt hat. Um mich wieder erheben und einen entscheidenden Schlag führen zu können, stürze ich mich auf die Frage der Goldmacherei.»

Wir haben schon früher bemerkt, dass Strindbergs hoffnungslose Versuche »das Problem des Goldmachens in die Hand zu nehmen» keineswegs nur ihm selbst zur Last gelegt werden können, denn, wie gesagt, zu jener Zeit war die Alchemie in gewissen, aus ihrer Bahn geworfenen, halbwissenschaftlichen Kreisen Mode, und unser lieber August war keineswegs der Einzige, der damals den Stich der verführerischen »Goldfliege» zu spüren bekam. Zu den Opfern dieser selben Goldkrankheit gehört auch der begabte Franzose Albert Poisson, der anfangs ein ganz sachliches und mit Beweismaterial versehenes, historisches Werk »Die Geschichte der Alchemie» geschrieben hatte. Aber nachdem er einmal dem Übel seinen kleinen Finger gereicht hatte, geriet er vollständig in dessen Gewalt.

Aber Poisson wurde allmählich zu einem so überzeugten und gläubigen Kenner der Geheimnisse, dass er den Namen der »Erneuerer der Alchemie» bekam. In dieser Eigenschaft schrieb er sein Werk »Die Theorien und Symbole der Alchemie» und veröffentlichte zu guterletzt ganze »fünf Handbücher der Goldmacherei». Dagegen waren die Herren Brice, Carey-Lea sowie die »Doktoren» Papus und F. Jollivet-Castelot direkte Scharlatane. Diese Neu-Alchemistenkreise gaben mehrere »wissenschaftliche» Zeitschriften heraus, die alle in dem rätselhaften »Chamuel» Verlage gedruckt wurden, d.h. auf Kosten von Samuel Chacornac.

Auch die Namen dieser Zeitschriften waren teilweise besonders beredte Zeugnisse von der »Wissenschaft» jener Herren »Doktoren»: »Die spiritistische Zeitschrift», die »Psyche», »Die wissenschaftliche und kulturelle Zeitschrift des Spiritismus», »Das Echo der Menschlichkeit» und »Die Auferstehung». Zu diesen fünf wurde noch eine »für die mit der Sache mehr Vertrauten» bestimmte, »Einweihung» (»Initiation») herausgegeben sowie ein besonderes Fachblatt der Goldmacher »Die Hyperchemie».

Es war also für unseren golddurstigen Freund mehr als genug »Magische Literatur» vorhanden, und das beweist, dass er keineswegs der Initiator des Goldfiebers war, wie von manchen Seiten geglaubt wurde. Dieser letzterwähnte Umstand ist durchaus nicht zu verwundern, denn die unbeständige Phantasie versetzte Strindberg manchmal in den Glauben, er hätte seinem Antibarbarus Buch wirklich »im voraus das Kommen einer solchen Bewegung angekündigt, die bald erscheinen und allgemeine Gunst erlangen würde.»

So ist nach seiner Auffassung alles nur ein besonderer Wettlauf, die Jagd nach dem Golde, und er muss unbedingt unter den ersten sein:

»Wenn von irgendwoher der Geruch des Modernismus dringt, so eilt alles sofort dorthin, denn niemand will un-

modern sein. Und dann würde ich in jedem Fall der erste sein, der mit seiner Errungenschaft prahlen kann.»

Er gab doch zu, den ersten Anstoss zu seiner Goldmacherei von Jollivet-Castelots Buch »Über das Leben und die Seele der Materie» sowie besonders von dem Werk »wie wird man Alchemist» erhalten zu haben. Es ist allerdings wahr, dass dieser selbe »Doktor» ihm sowohl »kindisch wie dumm» erscheint, aber er suchte und fand doch Verbindung mit Jollivet-Castelot, weil dieser »die Goldmacherei betreibt, ein Laboratorium besitzt, reich und entschlossen ist, Gold zu machen, wenn es auch zum Teufel geht!»

So schloss August seine Mitteilung.

Dass Strindberg, zu verwundern ist es allerdings, diesen Doktor der Magie vollständig ernst nahm, geht unter anderem daraus hervor, dass er selbst am Ende »seines Infernos» dessen Traktätchen »Wie wird man Alchemist» empfiehlt.

Auch diese Aufforderung .nicht zu arbeiten des gemeinen Gewinnes wegen, hat unser Freund August ganz buchstäblich genommen, denn er sagt:

»Ich lege ein feierliches Gelöbnis ab, dass ich, falls ich Erfolg haben sollte, niemals irdische Verdienstehrenzeichen annehmen werde.»

Strindberg gehörte dennoch seiner inneren Natur wegen zu den wirklichen Bahnbrechern. Wenn er mehr Ruhe gehabt hätte, gründlichere Kenntnisse in der Chemie sowie auch mehr Glück, wer weiss, was für »ein Lebenselixir» er dann hätte erfinden können. Aber ihm fehlte, obendrein noch völlig die Geduld des wirklichen Forschers und die Unterordnung unter seine Aufgabe.

In der Chemie Orfilas hatte Strindberg gelesen, dass das Eisensulphat in einer Goldsalzlösung das Metall als Gold ausfällt, weswegen er, wie auch Jollivet-Castelot annahm, dass Eisen und Schwefel Bestandteile des Goldes wären.

Was zu beweisen war — und zwar so:

»Alle in der Natur vorkommenden Schwefel- und Eisenverbindungen enthalten in grösserem oder geringerem Grade Gold.»

Das war also für ihn der Ausgangspunkt.

XXI.

DER KÖNIG DER MALER PETER PAUL RUBENS ALS GOLDMACHER

AUS der ganzen Zeit vom April 1896 kann ich in meinen Papieren weder Aufzeichnungen noch Erwähnungen über Strindberg finden. Er kam nicht zu uns, und aus eigenem wollte ich ihn nicht in seinem stillen Eremitendasein stören, denn er hatte ja ausdrücklich gewünscht, sich »zu isolieren», weswegen ich auch alle Hoffnung aufgegeben hatte, den abwärts gerichteten Lauf seines Goldwagens vom Alchemistenhügel zu bremsen.

In Wahrheit hatte mich das Goldfieber nicht mehr interessiert als die Quadratur des Kreises, die Teilung des Winkels in drei gleich grosse Teile oder das Perpetuum Mobile. Ich konnte nichts dafür, dass die chemische »Fliege» meines Freundes August, die jetzt immer noch versuchte, sich die Flügel zu vergolden, sich die ganze Zeit über bemühte, recht viel gerade an ein Perpetuum Mobile zu erinnern.

Dennoch hatte ich mir selbst Nummern des Alchemistenblattes »Die Hyperchemie» beschafft, von dem August so viel gesprochen hatte; aber ich muss doch gestehen, dass sein Inhalt mir vollständig unverständlich war und der Schluss wie die Geisteserzeugnisse von Geisteskranken. Ich warf das Blatt fort, aber durch Zufall haben sich ein paar Nummern erhalten, in denen auch Strindberg unter den Neu-Alchemisten erwähnt wird.

Jene Bruchstücke hat sein neuer »Freund», der reiche Amateur-Schwärmer F. Jollivet-Castelot, unterzeichnet.

So kam mein 26. Geburtstag, der 7. Mai, und da machte August in »aller Eile» eine kleine Stippvisite, um mich zu gratulieren. Ich war ehrlich überrascht, aber dann kam es heraus, dass Divina Paillard ihn heimlich zur Geburtstags-

feier gebeten hatte, »damit ich schwedisch sprechen könnte». Das war eine rührende Aufmerksamkeit und Selbstlosigkeit, denn Divina selbst hatte ja nichts von meinem Schwedischsprechen, von dem sie kein Sterbenswörtchen verstand.

Ich versuchte deshalb, das Gespräch auf französisch umzustellen in dem Glauben, dass Strindberg im Beisein Divinas und in ihrer Sprache nicht von der Goldmacherei zu sprechen beginnen würde, da ihr ja die Alchemie noch viel unverständlicher sein musste als mir und ausserdem noch eine Sünde.

Aber ich hatte mich geirrt. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Und August sah jetzt alles im Glanz des Goldes. Er dachte nur an Gold, sah nur Gold — obwohl nicht alles, vas er anfasste, zu Gold wurde.

So wusste er zu berichten, dass Tiffereau sein Gold in der staatlichen Münze Frankreichs hatte prüfen lassen, und siehe da — es war reines Gold.

— Nun, und das soll nun ein wirkliches Wunder sein! Wenn nun einmal alle mexikanischen Silbermetalle (die T. in seinen Experimenten anwendete) goldhaltig sind, so muss doch einfach gezwungenermassen reines Gold übrig bleiben, wenn er zunächst das Silber mit rauchenden Säuren (Salpetersäure) ausgeschieden hat. Aber das ist doch ein ganz einfacher und rationeller Prozess, Gold und Silber von einander zu trennen, und das hat nichts zu tun mit deiner geheimnisvollen Goldmacherei.

— Was aber wirst du dann sagen, wenn es dieser deiner »geheimnisvollen» Goldmacherei eines schönen Tages gelingen wird, durch irgend einen wunderbaren Umwandlungsprozess Gold aus billigeren Metallen, wie z.B. Schwefeleisen herzustellen?

— Nichts anderes als gratulieren! Ich würde mich dem nicht widersetzen, obwohl ich beständig zweifle. Aber um von etwas anderem zu sprechen, hast du gehört, wie der grosse Künstler Rubens in den Niederlanden Gold machte gerade zu der Zeit, als die Alchemie in ihrer höchsten Blütezeit stand?

— Davon habe ich nicht gehört. Ich weiss allerdings, dass z.B. Benvenuto Cellini sowohl Goldschmied wie auch Goldmacher war. Aber, dass auch Rubens Alchemist war, habe ich niemals gehört.

— So darf ich dir wohl die folgende kleine, wahre Legende erzählen?

Unser Freund August, der sich immer für Geschichte interessiert hatte, hatte nichts dagegen, nachdem ich ihm zuerst versichert hatte, dass die Erzählung nicht von mir erfunden sei, um ihn zu »bekehren», sondern dass sie geschichtlich als richtig erwiesen wäre.

Während sich Divina in der Küche um unseren Geburtstagskaffe bemühte, erzählte ich also:

Peter Paul Rubens sass eines Tages in seinem fürstlichen Park in Flandern und fütterte seinen Pfau.

Plötzlich sah Rubens seinen Hofnarren und Palettenschaber in voller Eile auf sich zu laufen. Er bat um Entlassung von seinem Amt. Der Meister, der mit seinen Vergnügungsratschlägen ganz zufrieden war, fragte, woher ein solcher Entschluss komme.

»Hierher ist ein wirklicher Narr gekommen, der die Narrenrolle spielen kann, ohne überhaupt zu schauspielern oder sich zu verstellen.»

»Was ist denn das für ein Narr?» fragte Rubens verwundert.

»Es ist nur ein fahrender Goldmacher, ein sogenannter Alchemist, der gerade Arbeit sucht.»

Rubens befahl, den Alchemisten zu holen.

Der Goldmacher bot jetzt dem Meister seine Dienste an, wobei er gleichzeitig fragte, was Rubens ihm zahlen würde, wenn er ihn in der Kunst des Goldmachers unterrichten würde.

»Die Kunst des Goldmachens», so liess sich der Meister lachend vernehmen, »habe ich schon als 20-jähriger Jüngling gekonnt. Jetzt bin ich 53 Jahre alt und passe nicht mehr dazu, Ihr Schüler zu sein.»

Aber der Alchemist wollte nicht glauben, dass Rubens Gold machen könnte. Da schlug der Meister vor, eine Wette zu machen: Er, der Meister, würde beweisen, dass er imstande wäre, Gold zu machen, zum mindesten im Werte von ein paar hundert Golddukaten. Wenn es ihm gelänge und der

Alchemist so die Wette verlöre, müsste dieser Rubens dieselbe Menge bezahlen.

Der Alchemist, der aus eigener Erfahrung wusste, dass niemand Gold machen konnte, meinte, er hätte keinen Verlust zu befürchten und willigte in die Wette ein.

Rubens bat nun den Alchemisten in sein Laboratorium zu kommen, also in sein Maleratelier. Dort nahm er eine grössere Leinwand, Pinsel und Farben und malte mit blitzschnellen Strichen eine nackte Frau, die ruhend ihren Geliebten erwartet... Natürlich betrachtete der Alchemist verwundert und begeistert die Arbeit des Meisters. Vielleicht war er auch gebildet genug, um zu verstehen, was für ein seltenes Glück ihm zuteil wurde, dass er den schon damals in der Welt berühmten Rubens bei der Arbeit sehen konnte. Aber dennoch konnte er nicht begreifen, was das alles mit dem Goldmachen zu tun haben sollte.

»Das würde er sicher zur gegebenen Zeit sehen», entgegnete Rubens. »Es sei ja noch nicht Abend, so dass er sicher noch Zeit zum Goldmachen hätte.»

Dann malte Rubens schnell einen dem nackten Mädchen auf den Kopf fallenden Goldgeldregen. Er erklärte, das Mädchen stelle die schöne Danaë aus der Sage dar, die ihren Geliebten, den obersten der Götter, Jupiter, in Form eines Goldregens empfange...

Dabei unterbrach Strindberg meine Erzählung, da er bemerkte und verstand, worauf ich hinauswollte.

— Aber ich will ja auf nichts hinaus, ich erzähle nur eine wahre Geschichte aus der Kunstgeschichte, da diese für dich zum mindesten den Reiz der Neuheit hat.

— Hast du im übrigen daran gedacht, was für ein feiner und schöner Vergleich in dieser zweideutig und etwas gewagt erscheinenden Sage von der nackten Danaë und dem Goldregen enthalten ist, fragte Strindberg.

— Das habe ich nicht, ein Mensch kann nicht alles... Aber Danaë ist sicher eine Wolke und der Goldregen der Blitz, der in diese jungfräuliche Wolke von seiner hoch oben befindlichen, düsteren und schreckenerregenden Gewitterwolke einschlägt.

— Ich glaube nicht, dass die Sache sich so verhält, widersprach August. — Danaë ist die entblösste, jungfräuliche Erde, die die Sonnenstrahlen in Form eines feinen Goldregens befruchten.

— Vielleicht so, aber die Tatsache bleibt ja bestehen, dass die ältere Form der Donau Tonava ist, woher Danava und Danaë kommt. Und dass die besonderen Quellen der Donau in den Wolken sind, dass kann man ja mit Hilfe der Regenstatistik beweisen, nicht wahr? Aber darf ich dir jetzt die Rubensche Goldmacherei zu Ende erzählen?

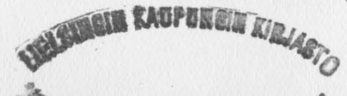
— Erzähle nur! Die Erzählung kann gut sein, aber glaube nur nicht, dass du mich daran hindern kannst, Gold auf meine eigene Weise zu machen.

— Natürlich nicht. Jeder hat seine eigene kleine Goldfliege — obwohl ich für meinen Teil lieber Diamanten machen würde, denn das würde wenigstens ein feines Geschäft werden.

Rubens wusste, dass am Nachmittag einige reiche, stolze Engländer zu Besuch kommen würden, die von ihm Bilder kaufen wollten.

Den Stoff zum Danaë-Gemälde kannte der Meister auswendig, denn es war ein eigentliches Tizian Sujet, das Rubens während seiner Studienreisen, die er als Jüngling nach Italien gemacht hatte, so oft kopiert hatte, dass es ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Zu jenen Zeiten nahm man es nicht so schrecklich genau mit den Eigentumsrechten der Künstler, und der eine Meister äffte skrupellos den anderen nach. Der Goldmacher verlor seine Wette, denn vor dem Abend noch hatte Rubens sein Gemälde den englischen Besuchern für ein paar hundert Golddukaten verkauft, und der Alchemist konnte nicht ableugnen, als er mit eigenen Augen das Goldgeld auf dem Tisch sah, dass Rubens »Gold gemacht hatte.»

Als der Geburtstagstisch fertig war, nahmen wir um ihn Platz und sogen den starken Duft der Frühlingsblumen ein. Wir sahen auf dem Tisch eine Überraschung, die beinahe



mehr zu Ehren Augusts als mir zu Ehren war. Divina hatte eine Flasche wirklichen schwedischen Punsch herbeigeschafft und echt arabischen, filtrierten Kaffe aus kleinen, runden Mokkabohnen gekocht.

Der Geruch dieses Kaffes und der heimische Punsch machten Strindberg völlig lebendig, so dass ich schon hier und da anfing zu glauben, er würde die ganze Goldfrage für einen Augenblick beiseitelassen.

Aber was er manchmal war, das war er ganz, und so hartnäckig energisch, dass es einer besseren Sache wert gewesen wäre. Und jetzt war aus der ganzen Goldmacherei beinahe ein Sport geworden; ihn hatte das Wettlaufsfieber ergriffen und der Eifer, als Allererster ans Ziel zu kommen vor den kleinen, schwarzschnurrbärtigen Franzosen.

Nachdem er sich etwas erhoben hatte, zog er seine Brieftasche aus der Tasche und sagte so ernst, dass es unmöglich ist, es nachzuahmen:

— Jetzt, mein lieber Asp, wünsche ich Dir in jedem Fall, da es Dein Geburtstag ist, einen Freundschaftsbeweis zu reichen...

— Vielen Dank, aber verschenke nicht jetzt schon Dein Eigentum, bevor wir nicht den goldharigen Bären und die Fliege getötet haben.

August zog einen Papierstreifen hervor, der beinahe so aussah, als ob er in Tabaksöl getaucht worden wäre; er erklärte, das sei eine Probe von seinem Golde, und dass sie in »feuchter Weise» gemacht worden sei.

— Das ist sonderbar. Mir scheint sie trocken zu sein. Aber wo ist das Gold?

— Das kann man nicht so ohne weiteres sehen, erklärte der Geber, denn dieses Gold ist mikroskopisch! So ist auch teilweise das südafrikanische, das neuseeländische sowie das australische Gold. Dort können die Ingenieure ihr ganzes Leben lang arbeiten und tonnenweise elektrolytisches Golderz behandeln, ohne auch nur ein einziges Mal ein Körnchen von der Grösse eines Stecknadelknopfes zu sehen. Und doch sind das die reichsten Goldgruben der Welt, in denen man beim besten Willen kein Gold mit blossem Auge sehen kann. Hast Du ein Vergrösserungsglas?»

Da ich aber weder mit dem Vergrösserungsglas noch beim besten Willen der Welt ein einziges Goldkorn in Augusts Papierstreifen finden konnte, so erklärte er, man müsse Ammoniak haben. Aber so etwas gab es im ganzen Hause nicht. Dann fragte ich, ob es nicht auch ein goldgelber Punsch täte?

— Sieht man auch dann kein Gold, wenn man diesen Papierstreifen hinter die Punschflasche hält?

— Spotte nicht, Du Finnteufel, Doktor Papus hat mir für meine Untersuchung gedankt!

— Doktor Papus! Kann er denn selbst Gold machen? Oder kann jemand anders es machen?

Divina, die mit dem feinen Instinkt der Frau ein Ungewitter herannahen fühlte, obwohl sie nicht ein Sterbenswörtlein verstanden hatte, ging leise hinaus.

— Nun sieh mal, so begann Strindberg im Brustton der Überzeugung zu sprechen, — ich habe schon so viele Versuche gemacht, dass ich es für ganz sicher halten muss, Gold mittels der feuchten Methode hergestellt zu haben. Ich habe auch eine Probe einem hiesigen Provinzchemiker in Rouen geschickt, sowie eine andere nach Schweden. Aus Schweden habe ich noch keine Nachricht erhalten, dagegen ist schon eine Antwort aus Rouen gekommen.

— Was sagt er?

August zeigte mir eine Postkarte.

— Er behauptet, dass mein Gold bei Mischung mit einigen Säuren nicht beständig sei.

— Aber bedenke, August, wenn es dir nur gelungen sein sollte, Talmigold herzustellen. Warum hast du nicht selbst mit jenen Säuren Versuche anstellen können, statt dich einem unbekannten Kritiker zu überlassen! Was antwortest du ihm nun? Und eine ähnliche Antwort wirst du sicherlich aus Schweden erhalten. Das ist schlimm, dass dein Misserfolg dort allen deinen Gegnern zur Kenntnis kommt.

— Fürchte nichts, ich habe die Probe ganz vertraulich an einen guten Freund geschickt, der sie seinerseits einem guten Freunde zur Untersuchung überlassen wird; dieser letztere ist Chemiker. Die Freunde unserer Freunde sind auch unsere Freunde!

— Nu ja, wenn nur die ganze Geschichte nicht bekannt wird! Denn das wäre ein grosses Fiasko für dich.

— Da mache ich mir nichts draus — Schweden hilft mir doch nicht. Aber mein Erzeugnis ist sowohl in Salz- wie in Schwefelsäure beständig, und auch Salpetersäure kann ihm nichts anhaben. Deshalb hielt ich es für Gold, und es ist auch Gold! Bestimmt Gold!

— Aber kannst du dich nicht im spezifischen Gewicht irren?

— Wie könnte ich das spezifische Gewicht einer so kleinen Quantität wie eines mikroskopischen Goldkörnchens feststellen?

— Stelle mehr davon her! Aber was du tust, das tue in aller Stille und hüte dich vor deinen »okkultistischen» Freunden, jenen sogenannten Doktoren und allen anderen Scharlatanen und Harlekinen, die zur ehrenwerten »Neuen Alchemistischen Gesellschaft Frankreichs» gehören. Ihr Hauptorgan, »Die Hyperchemie», kann man nicht anders bezeichnen als Irrenhausliteratur!

— Woher weisst du das?

— Verzeihung, August, das mag vielleicht in deinen Ohren, die sich schon an ihren Zauber, ihre Magie und Hexenmeisterwiegenlieder gewöhnt haben, ein wenig schroff klingen. Aber ein gewöhnlicher Mensch, der ganz unvoreingenommen ist, braucht nicht mehr als ein halbes Dutzend Zeilen zu lesen, dann bekommt er schon mehr als genug! Ich habe mir selbst ein paar Nummern verschafft, gerade die, die du erwähnt hast. Aber dann habe ich auch die letzte Nummer, die du wohl kaum gesehen hast?

— So ist es.

— Sieh mal hier, dieser Jollivet-Castelot, den du deinen reichen Freund nennst, der die Mittel hat, um »den Wissenschaftler» zu spielen, macht sich über den armen Strindberg lustig.

— August war im Nu aufgestanden.

— Was, zum Teufel nochmal, redest du da?

— Er scherzt über deine »eigentümliche» Goldmacherei. Sieh mal hier, lies selbst, hier sagt er, dass du Gold aus »Eisensulphat, Ammoniak und — Tabak» machst...

— Aus Tabak?

— Ja, gerade aus Tabak! Hier steht es schwarz auf weiss: Aus Tabak!

Strindberg packte die Wut. Er riss mir das Blatt aus der Hand, als ob er glaubte, ich hätte einen schlechten Witz gemacht. Aber da war nichts zu machen, hier stand es schwarz auf weiss. Er wollte seinen eigenen Augen nicht trauen. Wahr ist es, verd... nochmal. Aus Eisensulphat, Ammoniak und Tabak...

— Und nun sprich noch von deinem »Freunde»! Solche Freunde sind schlimmer als die sogenannten Feinde. Hier steht gedruckt — vielleicht übersetzen wir es gleich auf schwedisch, denn Divina braucht das nicht zu verstehen, — dass du den Lesern zusammen mit den Herren T. Tiffereau, Carey-Lea, Brice und Emmens als Vertreter der »Neu-Alchemie» vorgestellt wirst. »Bei Befolgung ihrer Methode erhält man auf dem Grunde des Tiegels kleine Spuren mehr oder weniger reinen Goldes.

— Von diesem »reineren Gold» ist zuerst die Rede, und das ist das Werk von T. Tiffereau. Darüber wird dann weiter gesagt:

»T. Tiffereau erhielt Goldblättchen bei Behandlung von mexikanischem Silber mit Salpetersäure und Sonnenbestrahlung. Er erhielt so leider allerdings eine unvollständige Gärungserscheinung.»

— Hier ist also das — reinere Gold in feinen Blättchen — und jetzt kommt also das — weniger feine Gold — an die Reihe, und da bist du, August, selbst mit dabei.

»A. Strindberg behandelte Eisensulphat mit Ammoniak und Tabak.»

— Und dann das Endergebnis:

»Das Ergebnis dieser allerdings merkwürdigen Reagenz waren Goldschuppen.»

— Also, Goldschuppen! Du weisst selbst, dass das dem französischen pellicules (das lateinische pellis Wort) entsprechende Wort nichts anderes als Flocken, Schuppen bedeuten kann. Hier macht man sich also über dich sowohl wegen deines übermässigen Rauchens wie auch wegen deiner kranken Hände lustig, »von denen Schuppen abfallen». Und

falls das noch nicht klar genug ist, so steht sicherheitshalber noch der Name »deines Freundes» Jollivet-Castelot darunter.

Strindberg sass lange schweigend da. Als ich glaubte, er habe sich etwas beruhigt, sagte ich:

— Vom psychologischen Standpunkt aus ist es allerdings zu verstehen, warum jene »modernen Alchemisten» öffentlich verbreiten, du habest ihnen deinen kleinen Finger gereicht.

— Wie so? Wie könnte ich, der ich an fortgesetzter Armut leide, ein Goldfisch in ihrem Netze sein?

— Vielleicht denken sie folgendermassen: Wenn der bekannte skandinaviche Schriftsteller sein Vaterland, seine Angehörigen, dazu noch seine wirklichen Freunde und seinen Beruf aufgibt und mit leeren Händen nach Paris kommt, nur des Interesses wegen, das er für ihre Goldmacherei empfindet, so muss sein Glaube zu ihren künftigen Erfolgen ein für allemal feststehen und auf die breite Masse gewaltig einwirken. Es ist auch nicht besonders schwierig, die Massen in einem Lande zu »ködern», dessen allgemeine Kultur auf einem so ungewöhnlich viel niedrigerem Niveau steht als bei uns im Norden.

— Ich glaube im Gegenteil, dass die Kultur hier höher als bei uns ist, soweit sie wahre Herzenskultur betrifft.

— Die Aussenseite ist allerdings etwas feiner, zugegeben, aber die Statistik spricht eine andere Sprache. Wenn von 100 Bräutigamen und 100 Bräuten 17 Männer und 27 Frauen unfähig sind, sogar ihren eigenen Namen unter den Ehevertrag zu schreiben, so kannst du dir vielleicht ein Bild davon machen, wie die Kultur dieses schönen Weinlandes ist. Wenn man Lesen und Schreiben im allgemeinen und die literarische Kultur im besondern in Betracht zieht, so werden die Prozentzahlen noch schlimmer.

— Es ist doch wunderbar, um unser Gesprächsthema zu wechseln, wie drohend sicher du behauptest, man könne kein analytisches Gold machen. Wenn die Spektralanalyse auf der Sonne kein Gold zeigt, so muss das doch ein solcher Stoff sein, der hier auf der Erde durch geologische Veränderungen und Verflüssigung verschiedener Metalle unter passendem Druck entstanden ist. Wenn die Chemie das Gold in seine Bestandteile zerlegen kann, so kann man es natürlich

auf künstlichen Wege aus eben diesen Bestandteilen wieder zusammenfügen.

— Natürlich wäre es anmassend von mir, etwas behaupten zu wollen, ausser dem, was sicher ist, dass nämlich in der Sonne Gold sein kann, obwohl wir dessen Strich im Spektrum noch nicht gefunden haben, was aber heute oder morgen geschehen kann.

— Oder niemals! Nein Asp, glaube mir, nur die finden, die suchen!

— Das ist klar, aber lass sich doch die Fachmänner mit der Sache auf rein wissenschaftliche Weise befassen — die haben doch die dazu notwendigen Maschinen und Vorrichtungen. Wir sind dazu mit leeren Händen, mit Hilfe der Rezepte der mittelalterlichen Goldmacher und allerlei Zauberkunststücken nicht imstande! Ich sagte, auf der Sonne könne Gold vorhanden sein, und vielleicht kann der homo sapiens bald beweisen, dass Gold dort als einfaches Element vorkommt. Ich habe nämlich erzählen hören, dass Gold, wenn es geschmolzen wird, grün leuchtet wie ein heller Smaragd.

— Das ist wirklich wahr.

— Nun also, August, was sagst du nun, wenn wir annehmen, dass der im Spektrum der Sonnenkorona befindliche berühmte Streifen, von dem es der Astrophysik bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen ist, nachzuweisen, es sei der Streifen irgend eines auf der Erde bekannten Gases, und der deshalb wahllos »Korona» benannt worden ist, einfach nur der grün glänzende, fliessende grüne Streifen des Goldes sei?

— Hm, überlegte Strindberg, wenn es so wäre, so wäre das Rätsel gelöst — aber warum sollte es den berufsmässigen Forschern der Astrophysik nicht geglückt sein, zu beweisen, dass der grüne Streifen der Korona und das Gas des grünen Goldes dasselbe sei, da sie doch beide kennen müssen?

— Du willst doch nicht etwa ableugnen, dass die ganze Chemie das Kind und der Spross der älteren, so tief von dir verachteten Alchemie, ist. Es kann bald eine Zeit kommen, wo die heutige Chemie sich vor den alten Weisheiten verstecken muss. Wer weiss, was es alles in der alten Biblio-

thek von Alexandrien gab, in der hunderttausend Papyrusrollen den Flammen zum Opfer fielen? Es ist durchaus nicht unmöglich, dass schon die alten Ägypter Gold auf analytischen Wege machen konnten. Denn woher hätten sie sonst so ungewöhnlichen Mengen Goldes, wie sie tatsächlich hatten, hernehmen sollen, da ihnen ja die besonderen Goldländer der Erde, wie Peru, Mexiko, Kalifornien und Australien unbekannt waren.

— Du vergisst, August, dass Ägypten zur Zeit seiner Weltmachtstellung — sagen wir nun zur Zeit der achtzehnten oder neunzehnten Dynastie, gerade vor und nach Ramses dem Grossen, der ganze, der damaligen Welt bekannte, Mittelpunkt war, und dass dort das Gold aus allen Teilen des Landes zusammenströmte, und dass ferner auch Afrika ein Goldland war. Aber wenn auch die Ägypter, wie du vermutest, das Geheimnis des Goldes besassen, so wäre es sicherlich zur Zeit des ägyptischen Verfalls in Vergessenheit geraten, lange vor der Geburt Christi, weshalb es vergebliche Mühe ist, dieses Wissen aus den mittelalterlichen Pergamenten auszugraben.

— Das tue ich auch nicht.

— Nein, nein, du allerdings nicht, aber jene Herren, mit denen du nun zusammen arbeitest. Sieh mal hier, gerade unter diesem Artikel, in dem Jollivet-Castelot deine »merkwürdige» Beschäftigung erwähnt, wagt er, in einem kleinen Postscriptum die Herren E. D. Hooghen und J. Delassus die Stellen aus dem »Omnia opera» von Paracelsus übersetzen zu lassen, die die Alchemie betreffen.

— Was hast du dagegen? Das ist doch besonders interessant — für alle diejenigen, die nicht lateinisch verstehen.

— Natürlich, aber diese Modescharlatane werden wohl kaum das Rätsel des Goldmachens lösen können, selbst nicht mit Hilfe des Rezeptes von Paracelsus.

Strindberg war eine ganze Zeitlang still und kostete ein wenig vom Kaffe.

— Prost, August, jetzt kosten wir das fliessende Gold von Carlshamn[1]) — und dann die Friedenspfeife.

[1]) Gelber schwedischer Punsch.

Aber der ältere Freund sass unbeweglich und nachdenklich da, als ob er einen Kampf gegen sein eigenes Ich führte. Es ist ganz sicher, dass er mir innerlich recht geben musste, aber er wollte das nicht seinem um vieles jüngeren Kollegen zugestehen. Wenn er auch vielleicht noch nicht an sich selbst als Goldmacher zweifelte, so hatte ich ihm doch die Augen darüber geöffnet, was die Freundschaft Jollivet-Castelots eigentlich wert war. Schliesslich sagte er gesenkten Hauptes:

— Ja, ja, du bist jung und schroff wie ich es in deinem Alter war. Damals hielt ich auch Männer, die sich den fünfziger näherten, für alte Greise, die man zu Tode drücken sollte. Aber jetzt bin ich selbst, alt, arm, krank und vor der Zeit ermüdet — und ich bin gezwungen, an ein sorgenloses Alter zu denken.

XXII.

DIE ARMUT KLOPFT WIEDER AN DIE TÜR

STRINDBERG war seit einiger Zeit wieder aus dem Wohnhaus der mütterlichen Madame Charlotte ausgezogen und in ein geheimnisvolles Studentenlogis gezogen, dessen Leitung katholisch und dessen Namen »Hotel Orfila» war. Dort erhielt er allerdings Essen auf Kredit, aber schlimmer stand es mit dem Tabaksgeld, der bekanntlich »das Sein oder Nichtsein» für einen starken Raucher bedeutet.

Aber im Hotel Orfila wurde kein Tabak gegeben, sondern nur Essen. Und was beinahe ebenso so traurig war, es waren keine Mittel mehr vorhanden, um die Goldmachereiversuche fortzusetzen.

Jetzt war guter Rat teuer. Denn, wie die Deutschen sagen: »Freunde in der Not, gehen hundert auf ein Lot», was man möglicherweise mit dem Sprichwort wiedergeben kann: »Wenn Bier da ist, so sind auch Freunde da», oder: »Wenn die Flasche fehlt, so sehen die Freunde scheel.»

Der Einzige, der sich noch veranlasst fühlte, an die Tür des der Welt Entfremdeten und sich abgesondert haltenden Eremiten zu klopfen, war die Armut. Der erschütternde, dumpfe Aufschrei über die treulosen, zerfallenen, französischen Brüder der edlen Kunst des Goldmachens gibt hiervon einen Begriff:

»Allein, ganz allein esse ich mein Mittag vom Servierbrett in meinem eigenen Zimmer; und ich esse so wenig, dass der junge, dienstbeflissene Kellner ganz verzweifelt.»

Dieses Alleinsein war aber doch eine freiwillige Selbstquälerei, denn wenn auch die treulosen Okkultistenfreunde ihn im Augenblick der Not im Stiche liessen, so wusste er doch zu gut, wo seine wirklichen Freunde auch weiterhin wohnten.

Der zweite Teil des Trauerliedes verläuft in demselben Adagio molto-Takt, langsam und schwerfällig, in der hoffnungslos mutlosen Tonart:

— »Ich habe die eigene Stimme eine ganze Woche lang nicht gehört und aus Mangel an Übung beginnt meine Sprechfertigkeit zu versiegen. Ich habe keinen roten Heller in der Tasche, kein Tabak, keine Briefmarken.»

Diese furchtbare Lage gereichte ihm jedoch deshalb zum Glück, da sie mehr als alles andere dazu geeignet war, Strindberg dem wirklichen, wahren Leben die Augen zu öffnen, sowie die unsinnigen Träume zu verjagen, dass er sich Fortuna auf »feuchtem Wege», d.h. mit Hilfe von Zinklösung, Eisenvitriol u.a. nähern könnte.

— »Dann raffe ich meine ganze Willenskraft zu einer letzten Anstrengung zusammen. Ich will Gold auf trockenem Wege, mit Hilfe von Feuer machen.

Allerdings nicht mit dem »zentralen, auf der astralen Ebene befindlichen, himmlischen Feuer», sondern mit Hilfe des mit den Sinnen wahrnehmbaren Steinkohlenfeuers, das den Rauch nach innen schlagen lässt und einen fürchterlichen Geruch verbreitet. Aber auch Steinkohlen kosten Geld, denn im Hotel Orfila wurde von seiten des Hotels nur ein bedeutungsloses, kleines, offenes Kaminfeuer am Tage unterhalten. Aber woher Geld nehmen?»

»Wehe den Einsamen! Wehe den verwaisten, armseligen Spatzen auf dem Dache!

Niemals in meinem ganzen Dasein ist das Elend grösser gewesen, und ich vergiesse Tränen wie ein verlassenes Kind, das sich im Dunkeln fürchtet.»

Aber wie das Sprichwort sagt: Der Morgen ist weiser als der Abend. Nach durchschlafener Nacht beschloss er, sich Geld auf eine alles andere als ungewöhnliche Weise zu verschaffen. Das Mikroskop, die Uhr und die letzten Wertsachen, die er auf Grund der Sammlung unter den Skandinaviern hatte auslösen können, wurden jetzt zurück zum »Berg der Frömmigkeit» gesandt, wie das Leihamt in der täglichen Sprache in Paris genannt wird. Und diese so erhaltenen, letzten paar Francs werden nun auf eine Karte in

dem Spiele gesetzt, in dem die Einsätze: Glück, Ehre und das erstrebte Gold sind.

Jetzt wurden neue und stärkere Tiegel, eine Zange, ein Blasebalg sowie ein kleiner Blechofen gekauft.

Warum kam August denn nicht zu uns, wo er doch sehr gut wusste, dass ich mehrere dieser Dinge hatte, da ich selbst aus einer Mischung von Zinn und Antimonium kleine Bilder und Schmucksachen goss. Wir hatten eine richtige kleine Giesserei in einer Ecke des Ateliers.

Wie gern hätte ich ihm bei solchen Experimenten geholfen, die ein für allemal mit diesem sich tagelang hinziehenden blinden Tasten hätten Schluss machen können. Aber Augusts Schicksal wollte es anders, und er blieb wieder wie früher ganz unsichtbar. Ich dachte mir jedoch, dass der Tabakshunger ihn doch früher oder später zu seinen in der Dutôt Strasse wohnenden Freunden oder seinem »Bildhauerfreund», wie Strindberg mich im »Inferno» nennt, treiben würde.

Er schickte nur ab und zu eine Postkarte. Und auch die waren nicht besonders interessant, sondern nur leere Grüsse wie eine gleichgültige Handbewegung — er hatte sozusagen nichts zu sagen. Denn die Goldmacherei war nun wieder sein Ein und Alles. Mir schien es schon so, als ob zwischen uns eine kleine Abkühlung eingetreten wäre und zwar danach, als ich ihm alles erzählt und aufgedeckt hatte, was die Freundschaft Jollivet-Castelots in Wirklichkeit wert wäre. Ich war in mancher Beziehung für Strindberg das »enfant terrible», was die neuen alchemistischen Kleider des Kaisers betraf, weswegen er auch im »Inferno» unsere, ein wenig gespannten Goldverhältnisse, die ein paarmal abzubrechen drohten, vorsichtigerweise unberührt gelassen hatte.

Mit dem ihr angeborenen, der Frau eigenen, Feingefühl konnte Divina viel geschickter als ich die »Herren der Schöpfung» durchschauen; sie machte mir gegenüber oft deswegen Bemerkungen, dass ich mit meiner »Kritik» Strindberg nur unnötig reize, sowie, dass dieser in schwierigen Lagen eher Ermutigung gebrauchte. Da die von mir August gegenüber empfundene Freundschaft gerade zu jener Zeit im Begriff war, in tiefes Mitleid umzuschlagen, so hatte ich

selbst ein schlechtes Gewissen. Denn, was ging es mich eigentlich an, was für Gold mein älterer Freund herzustellen beliebte!

Einmal erschien er dennoch in unserem Atelier, natürlich wieder nur »im Vorbeigehen und in aller Eile» nur um uns mitzuteilen, dass er ins Hotel Orfila umgezogen sei. Aber es war doch zu bemerken, dass der wirkliche Grund seines Besuches nur darin lag, dass er hoffte, ein paar Zigaretten rauchen zu können. Natürlich sprach er von diesem Wunsche kein Wort, aber nach der grossartig feierlichen und ganz darin aufgehenden Weise, mit der er an seiner Zigarette sog, zu schliessen, konnte man ganz deutlich bemerken, dass er mehrere Tag lang keinen Tabak zu sehen bekommen hatte. Und jeder Raucher weiss, was das bedeutet! Das gab mir immer deutlicher zu verstehen, was die Worte nicht ausdrückten: dass die Not wieder an die Tür geklopft und ihm sogar den Tabak genommen hatte.

Aber es war ganz unmöglich — wenigstens mir — ihm ganz einfach Geld anzubieten. In allem, was die Geldfrage betraf, war Strindberg äusserst schüchtern, bescheiden und empfindlich, ja, er fühlte sich sogar leicht verletzt, wie damals, als er kam, um »für sein Essen zu bezahlen.» In jenen Tagen der bittersten Not und des Mangels hatte mir Strindberg nicht ein einziges Mal mit einem Wort angedeutet, dass er etwas »pumpen» wolle, was sonst in den skandinavischen Bohèmekreisen im Auslande etwas ganz Gewöhnliches ist.

In diesem Punkte unterschied sich Strindberg zu seinen Vorteil von den meisten Skandinaviern. Das Über-die-Mittel-Leben war ihm durchaus ein Greuel und er war direkt, wie ein wirklicher Spartaner, Meister im Zügeln seines Wollens und Strebens. So siegte er in seinem Kampfe gegen die Versuchungen der Welt, gleichgültig von welcher Art sie auch immer waren. In der ganzen Zeit, in der wir miteinander verkehrten, habe ich ihn nicht ein einziges Mal in leichterem Grade betrunken gesehen, höchstens manchmal so etwas wie angeheitert, wobei er dann leicht etwas sentimental wurde.

Da er doch alle seine Leidenschaften zügeln konnte, die sich in ihm nur als halbwissenschaftliche Schwärmereien of-

fenbarten, so hätte er sich doch sicher auch in Paris, und das nach der Auffassung aller Franzosen, in jedem Fall mit seiner Allgemeinbildung, die doch über dem gewöhnlichen Niveau lag — von seinem Schriftstellergenie ganz zu schweigen — einen Platz in der Sonne erobern können. Ihm wäre es doch ein Leichtes gewesen, Ehre, Glück und gerade Gold auf eine ganz andere und viel einfachere Weise zu ernten, wenn er nicht so innerlich zerrissen und vollständig ausgemattet gewesen wäre, dass er manchmal ganz geradezu sagte:

»Weisst du, ich gebe die ganze Kunst dem Teufel!»

Strindberg hatte bisweilen erwähnt, dass er ab und zu mal namenlose Geldsendungen von seinen »Okkultistenfreunden» erhalten hätte. Die Anahme dieser Sendungen schien auf ihn gar nicht demütigend zu wirken, denn er hatte sich nun einmal der Okkultistenbewegung völlig in die Arme geworfen, in der es sich einfach für seine Gesinnungsgenossen gehörte, einander nach besten Kräften zu unterstützen. Diese Unterstützungen rührten jedoch nicht von den goldgierigen, französischen Alchemisten her, sondern deren Spuren weisen nach Finnland, wo eine Dame wahrscheinlich noch heute das »Inferno» Manuskript im Besitze hat; dieses widmete Strindberg später denn auch ihr sowie ihrem Manne als Beweis für seine Dankbarkeit; aber diese Personen wünschen ungenannt zu bleiben.

Während Strindberg nach Herzenslust den Rauch der ungarischen Zigaretten in die Lungen sog und ein paar Tassen Kaffe leerte, steckte ich ihm heimlich ein paar Paketchen des französischen Monopoltabaks in die Taschen seines Ulsters. Ich war zu jener Zeit schon Raucher genug, um zu wissen, dass der Tabakshunger das Fürchterlichste von allen Entbehrungen und Entsagungen ist, und dass, wenn er einmal gestillt ist, alles andere wieder in weniger trübem Licht erscheint.

Nachdem Strindberg gegangen war und mir seine neue Adresse dagelassen hatte, hielten wir Familienrat darüber ab, wie wir ihm, ohne ihn zu verletzen, einige Hundertfranknoten schicken könnten, und ohne dass er wüsste, woher sie kämen. Ich hatte nämlich gerade damals auf der in Lyon abgehaltenen Kunstausstellung ein paar kleine Schneelandschaften, die in Südeuropa immer einen guten Absatz finden, verkaufen können. Da mir ausserdem mein Vater regelmässig einen Monatszuschuss schickte, hielten wir uns direkt »für reich» im Vergleich zu unserem so hart auf die Probe gestellten Freunde. Da ich mich ferner ganz von der skandinavischen Kolonie in Paris abgesondert hielt, hatten wir auch nicht an der unter den Skandinaviern veranstalteten Sammlung, teilnehmen können. Daher meinten wir nun, es sei die Reihe an uns, einzutreten, und das geschah auch im »kritischen Augenblick».

Es war aber nicht möglich, ihm ohne weiteres einen gewöhnlichen eingeschriebenen Brief zu schicken, denn August kannte meine Handschrift. Eine Zahlungsanweisung durch Vermittlung einer Bank war einer solchen Kleinigkeit wegen eine ziemlich komplizierte Sache. Statt dessen verfiel ich auf einen kleinen Trick und eine List, die meiner Meinung nach sowohl ganz nett wie — mit Verlaub zu sagen — »witzig» war.

Ich schlug also vor, dass wir Strindberg die Unterstützung durch Vermittlung der alten Augustineräbtissin schikken sollten, die ihn im St.-Louis Heim gepflegt hatte. Diese könnte ihm dann schreiben, dass es im Heim Freiplätze gäbe, die nach den uralten Regeln der Nonnen jedes Jahr unter den Pfleglingen ausgelost würden. Und da das Los dieses Mal auf Strindberg gefallen wäre, so schickte sie ihm seinen schon bezahlten Betrag zurück. Und so geschah es.

Die alte liebenswürdige Nonne, die sich an Strindberg als an einen der aller geduldigsten Pfleglinge sehr gut erinnerte, willigte gutherzig in diese kleine Wohltätigkeitsbetrügerei ein. Und so schickte sie die Summe an August Strindberg mit einigen Grüssen von St.-Louis.

XXIII.

ICH BIN DER EWIGE, DER DIE ZEICHEN DER LÜGNER ZUNICHTE MACHT

NACH einiger Zeit beschloss ich, Strindberg einen Gegenbesuch in seiner »Studentenbude» Orfila abzustatten, um mich darüber zu vergewissern, ob der Tabak und der aus St. Louis angekommene Brief ihm wenigstens eine kleine Erleichterung bereitet hatten. Auch war ich ja etwas neugierig zu erfahren, wie er sich in der neuen — und, wie er hoffte, — ruhigeren Umgebung eingerichtet hatte — und — was das Wichtigste war — ob das Goldfieber den entscheidenden Moment erreicht hatte. Tatsächlich hatte August nach französischer Art nur »auf Wiedersehen» gesagt, ohne die bei uns üblichen Worte »Vergiss nicht, mich wieder zu besuchen» hinzuzufügen, aber, da er doch in aller Eile gekommen war, um mir seine neue Adresse mitzuteilen, konnte dieses als Einladung gelten.

Eines Nachmittags begab ich mich ungefähr um 5 Uhr auf den Weg, in der Absicht, ihn zu einem kleinen Mittagessen zu sweien mitzunehmen. Ich hatte nämlich an dem rechten Ufer der Seine, hinter den grossen Boulevards, ein grosses Café, mit musikalisch hochstehendem holländischen Orchester, entdeckt.

Ich war der Meinung, dass der müde untätige Dichter trotz eines Mangels an musikalischem Gefühl des Trostes der Töne bedurfte, ganz wie seinerzeit König Saul.

Bei meiner Ankunft im Hotel Orfila stellte ich sogleich fest, dass das ganze baufällige Haus schon dem Äusseren nach einen ausserordentlich finsteren und unangenehmen Eindruck machte. Und ich bin überzeugt, dass nur die Tatsache, dass dieses »Hotel» den Namen »Orfila», denjenigen

von Augusts Schutzheiligen der Chemie, trug, ihn bewogen hatte, sich in diesem geschmacklosen Gebäude niederzulassen.

Das Haus war alt und schlecht erhalten, die Fenster waren klein und in geringer Anzahl, und das Ganze war allem Anschein nach nicht das, was in Paris jetzt ein »Hotel» genannt wird.

Einen feinen Portier gab es natürlich nicht, nur einen verärgert aussehenden Pförtner, der als Antwort auf meine Frage, ob Herr »Sträinbeer» zu treffen sei, mich nur mit einem teils neugierigen, teils misstrauischen Blicke mass. Ich erriet sofort, dass Strindberg diesen alten verrosteten Torschlüssel nicht hatte »ölen» wollen oder können. Ein etwas unsauberer Kellner, in Hemdsärmeln, und mit dem üblichen blauen Schurz, wusste statt dessen zu berichten, dass Herr Sträinbeer wahrscheinlich zu Hause sei, da er sein Zimmer sehr selten verlasse.

Ich schickte den Burschen, um meinen Besuch anzumelden, ohne jedoch meinen Namen zu nennen. Strindberg schien ihm verboten zu haben, zu erwähnen, dass er zu Hause sei, denn der Junge kehrte zurück und sagte in etwas unsicherem Tone, dass »der Herr nicht da sei».

Ich bemerkte sofort die Unwahrheit in dieser Antwort, er wurde einem Kreuzverhör unterzogen, wobei er schliesslich zugab, dass »der Herr die Tür nicht hatte öffnen wollen, weil er im Begriff war, zu heizen». Aus der Rede des Burschen ging hervor, dass er aus Savoyen stammte, und mit den Bewohnern dieser Gegend muss man wenigstens ebensoviel scherzen, wie es Albert Engström auf Kosten der Barone aus Skåne tut. Ich sagte also: — Das passt ja ausgezeichnet, ich bin nämlich »fumiste». Diesen Ausdruck genau zu übersetzen, ist fast unmöglich. Er bedeutet ungefähr Schornsteinmeister oder Kaminhersteller. Daher gefiel ihm selbstverständlich dieser letzte Ausdruck, der Sohn Savoyens zog den Mund bis an die Ohren und sagte:

— Gu-u-t! Der Herr wird vielleicht ein sehr willkommener Gast sein!

Nach Augusts Beschreibung zu urteilen war das »Hotel» Orfila einem alten Kloster ähnlich. Aber als ich in den

niedrigen dunklen Korridor trat, um die aufgegebene Nummer des Zimmers zu suchen, erinnerte mich das ganze Haus m.E. eher an ein Gefängnis — oder eine Art Zuchthaus lebendig Begrabener.

Nachdem ich endlich, nach langem Herumirren, die genannte Nummer gefunden hatte, pochte ich vorsichtig an die Tür.

Keine Antwort. Aber doch vermeinte ich, im Zimmer das Brummen eines Bären gehört zu haben.

Ich pochte noch einmal und stärker an die Tür, indem ich rief:

— Tag, August. Öffne nur! Ich bin's!

— Wer ist »ich»? antwortete jetzt eine mürrische Stimme.

— Kennst Du mich nicht an der Stimme? Ich bin's, der Finnteufel!

— Lautlose Stille.

Schliesslich öffnete sich die Tür ganz wenig, und durch die Spalte sah ich das russige Gesicht Strindbergs mit seinem hochstehenden Haar.

— Bist Du allein?

— Jawohl.

Endlich wurde ich hereingelassen.

— Aber alle Wetter! Wie kannst Du in dieser Hitze leben?

— Ich lebe auch nicht. Habe seit langem aufgehört, zu leben — ich existiere überhaupt nur — oder, um es genauer auszudrücken, büsse ich meine Strafe in dieser verdammten Hölle!

— Wie? Was soll eine solche Hölle bedeuten?

— Lese Svedenborg!

— Höre mal, das sollst Du nicht tun. Ich habe sogar nicht Dante durchlesen können, denn ich habe schon genug von den Zeichnungen Dorés über sein Inferno. Aber da einmal die Rede von der Hölle ist, wie — in der Hölle! — kannst Du in einem solchen Dampfbad atmen?

Tabakrauch und allerlei scharfriechende, erstickende Dämpfe erfüllten das Zimmer, sodass man kaum nach Luft schnappen und mit Mühe andere Einzelheiten unterscheiden

konnte, als nur, dass der Fussboden aus rötlichen Terracottaquadern bestand, — die teils Risse aufwiesen.

Solche steinernen Fussböden findet man oft in alten Pariser Häusern. Ausserdem war das Zimmer in Halbdunkel gehüllt, da die Vorhänge zugezogen waren, und mit dem bläulichen Tabaksrauch mischte sich der aus dem glühend heissen Kamin strömende Steinkohlendunst.

Neben dem Kamin stand ein Sack voller Steinkohlen sowie ein Wassereimer, in den ein paar Eisenstangen zum Abkühlen gestellt waren. Auf dem Gluthaufen befand sich ein grauschwarzer Grafittiegel, der ebenfalls glühend heiss war. Es war durchaus nicht schwer zu erraten, was gekocht oder gebraten wurde. Denn auf dem Waschtische befanden sich in einem kunterbunten Durcheinander Zinnstangen, kleine Bleistücke, Borax, eine kleine runde Tasse, in der Quecksilber war und sonst noch alles Mögliche. Der Schreibtisch war ein Sammelsurium von Papieren und auf dessen einer Ecke lagen gehäuft aufeinander ausländische und französische Zeitungen sowie Bücher in einer malerischen, geradezu »künstlerischen Unordnung». — Ich selbst bin nie ein Mann peinlicher Ordnung gewesen, aber beim Anblick eines solchen Wirrwarrs fühlte ich, dass ich mich fast in einen wirklichen Ordnung und Rhythmik liebenden Kleinbürger verwandelte. Nie zuvor hatte ich Strindbergs Zimmer in einem solchen Zustande gesehen. Solange er in fremden Laboratorien, wie in der Sorbonne, oder bei dem Pillendreher in St. Louis arbeitete, war seine Wohnung stets sauber und ordentlich gewesen, aber jetzt, wo er begonnen hatte, Gold auf »*trockene Art*» herzustellen, mit Hilfe des Feuers, in seinem eigenen Zimmer, fand er es nicht der Mühe wert, seine Werkstatt sauber zu halten.

— Wie kannst Du hier schlafen?

— Nachdem ich das Feuer gelöscht habe, öffne ich das Fenster. Aber das Merkwürdigste in dieser Zauberhöhle war der Zauberer selbst.

Strindberg hatte nichts anderes auf dem Leibe als eine zerrissene gestreifte Pyjamahose und einen ledernen Schurz, der wegen seines bunten Farbenreichtums an den Schurz der Freimaurer der 32. Klasse erinnerte. Eigentlich war er

stattlich anzusehen, wie ein alter Maschinist im Feuerraum eines Überseedampfers. Er hatte eine rötlichbraune Farbe, war russig und mit Schweiss bedeckt, als ob er in einem römischen Bad wäre. Ich bat, meinen Überrock ablegen zu dürfen, dann die Weste u.s.w., denn die Hitze war so entsetzlich, dass das Thermometer sicher mehr als 30° C zeigte.

— Wie geht es Dir sonst?

— Schlecht und recht, antwortete Strindberg, indem er in den glühenden Tiegel starrte, der sausend, zischend und dampfend auf dem Glutfeuer stand. Es würde mir sonst ganz gut gehen, aber der Kopf schmerzt mir ein wenig.

— Das ist kein Wunder. Auch von geringeren Ursachen kann man krank werden! Wenn Du nur auf dieselbe Weise weiter arbeiten wirst...

— Dieses ist auch mein letzter Versuch. Alles geht bald zum Teufel. Hier passierte es mir vor einiger Zeit zum ersten Male, dass ich tatsächlich begann, an dem Wert meiner wissenschaftlichen Versuche zu zweifeln. Und eine Zeit lang ist alles, was ich auch versucht habe, misslungen. Zweimal habe ich diese gleichen Stoffmengen geschmolzen; das erste Mal war dabei etwas mehr Borax, das zweite Mal etwas weniger, aber ich kann durchaus keinen metallischen Bodensatz hervorbringen. Und wenn sich dieses Mal ein solcher metallischer Bodensatz nicht ergibt, so ist es das dritte und letzte Mal. Und dann...

Fast wäre ich aufgesprungen und hätte Strindberg zur Erreichung eines solchen glänzenden Erfolges beglückwünscht. Aber ich wagte es nicht, denn der Widerspruchsgeist kann durch die kleinste Unvorsichtigkeit wieder ermuntert werden. Ich schwieg also wie ein Barsch.

August setzte das Gespräch fort:

Ich werde mich nicht mehr plagen. Denke Dir doch, wenn dieses zuguterletzt mehr Torheit als Wissenschaft gewesen wäre! Ja, Du musst mich richtig verstehen, ich meine Torheit insofern, als ich auf die Hilfe des Zufalls gehofft hatte, ganz wie der Erfinder des Pulvers.

— Es mag wohl so sein, aber es dürfte doch klar sein, dass man für Versuche solcher Art elektrische Öfen braucht, die eine Hitze von 2—3000° entwickeln. Was kannst Du mit einem solchen Küchenofen erreichen, als nur das letzte Mark in den Knochen austrocknen. Lass dieses dumme Zeug zum Teufel gehen! Wasche Dir den Russ und den Schweiss von Deinem Körper ab, kleide Dich an und komm mit mir zum Mittagessen. Darf ich das Fenster öffnen? Hier erstickt man ja.

— Wer bat Dich denn zu kommen!

— So, so, ich wollte nur einen Gegenbesuch machen, man muss sich doch ein wenig an Sitten und Gebräuche halten. Und dann wollte ich sehen, ob Du noch lebst.

— Nun ja, entschuldige bitte. Es war ja sehr freundlich von Dir, aber lasse die Fenster in Ruhe. Da draussen ist ein Hühnerhof.

— Du hast wohl nichts gegen den Hahn einzuwenden, der sich weitab von hier am Kreuze der Kirche befindet?

— Nein, nein! Ich meine richtige Hühner.

— Was in aller Welt? Ein wirklicher Hühnerhof?

— Nein, zum Teufel, aber ich meine das Nonnenkloster dort gegenüber, da sitzen junge vornehme Novizen und bewachen den Alten...

— Vielleicht nehmen sie an, dass Du hier Iduns goldene Äpfel bratest, die dem Doktor Faust eine neue Jugend und Blütezeit schenken sollen. Komm' jetzt mit mir zum anderen Ufer des Flusses, Mittag zu essen. Lasse uns nach »Grand Taverne» an der anderen Seite des grossen Boulevards gehen! Da konzertiert ein holländisches Orchester, welches in ehrbarer Nationaltracht herrlich spielt, z. B. Schumann und Schubert.

— Pfui, Teufel! Ich habe mehr als genug von Schumanns »Aufforderung».

— Kann sein, aber Du müsstest hören, wie sie Schuberts »Ave Maria» spielen — so fein und ausdrucksvoll, dass man sowohl katholisch wie auch wirr werden kann.

— Wirr werde ich schon so genug, brummte August, und katholisch kann ich auch durch Geringeres werden. Denke Dir doch, dass die Katholiken von St. Louis mir die Geldsumme, die ich Ihnen für meine Faulenzerei bei Ihnen

bezahlte, zurückschickten. Sage aber, sind nicht eben die Katholiken die richtigen Christen!

— Sicher. Aber hast Du nicht Hunger? Du siehst schlecht aus . . .

— Nein, danke, lieber Asp! Jene holländischen Mädels locken mich nicht.

— Aber das Mittagessen dann?

— Auch das nicht! Kannst Du nicht hier mit mir essen. da ich einmal in der Lage bin, Dich meinerseits einzuladen?

— In diesem Zimmer?

— Ja, warum denn nicht, sie bringen die Speisen auf einem Tablett; man braucht nur eine doppelte Portion und andere Messer und Teller bestellen.

— Es sei! Aber wir müssen zuerst das Zimmer lüften, die Hitze entfernen.

— Sogleich.

August liess einen tiefen Seufzer hören, indem er eine Weile den Blick auf seine Zauberküche und dann auf den Ofen heftete.

— Lasse uns zuerst sehen, ob es auf dem Boden des Tiegels Gold gibt!

Er ergriff die ziemlich grosse Zange, hob damit den Tiegel von dem Kohlenfeuer ab, goss den Inhalt in den Wassereimer, sodass ein Zischen zu vernehmen war und ein übelriechender Wasserdampf das Zimmer erfüllte.

— Ach so! Du giessest Zinn im Juli statt zum neuen Jahre. Das kochend heisse Wasser des Eimers wurde in einen anderen Eimer gegossen und in dem Bodensatz wurden Goldkörner gesucht. Strindberg stöberte darin herum und untersuchte, guckte sogar durch ein Vergrösserungsglas, aber er fand kein goldenes Metall.

— Findest Du die Äpfel Iduns?

— Nein. Nicht einmal die Apfelkerne der Hesperiden. — Vergeblich — — — alles vergeblich.

— Nur nicht das Mittagessen — schob ich schnell ein, denn jetzt durfte er nicht zerknirscht werden.

August schleuderte mit entschlossener Miene den Tiegel in eine Ecke, sodass dieser in kleine Stücke zerbrach. Mit einem Fusstritt entfernte er die Zange, die mitten im Zimmer

lag. Dabei brummte er etwas vor sich hin — es klang wie Zauberworte — oder fluchte er nur?

— Nichtigkeit der Nichtigkeiten!

— Weisst Du August, an wen Du jetzt erinnerst?

— Natürlich an Hiob.

— Garnicht, Hiob hat nie ein solches »Jobb» gehabt.

— Wirklich? Du weisst also nicht, dass ich eben Hiob bin, der Mann, den der Herr in der Gewalt des Teufels liess, und der während des ganzen Mittelalters das Vorbild der Faust-Sage gewesen ist. Hiobs Geschick ist mein Geschick. Ebenso wie er habe ich alles, was ich besass, verloren, zwei Frauen und vier Kinder, all mein Hab und Gut, alle meine Freunde, jede Möglichkeit, ein besseres Auskommen zu finden, meine Gesundheit und meine Kräfte. Gejagt aus dem einen Lande in das andere, ohne eigenes Heim, ohne eigenen Boden, kann ich wahrhaftig sagen, dass mein Geschick härter ist als dasjenige Hiobs. Alles, worüber Hiob sich beklagt, hat mich siebenmal schwerer getroffen.

Strindberg nahm seine schwedische Bibel hervor und setzte fort:

— Wenn ich Dir auch ein paar Stellen aus dem Buche Hiob vorlese, verstehst Du sogleich, was ich meine. »Hiob sagte: Meine Nächsten haben sich entfernt und meine Freunde haben meiner vergessen». »Meine Haut am Leibe ist schwarz geworden und meine Gebeine sind verdorrt vor Hitze».

— Hm. Teilweise stimmt das schon.

— Ganz sicher. Aber höre jetzt die 13. und 14. Strophe des 7. Kapitels: »Wenn ich denke, mein Bette soll mich trösten, mein Lager soll mir's erleichtern; wenn ich mit mir selbst rede, so erschreckst Du mich mit Träumen und machst mir Grauen.»

Ist das nicht alles wie das Fazit von alledem, was ich gelitten habe? Die Runzeln der Haut, die schlechten Träume und die Furcht einflössenden Erscheinungen. Aber Hiob kam ja nur mit dem blossen Schrecken davon, ihm wurde Verzeihung und volle Entschädigung zugesagt, aber ich habe sogar die bürgerlichen Ehrenrechte verloren.

— Das bildest Du Dir nur selbst ein. Übrigens dachte

ich gar nicht an Hiob als ich Dich Gold machen sah. Nein, ich glaubte eher, Ilmarinen zu sehen, den finnischen Heiden, den göttlichen Schmied, den Goldschmied, der sich eine Frau aus Gold schmiedete. Es ist Dir fast ebenso wie Ilmarinen und seiner goldenen Frau ergangen.

— Wie war's denn mit ihm? Kann mich nicht erinnern, etwas über ihn gehört zu haben.

— Ja, als Ilmarinen seine goldene Frau berühren wollte, war sie so kalt geworden, dass die eine Seite seines Körpers von einer furchtbaren Gicht geplagt wurde, obgleich er viele blaue Filzdecken und ebenso viele rote Decken zwischen sich und — seine Glücksgöttin gelegt hatte. So ist es auch Dir und Deiner goldenen Frau ergangen. Sie liess Dich kalt allein — und nun suchst Du Iduns Äpfel, um wieder zur Wärme und zum Gleichgewicht zu gelangen.

Wortlos und ermüdet liess sich Strindberg auf dem einzigen Lehnstuhl im Zimmer nieder. Ich lag auf dem Rücken auf dem Bett und starrte in die von Dampf und Tabaksrauch erfüllte Luft.

— Mein Gott, hörte ich Strindberg klagen, jetzt ist der Winter und auch der Frühling vergangen

— und dazu noch ein Teil des Sommers, ja, anderthalb Jahre, und hier bin ich, ebenso klug wie ich anfangs war. Habe ich denn einem reinen Phantom meine Tage und Nächte, Monate und Jahre geopfert? Lebensglück, Frau und Kinder, Zeit und Geld, Gesundheit und Kräfte — alles, alles habe ich für eine Fieberphantasie dahingehen lassen.

Strindberg sass, den Kopf in die Hand gestützt, den Oberkörper hin und zurück, wie im Schaukelstuhl, wiegend.

Es gibt im Leben Augenblicke, wo das Schweigen besser ist als die schönste Beredsamkeit. So war es auch hier der Fall. Ich sah nur, wie mein alter Freund aufs Geratewohl im Alten Testament blätterte.

— Ein etwas merkwürdiger Tröster, dachte ich bei mir selbst, und ich konnte nicht anders als zugeben, dass ich es schwer, ja bedrückend fand, jenes Buch in der Hand dieses Mannes zu sehen — und noch in dem Augenblicke. Nicht, dass ich auf irgendeine Weise den Wert der sogenannten biblischen Geschichte unterschätzen wollte, aber der Anblick

jenes Buches in Strindbergs Hand erinnerte an Hohn und Spott.

Was hatte der Gottesleugner der 1880:er Jahre in diesem Buche zu suchen? Oder suchte er tatsächlich Gott? »Aus der Tiefe rufe ich, oh Gott, zu Dir»? Ich fühlte, dass eben jetzt etwas Übermenschliches, etwas Gewaltiges geschah.

Ganz, wie vom Traum umfangen, ganz, als ob er allein wäre und nach alter gewohnter Art für sich selbst spräche, äusserte August:

— Ich habe alles geopfert, ich habe nichts gewonnen!

Ich richtete mich im Bett auf und entgegnete:

— Wer nichts wagt, der nichts gewinnt; wer nicht sucht, wird nicht finden — aber jetzt hast Du Deinen Frieden nach dem Kampfe erreicht. Wenn auch besiegt, wirst Du dadurch dem Leben wieder zugeführt.

Er las:

»Ich bin der Ewige, der die Zeichen der Lügner zunichte macht . . .

XXIV.

DER KAMPF DER TITANEN

WENN ein gewöhnlicher alter Onkel allmählich wieder zum Kinde wird, dann ist man allgemein der Ansicht, dass das eine alltägliche Erscheinung ist. Aber wenn die Genien beginnen, ihre Grösse zu verlieren, wenn die Weisheit in die Kinderschuhe kriecht, dann verliert man das Gleichgewicht und fühlt einen Stich im Herzen.

Aufgeregt und gespannt musste man zusehen, wie August Strindberg, der Freidenker, der grosse Realist und Atheist, der Verneiner, zu schwanken begann, als er die ersten Zeichen eines frühzeitigen Alterns spürte. Er verliess den Standpunkt der stolzen Zweifel, indem er um den »persönlichen Gott», ein menschenähnliches Bild, herumtappte. Diesen Kampf, den er mit den Leiden Hiobs und mit Israels bekanntem Ringen mit dem Herrn verglich, hat er in erschütternder Weise in seinen »Legenden» und im »Inferno» beschrieben.

Bald ist vererbte oder selbstverschuldete Krankheit, bald aus Mangel an Verständnis hervorgerufene Armut, Hunger und Kälte, oder eine Reaktion nach übermenschlichen, seelischen Anstrengungen, oder eine vollkommene Unfähigkeit, seine Triebe und Leidenschaften in unvermeidlichen Grenzen zu halten, oder oft auch all dieses zusammen die Ursache dazu gewesen, den Söhnen des Prometheus ein frühzeitiges Grab zu graben. Strindberg hätte es so ergehen müssen und es wäre ihm auch so ergangen, wenn nicht sein starker Körperbau zuletzt doch den Sieg davongetragen hätte und ihn von der Skylla des Goldmachens und der Charybdis der Zwangphantasien gerissen hätte. Tief erschütternd war ja das Geschick des jungen Shakespeare

Finnlands, des Studenten Josef Julius Wecksell. Kurze Zeit, bevor seine Seele für immer erlosch, schrieb er sein letztes Schwanenlied, das düstere und grossartige »*Kind der Mitternacht*». Dieses Gedicht, ein herzzerreissender Notschrei, machte einen tiefen Eindruck auf Freund August, da er selbst einen harten Kampf gegen die Mächte der Finsternis führte. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Tatsache, dass diese Strophen eben im Januar 1863 geschrieben wurden, als der göttliche Funke für immer in der Seele von Finnlands Shakespeare erlosch, und wo der Geist begann, seinerseits den Shakespeare Schwedens, August Strindberg, zu beseelen, der eben zu dieser Zeit sein 13. Unglücksjahr hinter sich hatte, wobei er am 22. Januar das 14. Jahr erreichte. Nur 8 Jahre später dichtete er das im Geiste des ersten schwedischen Shakespeare geschriebene Drama »Meister Olav».

*

Ein anderer ringender Titan, der seine Jugend als leichtsinniger Offizier verbrachte und sich dann veränderte, vertiefte und zum Schriftsteller von hohem Wert heranwuchs, war Graf Leo Tolstoi.

Von epischer Breite, sich nach jeder Richtung hin unbegrenzt weit ausdehnend, gleich den Steppen Russlands, sind seine Romane, in welchen er sein Land in Krieg und Frieden von der Zeit der Angriffe Napoleons bis zu seiner eigenen Lebenszeit schildert. Aber im Jahre 1887 steigt er von der endlosen, ermüdenden Weitläufigkeit der erzählenden Form zu der höchsten Konzentration, der kräftigen, dramatischen Form, indem er sich auch hier — oder hauptsächlich eben hier — als der Meister der Begrenzung zeigte. Immer mehr beherrschten ihn die Zweifel über die Berichtigung der Existenz der ganzen europäischen Kultur, und so entschloss er sich im Jahre 1896, diese Nichtigkeit der Nichtigkeiten zu entblössen, was in dem beissend spöttisch geschriebenen Lustspiel »Die Früchte der Bildung» geschah. Dann verstummte auch Russlands Shakespeare für immer. Seine Seele verfinsterte sich und für ihn begann, wie für Strindberg, die Zeit des Inferno.

Er vertiefte sich in Grübeleien und studierte sogar Theologie. Und das Unrichtige der russischen Lebensart und die »Hoffnungslosigkeit», wovon die russische Seele erfüllt ist, liessen ihn an allem zweifeln — zuletzt sogar an sich selbst. Nun gab er seine »Bekenntnisse» und »Glauben» heraus und begann, die Evangelien zu lesen, um aus diesen seine weltfremde, religiös-fanatische Askese herauszugraben. Und als er sich dann aus dem Bauern, dem »Musjik», diesem armen Tier, ein Idealbild geschaffen hatte, da begann er jenen unzähligen Unzurechnungsfähigen des russischen Reiches, die weder lesen noch schreiben konnten, kleine einfache, lehrreiche Bücher, die irgendeinen evangelischen Inhalt hatten, zu schreiben.

August Strindberg, der schon damals auf dem Wege nach Canossa war in der Absicht, in den Schoss der christlichen Kirche zurückzukehren, stellte jene »persönlichen Beichten» und religiösen Schriften Tolstois höher als alle seine Romane und Dramen. —

— »Versteht denn Tolstoi eigentlich nicht», äusserte er einmal, als das Gespräch auf die Volksbildungsbücher des russischen Weltverbesserers überging, »dass das Schreiben für den des Lesens Unkundigen dasselbe bedeutet, als ob ich für Blinde Gemälde malen oder für Taubstumme Bach spielen würde?» Zugegeben, dass er glaubt, der Nachahmer Christi zu sein, aber dieser war nicht so einfältig, dass er sich vorgenommen hätte, solchen, die nicht lesen konnten, Postillen zu schreiben. Nur in dem Falle kann ich Tolstoi ernst nehmen, dass er nach der Art eines neuen Propheten von allem Abstand nimmt und sich auf die Wanderung unter das Volk begibt, es belehrend und tröstend. Schon Georg Brandes hob die eigentümlich, tendenziös auffallende Tatsache hervor, dass Tolstoi immer, sobald er seine schlechteste Bluse und seine abgetragensten und zerrissensten Stiefel anzog, einen Photographen an der Hand hatte, der sogleich fertig war, die äusserst demokratischen Anschauungen des Grafen in Bildern über die ganze Welt zu verbreiten!

Strindbergs religiöser Kampf konnte in der Hinsicht mit Sympathie erfasst werden, als er nie den Versuch machte, irgend welche Anderen als sich selbst zu überzeugen. Er drückte oft die Ansicht aus, dass er den Reiseprediger-Apostel Paulus nicht billige.

Strindbergs Glaubensbedürfnis war zu dieser Zeit seiner Natur nach einem pathologischen nahe. Die Erinnerungen seines Kinderglaubens spukten in seinem Gehirn gleichzeitig mit der aufgeschreckten Phantasie und dem immer mehr zunehmenden Aberglauben. Er strebte nicht vorwärts und suchte keine neue, vertiefte und zugleich erhebende Religion, die sich natürlich nicht in Zwietracht mit jenen Ergebnissen der Naturwissenschaften, womit die Entwicklungslehre unsere wissenschaftliche Welt bereichert hat, zu befinden braucht; er kehrte nach Tolstoi's Art zu der Auffassung der Kinderbücher über Gott zurück, welches der einzige Gottesbegriff war, der seine religiösen Bedürfnisse befriedigen konnte. Auf meine Frage, welchen Nutzen denn alle Fortschritte und die Entwicklung der ganzen menschlichen Bildung bringen, wenn man seine Begriffe einmal fertig geformt, von den Vorfahren erben kann, antwortete August folgendermassen:

— Die Religion ist der Entwicklung nicht unterworfen, sie liegt im Gegenteil ewig und unveränderlich im Grunde der menschlichen Seele wie ein Darlehen von höheren Mächten.

Ich konnte die Religion jedoch nicht als ein Darlehen auffassen, das man fertig modelliert entweder von den Vorfahren oder von den höheren Mächten erhält, sondern sie ist m.E. vielmehr die sittliche Richtlinie der Taten und der Wirksamkeit des Einzelmenschen und die sittliche Auffassung über das Leben und die Welt, zu der ein jeder durch Kampf nach seinem Gewissen und besten Wissen streben soll. Aber eine solche allgemeingültige Religion, die einem Universalgenie, wie Strindberg, ebenso gut passt wie dem einfältigsten Bauer der Steppe, gibt es wohl noch nicht.

Strindbergs von neuem entfachtes Religionsbedürfnis schwankte auch zwischen dem alten Kinderglauben und der spekulativen Theosophie, angefangen bei dem geheimen Protestantismus Swedenborgs, bis zu dem ebenso heimlichen Neu-Katholizismus Peladans, ohne jedoch auf irgendwelchem dieser Gebiete einen ständigen Boden zu finden.

Wenn Strindberg, nachdem er von seinem Goldfieber genesen war, stark genug gewesen wäre, seine geistigen Kräfte zu einer schaffenden, dramatischen Tätigkeit zu sammeln, so hätte er gar nicht in einer unfruchtbaren, religiösen Meditation Trost zu suchen brauchen. Eine religiöse Neugeburt darf natürlich durchaus nicht unterschätzt werden, vorausgesetzt, dass sie, wie z.B. bei Tolstoi, aus dem Innern hervorwächst, aus dem Zwange eines wahrhaft altruistischen Bedürfnisses, durch gute Taten das eigene Ich zu Gunsten Anderer zu opfern. Aber wer im Gegenteil nur für sich eine sichere »Rettung» erheischen will, indem er versucht, Unglücke und Schwierigkeiten abzuwenden, und abergläubisch alle möglichen Zeichen und Zufälle als Warnung oder Mahnung aus der Geisterwelt beobachtet, der ist sicher auf falschem Wege.

Ich erinnere mich noch dessen, wie Freund Augusts stets wachsendes Interesse für ungebundene Spukgeschichten, Träume und Vorzeichen wie ein kleiner Anfang der zwischen uns in geistiger Beziehung sich allmählich immer höher erhebenden chinesischen Mauer war. Manchmal konnte ich geradezu nicht mehr hören, noch weniger seinen Erklärungen der Träume folgen, die weder Hand noch Fuss hatten, sondern ich floh ganz aus dem Zimmer, meine Pflichten Divina überlassend, die selbst nicht nur an Träume glaubte, sondern auch ein wirkliches Traumbuch besass, aus dem eifrig Rat geschöpft wurde.

Ich konnte mich nicht der Vorstellung erwehren, dass dieser grosse, die Wahrheit suchende Mann ein Vergnügen daran fand, zu übertreiben und den Leuten seiner Umgebung den Kopf zu verdrehen. Dass dieses wirklich der Fall war, geht aus einem dieser Zeit entstammenden Bekenntnis hervor, aus einem an den Grafen B. Mörner gerichteten Brief, in welchem der Meister schreibt:

»Jetzt macht es mir ein besonderes Vergnügen, Neugierige an der Nase herumzuführen, und es ist mir auch geglückt, die törichsten Geschichten in Umlauf zu bringen.»

Vielleicht wird der Leser die völlig berechtigte Frage stellen, wie es psychologisch zu erklären ist, dass ein tief unglücklicher Mensch noch seine eigene Last vergrössert,

indem er vollbewusst sich selbst vor allen Menschen lächerlich macht.

Ich bin nicht imstande, es zu deuten.

War es die innere, lebendige Sehnsucht des Pessimisten nach einem befreienden, homerischen Lachen? War es derselbe, über alles Irdische erhabene Galgenhumor, der auch den alten Sokrates begeisterte, als er im Theater in Athén sass und zusammen mit anderen über die Komödien des Aristofanes »Die Wolken» und »Die Frösche» lachte, in welchen Komödien man sich eben auf Kosten des Sokrates lustig machte. Wenn dieses bei Strindberg ein persönliches Bedürfnis nach Humor war, so muss es doch ganz besonderer Art gewesen sein, denn der Humorist will ja die Lacher auf seine Seite ziehen und nicht das Gegenteil bezwecken. Aber vielleicht fand er einen besonderen Genuss daran, andere lachen zu sehen, da er selbst nicht lachen konnte.

Es sei dem, wie ihm sei; unser erschöpfter Freund fühlte wie Hamlet eine heimliche Freude, wenn die nicht verstehende Masse glaubte, dass bei ihm nicht alle Schrauben in Ordnung seien. »Geh' ins Kloster!» ruft Hamlet, und es fehlte nicht viel, dass er es getan hätte. Und vielleicht wäre er auch dieser Mahnung gefolgt, wenn nicht der Herr Pastor Thoss und der Schreiber dieses immer wieder seinem Sinn eingeprägt hätten, dass ein armer Mann nur als »dienender Bruder» in einem Kloster aufgenommen wird. Aber dazu hatte der Sohn der »dienenden Frau» keine Lust.

Zu den Eigentümlichkeiten seines Humors gehörte auch die Tatsache, dass er einen besonderen Genuss darin fand, die etwas einfache, aber herzlich gute Madame Charlotte, bei der er gewohnt hatte, zu erschrecken. Diese, die eine ganz besondere Fähigkeit besass, Scherze falsch zu verstehen, verbreitete ihrerseits alle möglichen, tollen Geschichten, die bei ihren skandinavischen Kostgängern nur Neugier erweckten und durchaus nicht dazu angetan waren, Strindbergs Würde und Ruf zu heben.

U.a. pflegte August manchmal sie an der Hand festzuhalten und mit geheimnisvoller Miene zu fragen: — Also, wann werden wir heiraten?

Diesen Scherz nahm jene einfache und etwas kokette Frau

für bare Münze, was zur Folge hatte, dass er in aller Munde war, besonders bei den Russen. Und wenn diese grinsend darauf hindeuteten, dass er wohl bald »Hausherr» werde, ärgerte er sich sehr darüber.

Eine der kopflosesten Erzählungen der alten Frau, nämlich, dass Monsieur Sträinbeer einmal frühmorgens alle ihre Kupferkessel in der Küche auf einen Haufen zusammentrug und um diese einen richtigen Zaubertanz ausgeführt hätte, um die schlechten Geister, welche die Speisen vergiften, zu verjagen, wurde dahin aufgeklärt, dass August auf meine aufrichtige Frage, was eigentlich geschehen wäre, Folgendes antwortete: »Ich pflege nämlich oft, gewöhnlich einmal in der Woche, eine Untersuchung der Kupferkessel vorzunehmen, um nachzusehen, ob die Verzinnung in Ordnung ist.» Vorsichtig und misstrauisch, wie er war, fürchtete er sehr das grüne, giftige Kupferoxyd, welches sich leicht bei nachlässig gehaltenem Küchengeschirr bildet. Einmal hatte ihn während einer solchen Untersuchung, wobei die Köchin Marie zugegen war, die Frau selbst überrascht. Als die Frau auf ihn eindrang, was er dort in den leeren Kupferkesseln suche, hatte Strindberg feierlich erklärt, dass die »Hausgeister» rostige Kessel nicht leiden können. Und daraus hatte Madame Charlotte »ihre Geschichte» über die »Beschwörung der Geister» zusammengebraut. Freund August bediente sich oft einer Bildersprache und Paradoxen, die nicht immer von allen verstanden wurden. Zuguterletzt wurde er selbst immer geheimnisvoller und immer mehr geneigt, auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten für bedeutende, wirkungsvolle Ereignisse zu halten. Er konnte sich sogar ärgern, wenn jemand es wagte, daran zu zweifeln, dass zwei auf die Erde gefallene Zweige, die noch dazu zufälligerweise quer übereinander lagen, nicht »ein warnendes Vorzeichen des Todes» seien — eben für ihn, einen der drei Millionen Menschen, die das Gewühl in Paris ausmachen.

Diese seine unglückliche Gewohnheit, seine Aufmerksamkeit auf jeden Plunder, der nicht die geringste Bedeutung hatte, zu lenken — z.B. solche Einfälle, dass er begann, Laternenpfähle zu zählen, die Nummern der Droschken zu addieren u.s.w., machte geradezu einen beklommenen Eindruck. Als er z.B. einen Kutscher erblickte, der die Nummer 700 führte und dann einen anderen mit der Zahl 53, war ihm die Sache gleich klar, »753 — ach so! Rom wurde im Jahre 753 v.Chr. gegründet.» Und dann folgten verschiedene Gedankenverbindungen von Romulus und Remus angefangen, bis zum Papste — oder bis zu Emile Zolas Buch über Rom, oder überhaupt etwas dergl. Einmal musste er mitten auf einem Spaziergange im Park zu Luxembourg umkehren, weil er sich beim Zählen der Bäume auf dem Wege verzählt hatte. Er *wusste*, dass dort 94 Bäume waren, aber jetzt hatte er es nur bis 92 gebracht, weshalb ihm nichts anderes übrig blieb, als umzukehren und das Zählen von neuem zu beginnen.

War es nun, um die Zeit schneller vergehen zu lassen? Kaum, denn solche zeitvertreibenden Einfälle konnte man nicht nur bei Strindberg beobachten, sondern auch bei vielen anderen überanstrengten, von Schlaflosigkeit geplagten Geistern. Die Zerstreutheit, die bei hervorragenden Männern nach bis ins Äusserste gespannter, geistiger Arbeit zu vollkommener Gedankenlosigkeit wird, ist beinahe zum Sprichwort geworden. Und dieses hat zum grössten Teil die einfältige Auffassung verursacht, dass das Genie an sich die Offenbarungsform einer Art von Verrücktheit sei.

XXV.

AUGUST STRINDBERG UND ARTHUR SCHOPENHAUER

DER grosse negative Philosoph Arthur Schopenhauer gehörte zu den Unglückskameraden Strindbergs insofern, als auch er allerlei kleine Eigenarten hatte und sowohl sehr empfindlich als auch leicht zu beleidigen war.

Schopenhauer war z.B. in Bezug auf seinen Namen so pedantisch, dass er sich hartnäckig weigerte, auch nur eine Rechnung zu begleichen, die seinen Namen mit zwei Ps geschrieben zeigte, »Schoppen» durfte auf einer Rechnung nicht geschrieben stehen.

Strindberg war auch mit seinem Namen sehr genau. Die Franzosen konnten seinen Namen weder lesen noch schreiben, es wurde nur »*Strainbeer*» daraus, und dieses ärgerte und plagte ihn.

Aber damit noch nicht genug. Eines Tages, zu Beginn unserer Freundschaft, kam er zu mir hereingestürzt, ausserordentlich aufgeregt, eine französische Zeitung in der Hand schwenkend. Allem Anschein nach hatte er eine Hand voll Nadeln geschluckt, sodass ich bei seinem Anblick das Schlimmste befürchtete.

Diese Zeitung, die man verbrennen müsste, hatte ihn »den '*Ibsen*' Schwedens» genannt. Könnte man nicht bei wenigerem aus dem Geleise geraten! »Der Teufel hole ihn», fluchte er für sich selbst. Ich bin Schwedens Strindberg! Was habe ich mit jenem Orangutang zu tun! Lieber könnten sie den Alten aus Dovre den Strindberg Norwegens nennen, denn was ist seine »Hedda Gabler» anders als der Bastard — eine schlechte Nachahmung — zweier meiner Frauengestalten?

Fürwahr hatte Strindberg genügend Ursache, sich wegen der ihm zuerteilten Betitelung, des »Ibsen Schwedens», belei-

digt zu fühlen, denn in Wirklichkeit war er in Paris sowohl mehr gekannt als auch mehr anerkannt nach den Erfolgen, die seine Schauspiele »Der Vater» und »Die Gläubiger» ihm gebracht hatten, als Ibsen, dessen »Ein Puppenhaus» wohl einige Male unter dem Namen »Nora» aufgeführt worden war. Aber die Wechselfälschung Noras hatte dem Pariser Publikum nie richtiges Interesse abgewinnen können.

Aber lasst uns zu dem fesselnden Vergleich Strindberg—Schopenhauer zurückkehren.

Beide waren bekannte »Frauenhasser», der letztere in grösserem Masse als der erstere. Denn wir kennen ja schon den Frauenhass Strindbergs und wissen, dass er nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Dagegen hatte Schopenhauers Frauenhass einen viel tieferen Grund, ein seelisches Leiden, welches auf geschlechtliche Abnormalität hinweist...

Beide hassten auch die Juden. Aber der Judenhass Schopenhauers war unversöhnlich, während bei Srindberg später eine Bekehrung vor sich ging, welche durch die in seinen Ansichten erfolgte Umwälzung zu erklären ist. Ein vollkommener Gottesleugner, veränderte er sich zu einem Bekenner des Kinderglaubens, aus einem Bewunderer des Theaters zu einem Theaterhasser und dann wieder zurück zum Drama; aus einem halben Chemisten und Goldmacher wurde ein Sprachenforscher, und aus einem Judenhasser ein Judenverteidiger.

Zu meiner Zeit hasste August noch die ganze jüdische Welt, vor allen Dingen die Rothschilds, mit einem wahren »alttestamentlichen» Hasse.

Ganz besonders reizten ihn die Juden Schwedens: *Bernadotte, Bonnier, Heidenstam, Levertin* u.s.w. bekamen es reichlich von ihm.

»Der einzige Fehler des Anders Zorn bestand darin, dass er Jude war und ein 'Lamm' aus dem Hause Juda geheiratet hatte.» Zorns Gattin war eine geborene Jüdin Lamm.

Ganz wie Schopenhauer, so hasste auch Strindberg die Professoren.

Jener behauptete, dass er lieber erlauben würde, »dass die Würmer in seinem Körper herumstöbern, als dass die Professoren es in seiner Philosophie tun!» Ja, er war über-

zeugt davon, »dass alle Professoren der Philosophie, insbesondere alle Professoren Gothas, sich zu einem Bunde unter sich vereinigt hatten, um seine Philosophie durch Schweigen zu töten.» Aber darüber sprechen durften sie auch nicht.

Auf dieselbe Weise war unser werter August ganz überzeugt, dass alle Professoren der Chemie ein geheimes Bündnis mit seinen »Gegnern», d.h. mit seiner zweiten Frau und deren Verwandten eingegangen waren, um ihn »durch Schwächung und durch allerlei Zauberkünste zu hindern, Gold zu machen.»

Schopenhauer vertrat die Ansicht, »dass, wenn man einmal schon heiratet, eine vierfache Ehe vorteilhafter ist als eine Ehe mit einer einzigen; es ist in der Tat besser, *vier* Frauen zu nehmen, als *eine;* die einzige Schererei dabei könnte sein, dass man dadurch vier Schwiegermütter auf den Hals bekäme!»

Strindberg dagegen hatte schon von einer Schwiegermutter mehr als genug. Aber merkwürdigerweise hatte er eben durch seine in Österreich geschlossene Ehe mit *vier* Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts zu tun, mit der Tochter, der Frau, der Schwiegermutter und deren Schwester, und mit der Grossmutter, »der Gespensterseherin», dem Drachen, der gegen August seine Verderbnis bringenden Zauberkünste ausübte.

Schopenhauer fehlte Herzensbildung vollkommen. Er beschuldigte seine eigene, berühmte Mutter der Untreue gegen dem Andenken ihres verstorbenen Manne. Daraus zog er theoretische Schlussfolgerungen gegen das ganze weibliche Geschlecht, das »langes Haar, aber kurzen Verstand» hätte.

Auch August zeigte Mangel an Feingefühl seiner Mutter gegenüber, indem er zu verstehen gibt, dass sie ganz besondere, geschnürte Mieder gebrauchte, um ihn vor der Geburt zusammenzudrücken, nämlich in der Absicht, bei der Geburt Erleichterung zu haben. Auch August zog dadurch Schlussfolgerungen in bezug auf die Frauen, welche ziemlich viel an die kurzen, kernhaften Äusserungen über die Frauen des früher erwähnten Philosophen erinnern. »Die Frau ist, zum Teufel, des Mannes Teufel...

Die Berührungspunkte Strindbergs und Schopenhauers treten noch besser hervor, wenn wir noch tiefer in das Seelenleben eines jeden von ihnen eindringen. Als Künstler hegte Strindberg ein grosses Interesse für die Philosophie, und der Philosoph Schopenhauer fühlte sich zu der Kunst sehr hingezogen. »Philosophie und Kunst» besser als »Kunst und Professorentum», aber beide haben als Grundmelodie den relativen Pessimismus. Dieses waren nicht die Leiden des jungen Werther, sein stürmischer, sich bis in den Himmel erhebender »Weltschmerz» — »himmlische Freude», schmerzhaft bis in den Tod — nein, es war eine brennende, bittere Müdigkeit und ein Gefühl des Überdrusses gegen die Welt und gegen alles. Sowohl Strindberg als auch Schopenhauer behaupten wie aus einem Munde, dass das Leben eine unausstehliche Hölle sei — und der Tod der einzige Befreier. Dessen ungeachtet fürchteten beide ausserordentlich diesen selben »Befreier». Schopenhauers Lebensmüdigkeit war vererbt; vielleicht war dasselbe der Fall bei Strindberg. Jener bekennt selbst, die Grundlinien seines Wissens von seiner Mutter geerbt zu haben, die eine viel schreibende Verfasserin war, aber kein Herz besass, und seiner Natur nach glich er dem Vater, der ein reicher Bankier, aber am Ende seines Lebens immer mürrischer wurde und sich in einen Menschenhasser verwandelte, dessen ständig zunehmende Schwermut schliesslich in einem Selbstmord endete. Es wurde auch erzählt, dass sein Tod im Zusammenhang mit der Begeisterung stand, die seine um 20 Jahre jüngere Gattin für Goethe an den Tag legte — eine Begeisterung, welche die Grenzen des Erlaubten überschritt. Vielleicht hatte der Junge Arthur doch Recht! Dieser, der sich ganz von seiner Mutter trennte, befand sich vollkommen in dem Banne der von dem Vater vererbten Schwermut und des Menschenhasses, bis zuletzt sein Hund sein einziger Gesellschafter und Generalerbe wurde.

Sowohl Strindberg als auch Schopenhauer waren am Strande der eisigen Ostsee geboren, jener in Stockholm, dieser in Danzig; beide fanden, dass das Leben die Farbe der Ostsee hätte, unveränderlich grau, trostlos, hoffnungslos.

Was das Leben nach dem Tode betrifft, so zogen beide

die Leere nach dem Tode, das Daseinslose in dem Nirwana, dem himmlischen Reiche des Neuen Testamentes vor als das letzte Ziel nach dem Unruhigen, fiebrig Harten, nach der Mühe und der Last.

Schopenhauer blieb dieser Lehre treu bis zu seinem Tode, wogegen Strindberg abfiel. Schliesslich fand keiner von ihnen ein richtiges Himmelreich, aber beide eine mehr oder weniger vollkommene Hölle — auf Erden. Schopenhauer litt unter einem schweren Druck in diesem »*Inferno*» auf ganz dieselbe Art und Weise wie auch unser August. Das Gefühl der Angst vor der ewigen Plage übte auf beide einen schweren Druck aus.

Beide flohen aus Berlin, Schopenhauer aus Furcht vor der Cholera, Strindberg vor dem Gesetz und dem Rechte, die drohten, die Nase in die »*Beichte eines Toren*» *zu stecken*. Beide wurden von den »Mächten» von einem Ende Europas zu dem anderen gejagt. Schopenhauer floh aus Neapel aus Furcht vor den Masern und im Jahre 1818 aus Verona, weil er befürchtete, dass der Tabak in seiner Schnupftabaksdose vergiftet sei. Strindberg floh aus Paris nach Dieppe und zurück, und aus Paris nach Ystad aus Furcht vor elektrischen Strömen — und aus Ystad zurück nach Paris, einem Chirurgen ausweichend — »dem Executor des legalisierten Mordens».

Strindberg bediente sich nie des Schnupftabaks — glaubte jedoch sehr oft, vergiftet worden zu sein — und das war ja auch Tatsache, und sogar in ziemlich hohem Grade, aber nur mit dem Unterschiede, dass er sich selbst vergiftete, wenn auch nicht mit Schnupftabak, wie Schopenhauer, so doch mit Nikotin, mit Schwefeldampf und mit allerlei Schlafmitteln. Daher das Gefühl der Furcht und der Beklommenheit, sowie der Krampf in der Magengegend. Strindbergs Furcht, vergiftet zu werden, wurde leider dadurch genährt, dass er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie der Verfasser dieses Buches aus Versehen einen halben Liter vergifteten Weines leerte.

Schopenhauer fürchtete nicht, wie Strindberg, durch die Wände laufend drahtlose, elektrische Ströme, statt dessen aber schauderte er vor »sprechenden und tanzenden

Tischen und allen möglichen, anderen spiritistischen Zauberkünsten, an die er ebenso fest und sicher glaubte, wie unser hochverehrter August an den »vierfüssigen Teufel», der nichts anderes als meine Atelierkatze war.

Schopenhauer zeigte keinen Widerwillen gegen Klavierspiel, wie Strindberg, dagegen aber erschrak er im Dunklen auch vor dem geringsten Geräusch, was seinen ausserordentlich empfindlichen Ohren höllische Schmerzen verursachte. Und so ungefähr war es mit August der Fall, der den Kuckuck mitten in Paris zu hören glaubte.

Beide hatten auch dasselbe Bedürfnis, zu untersuchen, welches die Ursachen allerlei kleiner Belanglosigkeiten sein konnten. Wie wir wissen, fand Strindberg in allerlei zusammenfallenden Ereignissen etwas Geheimnisvolles und eine unvermeidliche Folgerichtigkeit in Geschehnissen, in welchen gewöhnliche Sterbliche nicht den geringsten logischen Zusammenhang erblicken konnten. Ganz dasselbe war mit Schopenhauer der Fall. Das Dienstmädchen Schopenhauers hatte einen Traum, in welchem sie sah, wie ihr Herr Tintenflecke trocknete. Als Schopenhauer am folgenden Tage tatsächlich sein Tintenfass umwarf, war er sogleich völlig davon überzeugt, dass die Träume keinesfalls ohne Bedeutung seien, und dass »alles, was geschieht, unwiderruflich geschehen muss». Und auf dieser der Logik gegebenen Ohrfeige als Basis baut dieser grosse Philosoph seine ganze tief erdachte Philosophie auf. Jedes Mal, wenn Schopenhauer einen Brief erhielt, befürchtete er ein grosses Unglück, wobei der grosse Mann wie Espenlaub zitterte. Immer, wenn Strindberg einen Brief von seiner durchgebrannten Frau bekam, »fühlte er, als ob man ihm Peitschenhiebe auf den Rücken versetzt hätte», bevor er den Brief geöffnet hatte.

Noch merkwürdiger erscheinen die in beiden so ähnlichen Naturen auftretenden, gleichartigen Widersprüche und Paradoxe. Obgleich das Leben wertlos und höllisch war, sodass es sich nicht gelohnt hätte, zu leben, hoffte Schopenhauer doch auf ein langes Leben. Er hoffte sogar, 100 Jahre alt zu werden. Schliesslich kam aber der Tod, und handelte von seinen gedachten 100 Jahren 27 Jahre herunter! Auch Strindberg erhoffte für sich ein langes leben. Der heisseste Wunsch

während seiner Inferno-Zeit, den er so oft in eine genau bestimmte Form kleidete, war, dass er von dem schwedischen Reiche eine lebenslängliche Rente erhalten würde, oder dass man sich seiner mit einer Auszeichnung für seine schriftstellerische Arbeit erinnern sollte, wobei er darauf eingegangen wäre, als Leuchtturm-Wärter in einem Leuchtturm weit draussen auf dem Meere zu sein, Lampen in Ordnung zu halten, zu schriftstellern und zu träumen. Da würde er in Ruhe sitzen, von niemanden gestört, um sein Licht, den Seefahrern als Geleit, in dunklen Herbstnächten leuchten zu lassen, während der Seesturm ihn umtobt.

»Da würde das Leben nicht einer Hölle gleich sein, sondern eher einem ewigen Nirwana gleichen — da würde ich leben können, solange es mir gefiele.»

— Denke Dir, sagte August, indem er seine meeresgrünen, etwas gräulichen Augen weit aufriss, als ob er über das uferlose, wogende Meer schauen würde. Denke Dir doch, wie schön wäre es, da weit in der Ferne zu schlafen, mitten auf dem Meere, wo ich Ruhe und Frieden von den brennend heissen, das Leben zerstörenden Stürmen und den zertrümmerten Idealen finden würde. Das ewige Brechen der Wellen an den Steinen des Ufers ist das herrlichste Wiegenlied für ein gebrochenes Herz. Nirgends auf meinen Irrfahrten habe ich ein solches Meer gefunden, welches man mit der Ostsee vergleichen könnte, so wie ihre Wogen um unsere Felsen und unsere Inseln branden. König Oscar könnte man wahrhaftig das eine und das andere verzeihen, derweil seine Jugendliebe dieses »Meer» umfasste, welches »viele Tausende von Jahren die Klippen Scandias umspülte». Wird man nicht zuletzt müde, das ewig blaue Mittelmeer zu sehen, dessen grosse Salzigkeit so scharf ist. Der Atlantische Ozean ist eine zu grosse Wasserwüste, ohne Ufer, unendlich. Die Nordsee ist zu unruhig und stürmisch, ihre Ufer zu steinig und unfruchtbar. Nein! Ich lobe mir die Ostsee, ihre Schären, ihr graugrünes Farbenspiel, das an einem sonnigen Sommertage blau genug schimmern kann. Sie ist mässig gross und mässig salzig, und deshalb passt sie zu unseren milden Klima und steht in Harmonie mit unserer Wesensart.»

Strindberg wurde manchmal redselig, besonders dann, wenn ihn die Sehnsucht nach der Heimat befiel, denn trotz allem sehnte er sich oft sogar sehr heiss nach Hause, nach Schweden, nach seinen Wäldern und der Luft des Meeres.

— Denke Dir, wenn ich da allein im Leuchtturm sitzen könnte, der einsam zum Himmel emporragt, ohne Nachbarn, ohne die geringsten Konflikte mit den belanglosen Kleinigkeiten des Alltags zu fürchten, frei von Leiden und Ärger und ohne mich um den morgigen Tag sorgen zu müssen! Nur dem Augenblick zu leben, nur die Stimme des Seeadlers und das gelle Geschrei der Seemöwen nach ihrer Beute zu hören. Jeden Tag, den Gott werden lässt, könnte man die Friedenspfeife allein, mit seinem eigenen Schatten, rauchen, wobei der Schein des Leuchtfeuers als Wegweiser für fremde Schiffe, die einander im Dunkeln begegnen, leuchtet. So, so — da könnte ich sitzen, schreiben und träumen von dem Frühling, der nie gekommen, und der auch nie kommen wird! Ich glaubte, für mein Volk mehr als für mich selbst zu schreiben. — Dann glaubte ich, für die ganze Menschheit zu schreiben — jetzt weiss ich, dass ich höchstens nur für einige wenige Auserwählte schreiben kann. Aber da würde ich nur für mich selbst schreiben.

— Und dann eines Tages, fiel ich meinerseits in das Gespräch ein, würde man kommen, nach den nachgelassenen Schriftstücken zu stöbern.

— Irrlichter, die einen Augenblick aufflackern, und dann erlischt auch ihr Schein. Und dann sind sie vergessen, nur, um eine Zeit auf Bücherregalen ihr Dasein zu fristen...

— Ich glaube fast, entgegnete ich darauf, dass dieses oder jenes nur ein Zeichen der Sehnsucht nach Hause ist. Du sehnst Dich zurück nach der Meeresluft? Ich sollte mich in erster Linie danach sehnen, mir selbst zu sein — allein mit mir selbst, denn einem jeden steht doch zuguterletzt das eigene Ich am nächsten. Nirgends in der ganzen Welt kann man mit sich selbst so allein sein wie auf einem Leuchtturm mitten im Meere. In einem Kloster wirst Du von den Glocken und den Andachten der Anderen gestört — in dem Gefängnis weisst Du, dass ein Anderer hinter der Wand schmachtet, in dem Grabe sind die Würmer Deine Gesellschaft, ja...

Bist Du denn sicher, dass man in einer solchen Einsamkeit nicht sich selbst, dem eigenen Ich, überdrüssig wird? Ist nicht der Mensch ursprünglich ein Gesellschaftstier?

— Es sei dem, wie ihm sei, aber davon kann man, so empfinde ich, sich doch befreien; wenn man seine eigene Stimme hören will, dann braucht man ja nur auf den Felsen zu klettern und seine Stimme mit dem Sturm zu messen. Nein, glaube mir, ich, der ich alles gesehen, alles versucht habe und betrogen worden bin, weiss, dass man nach einer jeden vernichteten Illusion nur um so lieber zu sich selbst zurückkehrt.

Schopenhauers erster und letzter Gedanke berührte auch sein eigenes liebes Ich. In seinen Hunderten von Briefen, aus welchen, wenn sie geordnet und gedruckt sein würden, ein ausgedehnteres Inferno als Strindbergs gleichnamiges Werk und die Legende dazu entstehen würde, beschäftigt diese grosse Philosophie beinahe nur sein eigenes Ich, seine eigenen Gedanken, seine eigene Philosophie, seine eigene Gesundheit und sein eigenes Wohlergehen, ja, sogar sein eigenes Bild, »das man als Ölbild gemalt, als ein Heiligenbild in irgend einer der Philosophie gewidmeten Kapelle aufhängen müsste, den Philosophie-Professoren der jetzigen und der kommenden Zeit zur Erbauung — und gleichzeitig ihnen zur Warnung und zur Strafe.»

Soweit ging August nicht, auch nicht in seinen am meisten mit sich selbst beschäftigten Augenblicken.

Jene zwei kämpfenden Titanen hatten, ausser dem obenerwähnten, so viele in die Augen fallenden, gemeinsamen Momente, dass man schon gern an eine Art Seelenwanderung glauben könnte. Aber Schopenhauer starb, als unser August 11 Jahre alt war. Doch zum Glück finden die Sonnen- und die Schattenseiten der Genien ebenso wie der Kampf der Titanen gegen unbekannte Mächte auch ohne Seelenwanderung ihre Erklärung. In allen diesen hat ein grösserer Geist gelebt, als ein solcher, von dem man unter gewöhnlichen Verhältnissen glauben könnte, dass er in der engen, begrenzten Hülle eines Alltagsmenschen Platz gehabt hätte.

XXVI.

STRINDBERGS FINNISCHE ABSTAMMUNG

VON dem Augenblicke an, wo ich Strindberg zum ersten Male leibhaftig vor mir sah, hatte ich das unsichere Gefühl, ihn früher schon einmal gesehen zu haben, aber wann — und wo?

Wo habe ich diesen eigentümlichen Typ, den runden Schädel und die hohe Stirn zu Gesicht bekommen, jene stumpfe, kurze und aufwärts gebogene Nase, die hervorstehenden Wangen und die tiefliegenden, graugrünen Augen, deren Blicke einen weltfremden Pessimismus und Menschenhass ausdrückten? Wo hatte ich früher jene prüfenden, misstrauischen, den unterdrückten, unteren Klassen eigenen, sonderbaren Blicke, den fest geschlossenen Mund und das ausserordentlich wirre Haar gesehen?

Jetzt weiss ich es. In meiner Kindheit. In den weit entlegenen Walddörfern von Häme (Finnland). Da, auf unserer Reise, auf der Landstrasse, an den Walddörfern vorbei, wurden solche scharf prüfenden Blicke, »schlechte Augen», auf uns gerichtet, auf uns, die schwedisch sprechenden Herrschaftskinder. Wir wussten damals nichts über Rassefragen, ebenso wenig, wie über Standes- oder Sprachfragen, aber doch hatten wir ein Gefühl innerlich, dass in diesen Blicken Feindseligkeit lag.

Damals verstanden wir noch nicht, dass die so stechend scharfen, stahlgrauen Blicke den Hass eines sieben Jahrhunderte lang unterdrückten Volkes ausdrückten. Ich muss zugeben, dass wir Kinder eine gewisse geheime Furcht vor diesen Finnen hatten, von denen erzählt wurde, dass sie Hexen- und Zauberkunststücke machen konnten. Allmählich fanden sie den Weg auch in die Städte, zumeist als Arbeiter,

Handwerker, Kutscher, Holzhacker und schwarze Schornsteinfeger, vor welch' letzteren wir uns am meisten fürchteten.

Als kleiner Junge kletterte ich einmal auf das Dach meines väterlichen Hauses. Da traf ich unerwartet den Schornsteinfeger, dessen Augäpfel und perlenweisse Zahnreihen in dem russigen Gesicht unheimlich glänzten, und höhnisch grinsend und fluchend fuhr er mich in finnischer Sprache an:

— Zum Teufel, was hast Du hier zu suchen?

Fast wäre ich vor Schreck kopfüber vom Dache herunter gefallen. Und hinunter ging's auch schneller als gewöhnlich.

Oft hörten wir unsere durch und durch schwedisch gesinnte Mutter von der Hässlichkeit des finnischen Typs sprechen, von seinem »störrischen Eigensinn», von dem abergläubischen Vertrauen zu Wahrsagungen und Vorzeichen, von dem Glauben an Zauberer, Gespenster und die Kunststücke der Zauberer — und von dem Widerspruchsgeist — alles Eigenarten, die ich schliesslich als aus der Vorzeit ererbte Rasseneigentümlichkeiten August Strindbergs ansah, der Zeit, wo er am meisten das Opfer der von den Vorfahren ererbten Rasseninstinkte war.

Es ist m.E. eine ganz besonders interessante Tatsache für das psychologische Studium über Strindberg, dass er eben in seinem besten Alter ganz ausserordentlich abergläubisch wurde, ungeachtet seiner im empirischen Geist erhaltenen sorgfältigen, schwedischen Erziehung, wobei er soweit ging, dass er manchmal selbst glaubte »zaubern» zu können. Dieses kann wohl nicht anders gedeutet werden, als dass es ein sichtbares und natürliches Beispiel von Atavismus ist, insbesondere, da Strindberg sich selbst gar nicht für einen »*Germanen*» hielt, und so in volkswissenschaftlicher Beziehung nicht zu derselben Rasse gehörig, wie die Schweden.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, dass man bis in unsere Tage an die Fähigkeit der Finnen, hexen zu können, geglaubt hat. Und da wir wohl alle zugeben können, dass Selbstsuggestion und das Suggerieren Anderer ein seelisches Vermögen ist, das vererbt oder durch Übung so entwickelt

werden kann — mit Hinsicht auf die Fakire Indiens wird wohl niemand dieses bestreiten wollen — warum sollte man den Fakiren Finnlands ihre geheimnisvollen Kenntnisse absprechen?

Um diese selben Kenntnisse etwas zu beleuchten, wollen wir ein Beispiel anführen, welches der Vater des Verfassers von keinem Geringeren als dem grossen Professor Elias Lönnrot selbst gehört hat.

Elias Lönnrot, der von Beruf Arzt war und dessen Wahrheitsliebe über alle Zweifel erhaben ist, erzählt in seiner Doktor-Abhandlung: »Über die Zauberarzeneien der Finnen» eine Begebenheit, bei welcher ein solch alter Medizinmann einen Blinden heilte. Dieses geschah duraus nicht mit Hilfe von allerlei Hexereien und Zauberkünsten, sondern einer furchtbar beissenden Salbe, mit der man die Augen des Blinden am Abend bestrich und die um 4 Uhr morgens entfernt werden musste, da sie nicht länger auf den Augen liegen durfte. Der Mann hatte natürlich dabei die entsetzlichsten Schmerzen, aber um 4 Uhr morgens trat der alte Zauberer in das Zimmer und wusch die Salbe ab. Als dann der Morgen kam, konnte der Blinde sehen.

Die Zauberkunst der Finnen ist oft eine Art Gedankenübertragung, die in die Form eines Gedichtes, »Zauberei» überschrieben, gefasst ist. Der dichterische Wert dieser Zaubersprüche darf nicht unterschätzt werden, auch nicht die Weisheit der Jahrtausende und die Ergebnisse ihrer Erfahrungen, die, kristallisiert, in dichterischer Form als Tausende und aber Tausende von Sprichwörtern und Rätseln auftreten. Es muss auch zugegeben werden, dass der augenscheinliche Wissensdrang und die bildungsfähige Gelehrigkeit nebst der hervorragenden, schriftstellerischen Begabung ganz und gar das Mürrische in der finnischen Volksseele aufwiegen. Der eine Bauernjunge nach dem anderen taucht jetzt auf, nachdem die Finnen Schulen bekommen haben, das Abitur ablegten, und zeigt sich oft schon in seinem Erstlingswerke als vollkommener, erstklassiger Schriftsteller. Die zu den Gedichten Kalevalas gehörenden Varianten, die bis zu dieser Zeit dem Volksmunde entnommen und aufgezeichnet sind, haben die Zahl 1.000.000 weit überschritten. —

Auch, was diese riesenhafte Produktivität und schriftstellerische Begabung betrifft, erinnerte Strindberg an seine finnischen Rassengenossen. Jedes Mal, wenn er zu dieser Zeit vollkommen niedergeschlagen oder besonders bitter war gegen sein »undankbares Vaterland», behauptete er trotzig und stolz, ein »*Mongole zu sein und aus den finnischen Wäldern und Wildnissen zu stammen, und dass seine Vorfahren »Finn-Lappen» gewesen wären.*» Für diese Strindbergs persönliche Ansicht finden wir einen Beleg auch bei dem Grafen Mörner, der Folgendes schreibt:

»Über seine Backenknochen war Strindberg ganz besonders stolz.
»Sie waren, wie er mir einmal sagte, das Erbe von seinen
»lappländischen Vorfahren. Er glaubt nämlich, aus der Wildnis
»zu stammen und Mongole zu sein.»

(Birger Mörner: Der Strindberg, den ich gekannt habe. Seite 22.)

Leider bin ich nie dazu gekommen, August zu fragen, worauf er jene seine Behauptung gründete. War sie einer seiner unzähligen Einfälle oder war es »die Stimme des Blutes», oder eine auf das Studium der Kirchenbücher gestützte Tatsache? Jedenfalls wird sie jetzt als Wahrheit erwiesen. Rolf Nordenstreng sagt z. B. in seinem Werke: »Die Menschenrassen und Völker Europas» (S. 301, Auflage vom Jahre 1926):

»*Es ist wenig klargelegt, in welchem Masse die Kulturpersönlichkeiten Schwedens ganz oder teilweise lappischer Herkunft sind,*[1]*) aber was wenigstens August Strindberg betrifft, ist das unzweifelhaft. Dieses geht deutlich aus seinem Gesicht hervor und aus der mündlichen Äusserung des Professors Johan Mortensen, manchmal auch aus seiner Haltung und seinen Bewegungen. Den Verfassern der Literaturgeschichte bleibt es vorbehalten, das Lappentum auch in seinem Seelenleben zu beweisen.*»

[1]) Nordenstreng könnte auch neben »lappisch» von Schweden finnischer Abstammung reden. Von solchen »Schweden» wimmelt es in Finnland.

Strindberg machte in volkswissenschaftlicher Hinsicht keinen Unterschied zwischen den Lappen und den Finnen. Trotz seiner Studien über das Land, die Natur und das Volk Schwedens fehlten ihm jedoch nähere Kenntnisse darüber, welchen Anteil die finnische Kolonisation von uralter Zeit bis in unsere Tage daran gehabt hat. Er lächelte nur etwas bitter, als ich einmal sagte:

— Vielleicht gründet sich der Mangel an Verständnis, der Dir von zu Hause aus zuteil wird, zum Teil darauf, das Du der letzte grosse Nachkömmling des gehassten und gefürchteten »Riesen Finn» bist. Vielleicht bist Du ganz einfach zufälligerweise auf der falschen Seite der Ostsee geboren? In Schweden statt in Finnland!

— Was Du eben sagtest, hat merkwürdigerweise ein anderer Finne, Karl August Tavaststjerna, auch geäussert; jedoch ist es auch ihm nie gelungen, für mich einen Verleger in Finnland zu finden.

— Das ist auch kein grosser Verlust, denn der schwedische Büchermarkt in Finnland ist natürlich viel kleiner als derjenige Schwedens. Die Auflage eines schwedischen Buches umfasst bei uns selten mehr als tausend oder ein paar Tausende Exemplare.

— Das ist auch gut! Glaubst Du, dass bei uns mehr Bücher verkauft werden? Die Schweden lesen nicht, sie saufen nur und spielen Karten. Frage nur Bonnier. er weiss Bescheid! Die Dinge stehen ganz anders bei Euch in Finnland, insofern man der Aussage Tavaststjernas Glauben schenken darf.

— War er denn ganz klar bei Sinnen?

— Ganz klar wie Wasser. Er erzählte zu wiederholten Malen, dass Runebergs »Fähnrich Ståls Erzählungen» und Topelius' »Die Erzählungen des Feldschers» und auch »Das Buch über unser Land» zu Zehntausenden erschienen sind, das letztgenannte sogar in hunderttausenden Exemplaren, wenn die finnischen Ausgaben mitgerechnet werden.

— Ja, so ist es! Karl August hatte ganz recht! Augenblicklich gibt es kaum ein einziges Volk in Europa, welches so eifrig liest wie das finnische. Wahrscheinlich trägt die Tatsache, dass das Lesen für es noch den Reiz der Neuheit

hat, dazu bei, denn sie haben weder geschriebene noch gedruckte Literatur kaum früher als erst in diesem Jahrhundert (1800) erhalten.

— So; was lasen sie denn vordem?

— Die Bibel, »Luthers kleinen Katechismus» und den Kalender.

— Da versteht man schon, dass sie versuchen, das Verlorene nachzuholen. Aber es ist doch schwer, an die Auflagen von Tavaststjernas Erzählungen von zehn- und hunderttausend Exemplaren zu glauben?

— Kannst ruhig daran glauben, mein guter August! Du sollst wissen, dass »Fähnrich Stål» und »Das Buch über unser Land» in unserem Lande Schulbücher sind und sind es auch während vieler Generationen für Schuljungen gewesen. Dir ist ja auch bekannt, mit welcher Sorgfalt Schüler ihre Schulbücher halten. Neue werden jedes Jahr gedruckt. Ausserdem sind sie, wie bei uns gesagt wird, »vaterländische». Aber was hindert Dich, in Schweden »vaterländisch» zu sein?

— Nein, danke. Der gute Geschmack hindert mich daran. Der patentierte Hofdichter zu sein, wie Snoilsky, ist nicht das Ziel meines Ehrgeizes. Oder »Volksdichter» — dieses passt besser für Heidenstam, den jüdischen Kosmopoliten, das ist aber nichts für mich!

— Aber August, wer würde besser dazu geschaffen sein, die unzähligen Volkshelden Schwedens als Bühnengestalten auftreten zu lassen, als der Schöpfer des »Meister Olav»? Wer *A* sagt, muss auch *B* sagen. Sicher würden sich Deine Lappen-Vorfahren deshalb nicht in ihrem Grabe umdrehen?

Strindberg behauptete, alle solche Gedanken beiseite geschoben zu haben, als er zu Ansfang der 1870:er Jahre ein paar historische Schauspiele ins Feuer geworfen hatte, nämlich »Sten Sture» und ein »Erich XIV». Und dieses nur, weil sie zu »honigsüss» und »romantisch» für die neue Zeit gewesen wären.

— Das tut mir leid; ist denn nicht die wahre »Romantik» des Lebens oder die Dichtkunst unvergänglich, diese, die über den wechselnden Geschmacksrichtungen und Modeströmungen der Literatur stehen?

Doch dies wollte Strindberg nicht zugeben. Das Vergangene ist vergangen, und ich erinnere mich, genau gehört zu haben, dass er Shakespeare für veraltet hielt; zum Himmel strebende Erotik in »Romeo und Julia» war nach Augusts Ansicht »nur eine geschmacklose und sentimentale Frauenhaftigkeit».

Auch dieses kommt wohl von der Verschiedenheit der Rasse und war nur ein Ausdruck des Oppositionsgeistes des Finnen.

Es bedarf wohl keiner Erklärung, dass ich, der ich von früher Jugend an ein Bewunderer Shakespeares gewesen bin und mich sogar im Jahre 1888 an Hamlet in Kopenhagen in »Det Kongelige Theater» versucht habe, mich oft mit Strindberg wegen dieser — ich möchte sagen — Rassenfragen gestritten habe. War nicht Shakespeares »Ein Sommernachtstraum» wie das Wesen des spielend leichten Humors, der die angelsächische Rasse charakterisiert? Auch mein Anerbieten, unter seiner Leitung zu versuchen, die verbrannten Schauspiele wieder zusammenzusetzen, um eben das, was er das Romantische nannte, zu retten, wehrte er schroff ab.

— Es hat keinen Zweck, lautete die ausweichende Antwort.

Jedoch gelang es mir, soviel zu hören, dass ich tatsächlich den Teil von Erich XIV. hätte zusammenstellen können, der mir am meisten gefiel, nämlich die Gefängniszeit. Diesen Teil hat Strindberg ganz weggelassen, nachdem er das Stück selbst im Jahre 1899 von Neuem geschrieben hatte. Sein jetziges Schauspiel schliesst, wie bekannt, mit dem IV. Akt und der Gefangennahme Erichs XIV. ab.

Von »Sten Sture», der mich weniger fesselte, habe ich nur eine dunkle Erinnerung. Strindberg meinte u.a. aus Stens Ehegattin, Ingeborg Tott, die, mutig und eigensinnig, während der Abwesenheit ihres Mannes mit den Dänen Verhandlungen angeknüpft hatte, eine zu gewöhnliche Theaterheldin gemacht zu haben. So hatte diese werte Frau, als Sten Stures Fahne und die mit den drei goldenen Kronen gezierte auf der Spitze von Brunkeberg sichtbar wurde, mit eigenen Händen den Dannebrog von Stockholms Schloss gerissen und die Dänen flohen. August meinte selbst, dass das

Stück nicht reif war, weshalb es dann ein Opfer der Flammen wurde.

Dagegen erzählte er, Bruchstücke von »Erich XIV» aufgehoben zu haben, und da ich zu jener Zeit zu dem Leiter des schwedischen Theaters, Harald Molander, in nahen Beziehungen stand, schlug ich ihm vor, dass er das Werk ganz von Anfang an für diese Bühne umarbeiten sollte. Aber Strindbergs Theaterhass bestand noch in seiner ganzen Stärke, sodass er meinem Vorschlag kein Gehör schenken wollte. Ausserdem hatte die Direktion des genannten Theaters ihn im Sommer 1893 nach Finnland eingeladen, aber dann kam die törichte österreichische Heirat daswischen, sodass die Finnland-Reise ins Wasser fiel. »Und dieses war wohl auch das beste», denn es wäre ihm schwer gefallen, Siri von Essen wiederzusehen» — das glaubte er wenigstens.

Eine geheime Kraft zog unseren Freund August nach Finnland. Vielleicht, weil seine eigenen Kinder aus der ersten Ehe sich dort befanden. Er sagte einmal:

— Wahrscheinlich habt Ihr Recht, Tavaststjerna und Du, dass ich ebenso gut auf der anderen Seite des Åländischen Meeres hätte zur Welt kommen können. Denn tatsächlich hat es mich von meiner frühesten Kindheit an dorthin gezogen, nach Finnland.

— Es kommt wohl daher, dass Deine erste Frau aus Borgå stammt?

— Nein, noch viel früher. Bei Runeberg fand ich mehr Inhalt und Realismus als bei seinen schwedischen Zeitgenossen. Über seinem »Saarijärven Paavo» liegt ein schärferer Ton, wogegen unsere Dichter ihre romantischen Leierkästen zu den »Elfentänzen» und dem »Seegott» und anderen Traumbildern drehen, deren Lob in verdrehten Volksliedmelodien gesungen wurden. Runeberg war der Vorteil vorbehalten, dass er unberührtes Feld pflügen und besäen konnte, während die Unsrigen sich in abgetragenen, akademischen Fracks und vererbten Sitten bewegten. Zuletzt, in den 80:er Jahren, stammten die meisten meiner nächsten Freunde, wie Wille Wallgren, Walter Runeberg, ein guter Bildhauer, der auch zum Teil Dichter war, Robert Stigell, Dein alter Kalle

Wetterhoff, Albert Edelfelt, Karl August Tavaststjerna u.a., aus Finnland.

— Und jetzt hast Du die Anziehungskraft, welche die Finnen auf Dich ausüben, auf mich übertragen. Schade nur, dass ich für Deinen Vorteil in Finnland ebensowenig wie Tavaststjerna etwas machen kann, d.h. einen Verleger finden. Ich kenne unter den unsrigen nur einen, G. W. Edlund, aber er ist zu alt und altmodisch und beschäftigt sich gern mit Schulbüchern, wobei er auf Kosten Runebergs und Topelius' reich geworden ist. Das schwedische Theater in Helsingfors ist, wie gesagt, das einzige, was ich Dir in Aussicht stellen kann. Denn neben dem Umstand, dass unser Freund Molander dort an der Spitze steht, ist auch mein Vater einer von den Dreien, die das Theater unterstützen. Strindberg wehrte aber zu jener Zeit alles, was mit dem Theater in Verbindung stand ab, und aus meinem Vorschlag wurde nichts.

*

Der finnische Eigensinn, »sisu» genannt, bezw. vielmehr die eigensinnige Ausdauer, ist durch die olympischen Spiele weltbekannt geworden. Und davon hat Strindberg als Rassenerbgut eine erhebliche Portion mit auf den Lebensweg bekommen — obgleich er, wie er selbst glaubte, kein »Mongole» war, da die Finnen noch weniger als die Lappen, Mongolen sind. Bei ihm, ebensowenig wie bei seinen Lappen-Vorfahren und bei den Finnen überhaupt, konnte man keine von den angeborenen Rassen-Eigenschaften unterscheiden, an denen man die wirklichen Mongolen erkennt. Zu diesen Kennzeichen gehören u.a. eine Runzel, welche sich von dem oberen Augenlid zur Nasenwurzel zieht, sodass das ganze Auge schief erscheint. Hiervon kann man weder bei den Finnen noch bei den Lappen irgendwelches Zeichen beobachten — und am wenigsten bei Strindberg selbst. Dagegen hat es, wie bekannt, in Skandinavien von altersher in bezug auf die Form des Schädels zwei einander ganz entgegengesetzte Grundformen gegeben. Die in das Land eingewanderten Goten, besonders die schwedischen Stämme (die Aristokraten und die oberen Klassen) gehören zu dem mit den längsten Schädeln in Europa versehenen Volke. Aber zu diesem

Grundtyp gehörte Strindberg nicht. Daher war seine eigene Annahme, dass er aus der Wildnis der finnischen Wälder stammte, richtig.

Die Finnen haben eine besondere, runde Kopfform — ganz wie Strindberg — sie haben hervorstehende Backenknochen — haben also einen kurzen Schädel. Über die Form des finnischen Schädels äussert sich der hochwerte schwedische Antropologe, Professor Gustaf Retzius, mit Worten voll aufrichtigen Lobes. Dieser Professor hat auf seinen Forschungsreisen unzählige Schädel-Messungen vorgenommen, nicht nur in Finnland, sondern auch bei allen finnischen Stämmen bis nach Südrussland hinein, an der Mündung der Wolga, und ist dort zu der überraschenden Folgerung gekommen, dass die Schädel der Finnen nicht nur zu den grössten, sondern auch zu den am meisten gleichmässig entwickelten gehören, welche die menschliche Antropologie aufzuweisen hat.

Um nachzuweisen, dass Strindberg sich keineswegs der finnischen Herkunft zu schämen braucht, überlassen wir es dem schwedischen Antropologen selbst, das Wort zu ergreifen.

Professor Retzius schreibt:

»*Alle diese finnischen Schädel zeichnen sich dadurch aus, dass sie merklich lang, breit und hoch sind. Sie sind, wie gesagt, überhaupt gross und gehören zu den grössten Normalschädeln, welche die Antropologie kennt. Bei ihnen findet man kein besonderes Mass, das verhältnismässig beträchtlich gross wäre, wie z.B. bei den Schweden, deren Längenmass bemerkenswert ist, oder bei verschiedenen Slaven, deren Schädel auffällig breit sind. Dagegen sind bei den Schädeln der Finnen alle in Frage kommenden Masse merkbar gross und in Proportion zu einander, sodass sie eine gleichmässige, kräftige Entwicklung aufweisen.*»

Solchen gleichmässigen und starken Rassetyp hat es auch in früheren Zeiten in Deutschland (ungefähr 3000 Jahre v. Chr.) und später in ganz Ost-Schweden gegeben, welche Tatsache der hochgeschätzte deutsche Archäolog G. Kossinna,

und der schwedische Professor O. Ahlgren bewiesen haben. Der lateinische Schriftsteller Jordanes nennt um das Jahr 500 die Bewohner Smålands in Süd-Schweden »*Finnaithae*» und sicherlich findet man ihre Spur in den Ortsnamen, wie Finnheden, dann Finnveden, Finnåker, Finnerödja, Finnspång, Finstaholm, Finnby u.a. in Skandinavien bis zu Ruija (= Finnmarken), wo es noch heute reine Finnen gibt.

Natürlich hat eine gewisse Forschung versucht, in einer Art von irregeführtem, eifrig nationalistischem Sinne sich auf ihre Weise jene schwedischen, mit dem Worte »Finn» beginnenden Ortsnamen als schwedischen Ursprungs zu erklären — aber es ist in höchstem Masse fraglich, ob die Forschung damit der unparteiischen, geschichtlichen Wahrheit irgend einen Dienst geleistet hat. In Frankreich z. B. findet die Forschung keinen Grund zu leugnen, dass Normannen, Goten und Basken dort grosse Teile des Landes vor den Franzosen bewohnt haben.

Sowohl die Edda als auch Saxo Grammaticus haben Belege dafür aufzuweisen, dass selbst Odin den finnischen Ureinwohnern in Skandinavien die Gabe der höchsten Weisheit zusprach. Nach jenen Belegen soll Odin nach dem Tode seines Sohnes Balder sich in seiner Not an einen finnischen »Weisen» gewandt haben, welcher auch dem höchsten Gott der Goten mit Rat und Tat beistand. Da jener Zauberer sicher nicht gotisch sprach, muss also Odin-Wotan finnisch verstanden haben. Aber wo kann er diese Sprache gelernt haben, wenn die Finnen zu seiner Zeit, wie die schwedische Forschung wissen will, irgendwo in der Nähe von Moskau wohnten? Nach Snorre Sturlason nahmen sich die Könige aus dem Ynglinga-Geschlecht unter den Töchtern der Finnenkönige mit ihrem Namen benannte Frauen. Aber dann fiel der Nachwuchs der finnischen Urbevölkerung in Ungnade, er wurde weit nach dem Norden, in die Wälder, verdrängt, oder er sank zu einer unteren Klasse herab, indem er seine Nationalität verlor.

Wie die Schweden in ihrem Unverstand den letzten Rest der skandinavischen Urbevölkerung unterdrückten und verfolgten, bildet eine Schattenseite in der Geschichte der nordischen Länder, und Strindberg lauschte mit gemischten Ge-

fühlen diesen traurigen, wahren Geschichten, die wenigstens ihm das Unangenehme der Neuheit boten. Wir bereicherten nämlich unsere Kenntnisse aus dem III. Hefte (Land und Volk, 1872) des Werkes »Aus Wermlands finnischen Wäldern» von dem geschätzten und mit Anerkennung überhäuften, schwedischen Historiker G. Djurklou.

»Eines ist wenigstens sicher», sagt Djurklou, »dass am Ende des 16. Jahrhunderts Finnen überall in diesen Waldgegenden gewohnt haben, begonnen bei Ramsberg und Ludvika bis zu der Grenze Norwegens, und dass sie hier und da zerstreut, in den Wäldern, gefunden worden sind und zwar so weit im Süden, wie in Långserud und Silbodal in Wermland und an der Nordgrenze der Dalarna. Ungefähr um das Jahr 1600 glaubt man, dass sie sich über die Grenze Norwegens hinaus ausgedehnt haben, und von den Grenzwäldern, dem Kirchspiel Gruen, gingen sie nach Trysild, nach dem Norden und nach dem Sit-Walde, nach Höland, nach dem Westen, alle wilden Wälder bis zu den Flüssen Beina und Drams erobernd.»

— Ist es denn ein Wunder, sagte Strindberg dazu, dass Björnson, der Gorilla, der eben aus diesen früher finnischen Gegenden Norwegens stammt, auch diese Finnen zu seinen Vorfahren zu zählen scheint. Wenn ich mich nicht irre, war sein Grossvater ein finnischer Grossbauer.

— Darüber kann ich mich nicht äussern, aber eines ist sicher, dass in Björnsons kleiner Erzählung namens »Der Vater» der von ihm charakterisierte Grossbauer Thord in seiner lakonischen Verschwiegenheit sehr an einen Finnen aus dem mittleren Finnland erinnert. Es ist bezeichnend, dass er auch seinen Sohn nach seinem Vater »*Finn*» nennen will.

Die Schweigsamkeit des finnischen Tavastländers ist ja geradezu zu einem Sprichwort geworden und hat auch zu folgendem Witz Anlass gegeben: Vater und Sohn gehen eines Morgens zur Arbeit in den Wald. Am Morgen sagt der Sohn: Heute ist schönes Wetter. Am Abend bei der Rückkehr antwortet der Vater: Du hast Recht; heute war's den ganzen Tag schön. — Ist's nicht ganz, als ob Björnsons »Thord» sprechen würde?

— Vielleicht hat die Stille des Waldes die Finnen gelehrt, zu schweigen und zu denken — äusserte August dazu.

— Allein lacht niemand lange, sagt auch ein finnisches Sprichwort.

— Nein, dass weiss Gott! Aber sicher hat eine jahrhundertelange Unterdrückung sie schweigsam, scheu und vorsichtig gemacht.

XXVII.

STRINDBERG UND ICH VOR DEN GEHEIMNISSEN DES SPHINXES

ÜBER Strindberg als vergleichenden Sprachforscher könnte und müsste man ein ganzes Buch schreiben. Wir müssen uns auf einige Andeutungen beschränken.

Als ein guter Beweis des unruhigen, unaufhörlich suchenden Geistes bei diesem Universalgenie gilt der Fall, dass er, in einer Zeit, wo sein Leben sich dem Abend zuneigte, wo gewöhnliche Sterbliche sich danach sehnen, die Ruhe des Alters zu geniessen, sich einem ganz neuen Forschungsgebiet zuwandte, wobei er den Forschungseifer eines Jünglings und eine unglaublich grenzenlose Ausdauer zeigte.

Auf der Linie der vergleichenden Sprachforschung war Strindberg keineswegs ein Neuling, der sich während seiner letzten drei Lebensjahre vollkommen dieser seiner ersuchten Beschäftigung hingab.

Und aus seinem »Blauen Buche» geht die Tatsache hervor, die ich auch früher während des Aufenthaltes in Paris bemerkt habe, dass die vergleichende Sprachforschung vielleicht der Gegenstand unseres grössten gemeinsamen Interesses war.

Im Gegensatze zu mir, der ich August auf seinem Gebiete der Chemie und Goldsynthese nicht zu folgen vermochte, war er imstande, sich seiner Beschäftigung mit dem Goldmachen zu widmen und zugleich sich für meine ersten Schritte auf den dunklen Wegen des ägyptischen Hieroglyphenstudiums zu begeistern.

Wenn man, wie Strindberg und ich zufälligerweise während der Jugend und Lehrzeit ein ganzes Vierteljahrhundert in verschiedenen Ländern zubringt und wohl oder übel ein halbes Dutzend neuer Muttersprachen lernt, dann ist es wohl

kein Wunder, dass man beginnt, alle diese Sprachen miteinander zu vergleichen. Da hat man ja auch stets neuen Studienstoff, wohin man auch kommt. Dadurch verwandelt sich jenes Vergleichen der Sprachen, erst als Beschäftigung in Mussestunden, dann zu einer wahren Leidenschaft, und so ging es auch uns beiden. Dieses, unser gemeinsames Interesse fesselte uns so stark, gleich einer Kette, aneinander, dass man es fast Telepathie hätte nennen können. Ein Beispiel hierfür sei Folgendes: Am Weihnachtsabend des Jahres 1911 hatte mich eine schwere Erkältung ans Bett gefesselt — der nachstehend zitierte Brief Strindbergs war gerade von Stockholm nach Helsingfors unterwegs. Ich vertiefte mich in das Studium des ausgezeichneten lateinisch-ägyptischen Hieroglyphen-Wörterbuches von Carl Abel — und als ich am Weihnachtstage erfuhr, dass auch Strindberg seines alten Kampfgenossen gedacht hatte, da war mein Glück vollkommen. Ich wage auch zu glauben, dass eine solche Forschung, die sich auf die Sache selbst und auf eine unparteiische, aus reinem Interesse hervorgegangenen Wahrheit gründet, sich selbst Belohnung ist. —

Es war übrigens ein Zufall, dass ich in Paris im Louvre-Museum in altägyptischen Papyrus-Rollen und den Auslegungen über diese herumstöberte, aber es war wohl kaum ein Zufall, dass mein im Finnischen geübtes Sprachohr ganz aufhorchte. Ich wusste auch ganz sicher, dass einige schwedische Sprachgenien, wie E. Sevonius, O. Rudbeck, der Jüngere, E. Kajanus (eigentlich Gyllenhjerta), Probst Idman u. a., die teilweise ihrem eigenen Zeitalter Hunderte von Jahren voraus gewesen waren, diese geradezu merkwürdigen Berührungspunkte verglichen und hervorgehoben haben, welche sich zwischen den hebräischen, griechischen, lateinischen und der zu ihrer Zeit so unterschätzten finnischen Sprache befanden.

Aber dass diese letztgenannten auch mit den altägyptischen Hieroglyphen Vergleichungspunkte aufzuweisen hatten, das übertraf alle meine Erwartung, doch musste ich schliesslich an das, was meine eigenen Augen sahen, glauben.

Wie gesagt, ein richtiger Zufall öffnete nun die Tore zu

den Geheimnissen des alten Ägyptens. Wie es geschah, das habe ich früher in dem »Goldenen Buche Finnlands» folgendermassen erzählt:

Als ich mit 22 Jahren ein Stipendium für Kunststudium erhalten hatte, begab ich mich nach Paris; auf der Durchreise in Stockholm sah ich die Darstellung der Königin Kleopatra von dem schwedischen Maler morgenländischer Motive, Julius Kronberg. Jenes Gemälde nahm mich dermassen gefangen, dass ich beschloss, gleich nach meiner Ankunft in Paris Kleopatra zu malen, aber mich genauer an den ägyptischen Stil zu halten, und ohne mich zu viel in der Üppigkeit unserer Zeit zu verlieren.

Um in die echtägyptische Art — das Gesicht stets im Profil zu malen — einzudringen, beschloss ich, alle Einzelheiten im Louvre zu studieren.

Dies bedeutete für mich den Anfang meiner Studien über Ägypten, die sich bis auf den heutigen Tag erstreckt haben.

Strindberg hat einen bedeutungsvollen Anteil an der Geschichte der Entstehung des Kleopatra-Gemäldes genommen, denn wenn er sich nicht in die Sache eingemischt hätte, wäre es nie fertig geworden.

Ich hatte mich nämlich in die Einzelheiten so verloren, dass die ganze Geschichte mir letzten Endes überdrüssig wurde. Erstens war das ganze Bild zu gross, zweitens stand ich zwischen zwei Äusserlichkeiten, sollte ich mich vollkommen nach dem ägyptischen Malstil richten, indem ich nur Umrisse und ganze Flächen ohne irgendwelche Schatten gebrauchte, oder sollte ich mir die neumodische, realistische Art zum Vorbild dienen lassen. Sollte ich der Sphinx ein ausdrucksloses oder ein ausdrucksvolles Gesicht geben u.s.w. Zuletzt warf ich den ganzen Kram gegen die Wand und da blieb er, von niemandem angerührt, bis zum September 1894, wo Strindberg ihn bei einem seiner ersten Besuche bei mir vorfand. Er verlangte energisch, dass Kleopatras Bild vollendet würde, denn:

— Ein Künstler, der gleich von Jugend auf anfängt, nachlässig zu sein, verliert bald jede Macht über seinen

Arbeitseifer und wird niemals eine grosse Arbeit fertigbringen.

Ausserdem forderte er mich auf, ein für allemal den Gedanken, das Bild in rein ägyptischem, schattenlosem, äusserem Stil zu malen, aufzugeben, denn diesen Stil kann man nur für Wandmalereien anwenden; ausserdem sollte ich die Sphinx so in die Landschaft setzen, wie sie zur Zeit Kleopatras war. Ich hatte nämlich die Sphinx zuerst bis zum Hals in den Sand vergraben dargestellt, wie sie in den Reiseschreibungen jener Zeit geschildert wurde.

— Glaubst Du, sagte August, dass ein Volk, welches in der Sphinx sein nationales Symbol erblickt, den Geist mit körperlicher Kraft vereint, erlaubt hätte, dass sie im Sand begraben wäre? Nur während der Zeit der Herrschaft der faulen Araber konnte so etwas passieren, dass die Sphinx von Flugsand bedeckt wurde, und dies wurde unter den noch trägeren Türken fortgesetzt, denen die Sphinx nichts bedeutete, und die nicht die blasseste Ahnung von ihrem künstlerischen Werte hatten.

Strindbergs Mahnungen und seine Teilnahme weckten mein Interesse von neuem. Und nachdem ich die Sphinx mit einer ganz minimalen, grünen Tünche versehen hatte, begann ich, auch selbst meine Arbeit mit ganz anderen Augen zu betrachten. Ich malte die Sphinx im grossen und ganzen vom Steinsockel an so, wie wir annahmen, dass sie zu jener Zeit aussah. Zwischen die Pfoten plazierte ich ein Tor. Wenn ich mich recht entsinne, so haben die Ausgrabungen der späteren Zeit erwiesen, dass sich ein solches Tor wirklich dort befand.

August behauptete mit Bestimmtheit, dass die Sphinx ein hohes, heiliges Wesen war und dass sie wahrscheinlich den Eingang zu dem in der Nähe befindlichen Heiligtum bildete, zu dem ein unterirdischer Gang führte. Ausserdem war er überzeugt, dass unter dem Erdgewölbe sich unbedingt eine heimliche Schatzkammer befand, weil uralte Schriften bezeugen, dass die Sphinx auf Schätzen ruht. Sicher werden künftige Forschungen die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen. Die Palmen rechts waren beide von Augusts eigener Hand, ebenso wie ein paar weisse Lilien, denn er war

zu dieser Zeit sowohl für Naturwissenschaft als auch für Malerei begeistert.

Wir wollen mit den Worten »des goldenen Buches» fortsetzen.

Bei meinen Studien in den reichen Sammlungen des Louvre und bei meinen Streifzügen in den Schriften der Ägyptologen und den Übersetzungen aus dem »Buche des Todes» und anderen Papyrus-Rollen fiel mir zum ersten Male sicher, ganz sicher, die überraschende Gleichartigkeit zwischen der altägyptischen und der finnischen Sprache auf. Aber der riesengrosse Abstand zwischen ihnen und die Verschiedenheit von Zeit und Ort zwangen mich, alle solche Gedanken vorläufig beiseite zu schieben. Aber sie kamen zurück, und sogar so beharrlich, dass ich meine ganze Energie aufwenden musste, um meine künstlerischen Studien nicht über den Haufen zu werfen und mich statt dessen ernstlich den Forschungen in der ägyptischen Sprache zu widmen. Hierbei stand mir Freund August, der in meinem Atelier ein täglicher Gast war, hilfreich zur Seite. Er versuchte mich zu überzeugen, dass das Finnische eine wertlose Sprache des einfachen Volkes wäre, und dass die Auslegungen und besonders die Übersetzungen der Ägyptologen reine Phantasien wären. Ich stellte ihm aber später einige gleichartige Erscheinungen vor Augen, was zur Folge hatte, dass er auch Bedenken bekam, bis er zuletzt auch der Leidenschaft der Sprachforschung zum Opfer fiel, obgleich er seine Passion der hebräischen, oder »heiligen» Sprache zuwandte. Von der Ähnlichkeit der Sprachformen in den Chami- oder Chemi-Sprachen Ägyptens und der finnischen »Häme»- oder Kemisprache, welche Übereinstimmungen ich schon damals bemerkt hatte, waren einige so in die Augen fallend, dass ich beschloss, sobald sich Gelegenheit dazu bot, in der Zukunft einmal meine altägyptischen Forschungen fortzusetzen — sei es auch von Nutzen oder nicht.

*

Strindberg war über das, was ich ihm von den gemeinsamen Berührungspunkten zwischen der ägyptischen und finnischen Sprache mitteilte, ausserordentlich verwundert und verfiel in tiefes Nachsinnen. Bisweilen schien es, als ob die Stimme des Blutes bei ihm erwacht wäre und er auf seine finnische Abstammung noch stolzer geworden wäre. Aber der Oppositionsgeist wurde gleich darauf bei ihm wach und er sagte:

— Wenn das alles wahr und keine blosse Augentäuschung wäre, so wäre die finnische Sprache, wenn auch nicht die allgemeine Ursprache, so doch wenigstens die älteste und wertvollste unter allen lebendigen Sprachen unserer Zeit. Aber das kann sie ja nicht sein!

— Warum nicht?

— Du sprichst nur in Deinem Interesse.

— Im Gegenteil, eher schon in Deinem Interesse und im Interesse Deiner Vorfahren. Ich kann mir leider nicht vorstellen, viele Tropfen echten, finnischen Blutes in meinen Adern zu haben, im Gegenteil, wohl keinen einzigen. Mütterlicherseits bin ich Deutscher, und väterlicherseits stamme ich aus dem Dorfe *Aspa*, gelegen in Ångermanland, einem Landgebiet des schwedischen Königreiches, und das »*bereue*» ich keineswegs (*ångra* — dieses schwedische Wort bedeutet auf deutsch: *bereuen*).

Zu meinem grossen Erstaunen lachte Strindberg auch einmal:

— Da bin ich ja wohl der Finnteufel, obgleich ich Dich gewöhnlich so nenne. Die Rollen vertauscht!

— Sage, was Du willst! Der Name bedeutet nichts. Aber eben als schwedisch sprechender, neutraler Beobachter bin ich der Ansicht, dass uns die Umstände gestatten, das gut zu machen, was unsere Vorfahren versäumt haben, nämlich den Finnen etwas auf den Weg zu helfen, ohne dass jemand uns zutrauen könnte, dass wir an unseren Vorteil dächten.

— Undank ist der Welt Lohn! Glaubst Du, dass die Finnen auf Dich eifriger ein Hoch ausbringen werden, als die Schweden es auf mich ausgebracht haben?

— Das kümmert mich wenig! Wir werden, lieber August, ein Hoch auf uns gegenseitig ausbringen und zugleich beklagen, dass wir nicht klug genug gewesen wären, vor der Geburt miteinander das Vaterland zu tauschen.

Finnisch war jedoch für Strindberg eine zu fremde

Sprache, als dass er in der Lage gewesen wäre, den wissenschaftlichen Wert der finnisch-ägyptischen Vergleiche zu erkennen.

So trennten sich unsere Wege ganz, eben wegen der Sprachfragen.

Strindberg begab sich dann zurück nach Schweden; ich ging nach Finnland. Das Interesse für Sprachen überkam ihn erst wieder im Jahre 1910.

In der Zwischenzeit war ich wieder mehrere Jahre lang im Ausland gewesen. Ich hatte die Malkunst ganz aufgegeben, um mich ausschliesslich den Sprachforschungen zu widmen. Im Jahre 1910 kehrte ich nach meiner Heimat zurück, und im folgenden Jahre hörte ich, dass auch Strindberg begonnen hatte, sich mit Sprachfragen zu beschäftigen. In demselben Jahre sandte er mir eine Arbeit: »*Die Vornamen der Bibel und die mit ihnen verwandten Worte in den klassischen und lebendigen Sprachen*». Das Buch war ein Lobgesang über die hebräische Sprache, und enthielt auch viele Goldkörner, indem es zugleich ein Zeugnis des erstaunlichen Arbeitseifers meines alten Freundes war.

Dann suchte er auch »*Die Wurzeln der Weltsprachen*» aus jener, schon zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft verdorbenen hebräischen Sprache, und jenes Riesenbuch, eine wirkliche Sisyphusarbeit, brach schliesslich seine geistige Vitalität. Auch sollte er nie mehr seine Geisteskraft zurückerlangen. Ich meinerseits hatte unterdessen »Die Wurzeln der Weltsprachen» sowohl gesucht als auch gefunden — und zwar in den europäischen Sprachen des keltischen Bronzealters, von welchen die finnische Sprache sich am besten erhalten hat.

Mir wurde der Gedanke immer rätselhafter, wie August glaubte, in der hebräischen Schriftsprache, die keine Vokale besitzt, etwas Ursprüngliches zu finden; da doch die Juden im Laufe von 3000 Jahren immer von dem einen Ende der Welt nach dem anderen getrieben wurden, wohingegen die Finnen nachweislich während dieser ganzen Zeit in den Urwäldern des Nordens still für sich gelebt hatten, weit ab von dem Trubel der alle Sprachen vermischenden und zusammenwerfenden Völkerwanderung. Ich versuchte, in einem Briefe,

meinen alten Freund von seinem Irrtum abzubringen — aber ich merkte auch, dass er zu müde war, er verstand mich nicht mehr.

Selbstverständlich schrieb August mir nicht, dass er sich alt und müde fühlte, aber ich las es doch zwischen den Zeilen wie auch aus dem Inhalte. Seine Arbeit bestand jetzt meist nur darin, dass er ganz aufs Geratewohl aus allen Sprachen herausgesuchte Wörter und Redensarten aneinander reihte, ohne irgendwelchen logischen Zusammenhang. Er ging sogar so weit, zu behaupten, dass die Wörter untereinander verwandt sein konnten, ohne dass dieses semasiologisch nachweisbar wäre. Dieses entsprach nicht meinen Anschauungen. Daher beschloss ich auch, den alten Meister nicht mehr zu behelligen und ihn seiner eigenen Gedankenwelt zu überlassen.

Dann begab es sich unangenehmer Weise, dass zwei von meinen Bekannten, ein Kapitänleutnant und ein Stationsvorsteher begannen, Strindberg mit Briefen zu belästigen, »um ihn zu überzeugen». Ihre Begeisterung hatte keine Grenzen, als sie, wider Erwarten, auch von Strindberg Antwort erhielten. Wenn ich natürlich einen solchen Briefwechsel nur beklagen konnte — und auch bedauern musste, dass der alte müde Meister von diesen vielschreibenden Personen nicht in Ruhe gelassen wurde, so hatte ich ja kein Recht, ihnen die Freude an einem Briefwechsel mit einem so berühmten Manne, wie August Strindberg, zu verderben.

Zuguterletzt schienen sowohl der Kapitän als auch der andere Schreiber unserem August überdrüssig zu werden, denn im Jahre 1911 wandte er sich wieder ganz unerwartet an mich, indem er mir eine Aufforderung, die 10 Worten galt, sandte mit der Bitte, mich damit zu beschäftigen. Selbst veröffentlichte er diese Disputation in der Zeitung »Aftontidningen» (Die Abendzeitung) in Stockholm — — —. Dieses war unser letzter näherer Gedankenaustausch. Ich antwortete ihm in den »Åbo Underrättelser» (Åboer Nachrichten) am 30. Januar 1911, in einem offenen Briefe, der folgendermassen lautete:

Werter Freund!

Nachdem Du in »Aftontidningen» das Publikum in Schweden und Finnland davon unterrichtet hast, dass Du mir

und meinen Zeugen eine Herausforderung betreffs einen 10 Worte umfassenden Disput zugesandt hast, bleibt mir nichts weiter übrig, als diese Deine Aufforderung anzunehmen.

Während Deiner Krankheit habe ich Deinen Fehdehandschuh nicht annehmen können, aber da Du selbst nach Deiner Genesung die Sache vor die Öffentlichkeit gebracht hast, sehe ich keinen Anlass, »mein Licht hinter den Scheffel zu stellen», sondern ich veröffentliche erst Deinen offiziellen Brief, so, wie er ist, und füge meine Antwort gleich hinzu. Also:

Strindbergs offizieller Brief an S. W. Aspa:

Freund,

Dir ist wahrscheinlich bekannt, dass mir auch Kapitän F. und ein Herr L. schreiben. Ihr seid also drei gegen einen, und ich kann nicht Euch allen dreien antworten, sondern Ihr könnt Euch mein Antwortschreiben gegenseitig zur Kenntnis bringen.

Aber höre jetzt genau. Da mir eine grosse Menge von Material zur Verfügung steht, kann ich Euch mitteilen, dass alle Sprachen in der griechischen und hebräischen Sprache vorzufinden sind. Und jedes griechische Wort hat seinen Ursprung in dem Hebräischen, eben weil die hebräischen Worte die kürzeren sind.

Nehmt Euch vor dem Sanskrit in Acht, das falsche Stammwurzeln hat. Es ist das Gemisch einer späteren Zeit. (Darauf folgen Strindbergs hebräische Wurzeln).

Meine Antwort an Strindberg.

Lieber August!

Der Disput um die zehn Worte, nach der phonetischen Art der Wissenschaften geführt, könnte nur in einen Wortstreit ausarten. Da der Hauptzweck meiner analytischen Forschung keineswegs das Wort, sondern der Gedanke ist, den es ausdrücken will, so fasse ich die Sache so auf, dass Du mich zu einem Gedankenaustausch herausgefordert hast.

Meines Erachtens darf sich die vergleichende Sprachforschung nicht zumuten, auf eigenen Füssen stehen zu

können, bevor sie nicht eine empirische Wissenschaft geworden ist.

Wenn z. B. ein Anthropologe, wie der Engländer Taylor, auf Grund seiner, das ganze Leben lang betriebenen Studien in seinem Werke »Der Ursprung der Arier» ausdrücklich hervorhebt, dass »die Arier nichts anderes als ein Zweig des grossen finnisch-ugrischen Volksstammes sind», so ist das eine Behauptung, welche die Sprachforschung auf ihrem jetzigen Niveau nicht ignorieren darf.

Da ausserdem Darwin behauptete, durchaus der Meinung zu sein, dass der Mensch (wie die meisten Tiere) sang, ehe er lernte, die lautlichen Äusserungen mit Konsonanten zu unterbrechen, um Worte und Gedanken zu bilden, so hat die Sprachforschung nicht viele Belege für die Annahme vorzubringen, dass die abgestumpften, einsilbigen Sprachen älter als die klangvollen, an Vokalen und Diphtonge reichen Ursprachen wären.

Keine einzige jetzt lebende Sprache hat einen solchen Reichtum an Vokalen beibehalten, wie die finnische. Ausser den gewöhnlichen Vokalen hat die finnische Sprache lange Vokale, auch Doppellaute, Diphtonge, unendlich viele. In der Sprache der Lappen gib es sogar Triphtonge.

Mich auf die Behauptung Darwins stützend, wage ich es, der Ansicht Ausdruck zu geben, dass die vergleichende Sprachforschung die Sprachen der Tiere und auch der kleinen Kinder viel zu wenig beobachtet und studiert hat.

Da der einzelne Mensch während der Entwicklungsperiode seines Lebens von einem bei der Erzeugung mikroskopischen Wesen zu einer drei Ellen langen Gestalt durchmacht, zu welcher Entwicklung die Menschheit im ganzen hunderttausende, vielleicht sogar Millionen von Jahren gebraucht hat, so liegt es nahe, die Jugend der Menschheit mit derjenigen des einzelnen Menschen zu vergleichen.

Jede Entwicklungsstufe ist durchzumachen. Aber mit Hilfe vererbter seelischer Eigenschaften lernt das Kind in einer Stunde das, was unsere Vorfahren Tausende von Jahren erwogen und beobachteten.

Wie bald erlernt das Kind das Gehen mit beiden Füssen — unsere Urvorfahren in den endlosen, tropischen Wäldern

Javas hatten nicht viel Freude an dieser Kunst, weil sie in den Bäumen und Dickichten herumkletterten.

Ehe heutzutage die Kinder beginnen zu sprechen, hört man sie lallen, (auf schwedisch »lalla», welches dasselbe Wort ist wie das finnische »laulaa, d.h. singen).

Wie die finnische Sprache, nur indem sie irgendeinen Vokal kürzer oder länger spricht, den Positiv, den Komparativ und den Superlativ bilden kann, geht aus Folgendem hervor: *e* ist ein breiterer Vokal als *i*, das kurze *a* ist breiter als *e*, das lange *aa* ist das breiteste.

Vergleiche jetzt: le'-veä, la-vea, laa-ja. Alle drei Worte bedeuten breit, aber in gesteigerter Form. Die Wissenschaft nennt dieses Onomatopoesie, aber ich nenne es Klugheit und Folgerichtigkeit. Oft verändert sich ein Begriff, wenn nur ein einziger Vokal durch einen anderen ersetzt wird.

Vergleiche z. B. Finn: »umpinainen» (nach allen Seiten geschlossen), mit »impinainen». (Das englische *imp*- Waldjungfrau ist ein Rest des finnischen Wortes *impi*. *Impi-nainen* =verschlossene Frau = »*Jungfrau*».

Dass unsere eigenen Professoren die Sprache, die wir die finnische nennen, sehr wenig kennen (die lappländische kennen sie noch weniger), kommt daher, dass sie ihre Weisheit meist von den Germanen, die das Finnische nicht kennen, herhaben.

Deine eigenen Landsleute, Herr Professor Enevald Svenonius, Rudbeck, der Jüngere, Ericus Ericson Gyllenhjerta-Kajanus, Porthan, u.a., die seit 1600 die finnische Sprache mit dem Hebräischen und dem Griechischen verglichen haben, sind nicht mehr Propheten.

Jedoch schrieb Lönnrot im September 1847:

»Es könnte vielleicht auch geschehen, dass die finnische Sprache eines schönen Tages im Auslande die hohe Stellung erreichen würde, die das Sanskrit zu unserer Zeit bei den Sprachforschern einnimmt...»

Diese von dem grössten Kenner der Sprache Finnlands gemachte Äusserung wurde nicht beachtet, bis die Schwedische Literaturgesellschaft, »Svenska Litteratursällskapet», Lönnrots auf schwedisch geschriebene Schriften »Lönnrots svenska skrifter» an seinem 100. Geburtstage herausgab.

Wir wissen nicht, was in der Zukunft aus der finnischen Sprache wird, aber auf Grund jener Tausende von Worten, die ich aus den Sprachen aller Herren Länder zusammengesucht habe, bin ich bereit, den Vertretern der europäischen Universitäten schwarz auf weiss zu beweisen, dass die finnische Sprache die am besten bewahrte Form der Muttersprache der alten Welt ist, wohl aus Java stammend, und dann, teils über Indien, durch Ägypten zu uns gekommen ist.

Und hier schliesslich die 10 finnischen Worte, um die Du mich gebeten hast: 1. Kuu 2. Maa 3. Mies 4. Tar (Frau) 5. Pää 6. Luu 7. Puu 8. Suu 9. Laa 10. Ko. Auf deutsch: 1. Mond — 2. Erde — 3. Mann — 4. Frau — 5. Haupt — 6. Knochen — 7. Holz — 8. Mund — 9. Breite — 10. Sammlung.

Als Beweis dafür, wie die von *ko* hergeleiteten Worte gebraucht werden, möge Folgendes dienen:

»*Kokoo kokoon koko koko!*» »*Koko kokoko?*» »*Koko koko!*»

Ins Deutsche übertragen: »*Bringe zusammen* (den) *ganzen Haufen!* (Den) ganzen Haufen? (Den) ganzen Haufen!

Wenn Du mit irgendeinem hebräischen oder griechischen Satze oder in einer anderen Sprache die von mir obenerwähnten, finnischen Sätze widerlegen kannst, kannst Du mich an denselben Pranger stellen, an den Galilei gestellt wurde. Und ich werde sagen:

Sie dreht sich doch!

Gruss!

Dein S. Wettenhovi-Aspa.

Den 30. Januar 1911.

Auf diesen offenen Brief blieb Strindberg mir die Antwort schuldig. Statt dessen schrieb er später einen kurzen Privatbrief, der mit folgenden Worten endigte: »Ich bin noch kein Kapitalist, aber wenn ich noch leben werde, werde ich es, und dann will ich mich meinerseits revanschieren.

Kurz nachdem er diesen seinen letzten Brief abgesandt hatte, wurde August Strindberg zu seinen Vätern abgerufen.

Auf seinem Sterbebette soll er in seinen Fieberphantasien etwas über den »Finnteufel» gesagt haben, aber *was* er sagte, das dürften wohl nur seine nächsten Verwandten wissen.

Aber jetzt weiss er mehr als wir!

INHALT:

1894

1895





